Kursbuch 87

Trennungen

Claus Leggewie, Praktische Anleitung zur Scheidung
Joseph von Westphalen, Die Kunst des Seitensprungs
Karin Reschke, Bis zum Happy End
Asmus Petersen, Uns trennen Welten
Keto von Waberer, Schnittmuster
Eva Demski, Trenn-Voyeurismus
Barbara Hamm, Meyer gegen Meyer
Andreas Kaplan, Bis daß der Tod ...
Gabriele Dietze, Schnelles Rentier oder zäher Wolf
Fritz Kramer, Scheidung auf Afrikanisch

Kursbuch / Rotbuch Verlag
März 1987 10 Mark A 20281 F

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

86-238
Goethe-Institut e.V. Bibliothek
ausgeschieden am: 05.--

87 Trennungen März 1987

Keto von Waberer, Schnittmuster 1
Eva Demski, Trennungsvoyeurismus 7
Claus Leggewie, Drum prüfe, wer sich ewig bindet. Praktische Anleitung zur kostengünstigsten Scheidung 21
Gabriele Dietze, Schnelles Rentier oder zäher Wolf 53
Joseph von Westphalen, Die Kunst des Seitensprungs 61
Karin Reschke, Bis zum Happy End 77
Renée Zucker, Wenn an der Ecke schon ein andrer steht 85
Asmus Petersen, Uns trennen Welten. Verwunderungen eines nie Geschiedenen 103
Andreas Kaplan, Bis daß der Tod ... Aus den Archiven des Jüngsten Gerichts 117
Fritz Kramer, »Eine Frau ist wie ein Schatten«. Scheidung auf Afrikanisch 145
Barbara Hamm, In Sachen Meyer gegen Meyer. Rechtsfälle aus dem Scheidungsalltag 159
Exkurse: Der amerikanische Alptraum 169 / Das Doppelte im Namen der Wende 172 / Fürs Deutsche Historische Museum 176 / Die marmornen Flügel der Anarchie 179

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 8,50, im Einzelverkauf DM 10. Verlag: Kursbuch Verlag GmbH/Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30; Telefon 261 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telefon 881 50 59. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. Anzeigenverwaltung: Runze & Casper Verlagsservice OHG, Jungfernstieg 20, 1000 Berlin 45, Telefon 030/772 24 43 und 773 30 61.
© 1987 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck und Bindung: Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen.
Beilagen: Forschungsinstitut für Friedenspolitik Starnberg (Teilbeilage), Carl Hanser Verlag (Teilbeilage), »Kirschkern«-Buchversand (Teilbeilage), Rotbuch Verlag

Keto von Waberer
Schnittmuster

Mir kam schon die beiläufige Art, mit der meine Mutter beim Kuchenbakken das Eiweiß vom Dotter trennte, brutal und widernatürlich vor. (Sie half mit der scharfen Kante der Eierschale nach!) Die Vorstellung von Trennen und Scheiden hat für mich stets einen beängstigenden, geradezu apokalyptischen Beigeschmack gehabt – eine Schwäche, die keineswegs nur bei mir auftritt, wie ich weiß. Dessen ungeachtet muß ich zugeben, daß ich mich im Laufe der Jahre notgedrungen zu einem unwilligen, aber doch relativ eingeweihten Trenn-Kenner entwickelt habe. Vielleicht gerade wegen dieser meiner Trennungsphobie – auch Trennungsangst genannt – habe ich mich mit den Phänomenen der Trennung als Beobachter, Befrager und Kategorisierer teils verstört, teils manisch fasziniert auseinandergesetzt; allerdings lustvoller und mutiger mit den Trennungsgeschichten anderer Leute als mit den eigenen. Aufgerauht vom Nachdenken über dieses Thema befinde ich mich bereits im Zustand äußerster Alarmbereitschaft, und wie immer in solchen Momenten scheint mir, am grünen Tisch gesprochen, die brachiale Trennung, der sogenannte ›clean cut‹, am erstrebenswertesten. Das liegt gewiß auch daran, daß das für einen neurotischen Trennungsfeigling wie mich die einzige denkbare Methode ist. Darüber kann man natürlich streiten. Vor allem das Lager der Andersgläubigen, auf die ich gleich näher eingehen werde, mag diesen utopisch ›sauberen‹ Schnitt als kalt, ja unmenschlich abtun. Keiner tut es nunmal gern, wie schon das Sprichwort von ›scheiden‹ und ›meiden‹ sagt, aber jeder hat da seine eigene Strategie oder glaubt zumindest sie zu haben, bis es dann soweit ist.
Man lasse mich hier, um von mir abzulenken, die verschiedenen Methoden vorstellen, mit denen Leute sich trennen. Im übrigen geht es mir nur um die Trennung eines Paares. Ich neige bei anders gelagerten Trennungen, etwa von Kindern, Tieren, Wohnungen, Ländern, Angewohnheiten und Ansichten, zur übertriebenen Sentimentalität – darüber soll kein Wort verloren werden.

Beginnen wir mit den sogenannten *Drohtrennern*. Man erlebt sie sogar als völlig unbeteiligter Dritter. Es handelt sich meist um festgefügte Zweierbünde, die schon einige Zeit ohne deutliche Anzeichen des Auseinander-

gleitens nebeneinander existiert haben. Plötzlich, aus heiterem Himmel, wie man selbst feige vorgibt, denn meistens ist man schon durch Seufzer, Blicke und gemeinsame spielerische Kampfauftritte vorbereitet worden, werfen solche Leute das Handtuch, und zwar ohne Rücksicht darauf, wer gerade in Reichweite ist. Je nach Begabung für Dramatik leiten sie diese Handlung mit bestimmten Stichworten ein. Leute, die »Es geht einfach nicht mehr mit F.« sagen, wollen vielleicht nur jammern; diejenigen, die »Ich zieh aus« rufen, sind schon etwas weiter. Die mit dem dumpfen »Es ist aus« muß man vorerst noch genauer unter die Lupe nehmen. Die, die nichts sagen, sondern mit einem neuen Gefährten im Arm am Wirtshaustisch auftauchen, können schon fast überzeugen. Aber ich warne. *Drohtrenner* trennen sich nicht. Sie bleiben zusammen, und wehe dem, der ihnen zugeredet hat, ernst zu machen, der womöglich Partei ergriffen oder gar seiner Verwunderung Ausdruck verliehen hat, daß eine Trennung nicht schon früher erfolgt sei. Es gibt Ehepaare, von denen man das Gefühl hat, allein diese Spannung hielte das welke Ehegefühl noch aufrecht. Es gibt auch Paare, die aus diesem Gesellschaftsspiel Kraft für wunderbare Versöhnungen saugen. Alle jedoch behaupten, die wahren Freunde erwiesen sich just als Zuhörer, Anwälte, Stützer und Tröster in solchen Situationen – mag sein. Nur große Freundschaft befähigt einen Dritten dazu, in diesen unsicheren Verschlingungen nicht vom Wege abzukommen oder gar die Geduld zu verlieren.

Anders verhalten sich die patentierten *Ruckzucktrenner*. Man wirft ihnen oft Oberflächlichkeit und Flatterhaftigkeit vor. Wenn sie leiden, lassen sie es einen jedenfalls nicht spüren. Sie präsentieren einem mit schöner zeitlicher Regelmäßigkeit neue Gefährten, versichern, diese Neuerwerbung sei nun wirklich das Salz der Erde, blühen auf, legen sich eine Reihe neuer Ausdrücke, Kleidungsstücke und Vorlieben zu, drängen einen, den Neuankömmling ins Herz zu schließen, und erscheinen nach drei Wochen, pünktlich und etwas zerzaust, allein bei einem Treffen. Auf vorsichtige Fragen erhält man die Antwort »War nichts« und alle Variationen davon. Keine Erklärungen, höchstens ein paar Gläser mehr stehen auf dem Tisch, und schon sieht man beunruhigt wieder das geübte Auge des Jägers wie von selbst durchs Lokal schweifen: »Wie findest du die da hinten an der Säule, die Rothaarige?«

Dann gibt es die *Scheintrenner*. Sie machen sich ungemein verantwortliche Gedanken über Partner und Beziehung, ehe sie aussteigen, aber wirklich aussteigen tun sie nie. Sie leiden, sie quälen sich mit Vorwürfen, sie verlieren gar die Lust zu leben, den Glauben an sich selber, wenn sie einem das von ihnen verursachte Leid darlegen mit bebender Stimme: »P. kann nicht ohne mich leben.« Das sind auch die, die ihre Verlassenen nachts anrufen, um ihren inneren Zwiespalt kundzutun, die immer wieder vorsprechen, um nachzusehen, wie es dem armen Hinterbliebenen geht, und sich dabei auch

ausweinen. »Ich bin ein schwacher Mensch!« Oft sieht es so aus, als wollten sie die von ihnen geschlagene Wunde am Heilen hindern, als wären sie akribisch darauf bedacht, kein Gras über die Sache wachsen zu lassen. Angesichts von Neuzugängen im Leben der Verlassenen verstärkt sich diese Aktivität: »L. kommt doch immer an die falschen Menschen.« Oder: »Ich muß B. vor einer Kurzschlußreaktion bewahren, das ist doch jetzt noch zu früh, um schon wieder . . .« Das alles hindert sie nicht daran, selbst durchaus im Stillen ein neues Glück zu suchen: »Kein Wort zu A., wir sind uns doch noch so nahe.«

Die *Spektakulärtrenner* müssen hier nicht lange vorgestellt werden. Jeder kennt sie. Sie erledigen die Sache mittels eines Großauftritts unter Zeugen und geben manchen dahinkriechenden Veranstaltungen erst den richtigen Pfiff. Meist gelingt es ihnen, rasch die Teilnehmer in zwei oder mehrere Lager zu teilen, eine herzhafte Diskussion anzufachen, gelegentlich lösen sie blitzartig innerhalb noch friedlicher Zuschauerpaare Explosionen aus. Gastgeber können sich lange in Gesprächen über den denkwürdigen Abend sonnen. »Ich war doch derjenige, der bis zum Schluß versucht hat . . .« Noch lange danach werden in Beiwohnerkreisen erbitterte Kämpfe um den tatsächlichen Anlaß des Spektakels ausgefochten.

Die *Heimlichtrenner* dagegen stellen die Welt und den Partner vor vollendete Tatsachen, schicken ein Telegramm aus Dallas, Texas, oder stellen einem kommentarlos den Käfig mit der Katze vor die Tür. Für *Heimlichtrenner* ist ein Ortswechsel unerläßlich. Diese Sorte ist allemal die angenehmste, wenn auch die langweiligste. Der Ruch ihrer Tat erreicht einen frühestens mit den ersten Schockwellen des Klatsches. Wer aber näher dran sitzt, hat noch tagelang den Aufschrei der Getroffenen im Ohr.

Wenn unter den Männern die *Scheintrenner* grassieren, neigen Frauen zu einer anderen Art von Pseudotrennung, zur »Ich-will-es-einfach-nicht-glauben»-Variante. Diese *Trennzweifler* verlangen von Freunden viel Detektivarbeit, psychologisches Einfühlungsvermögen und ein gewisses Sendungsbewußtsein. Es geht darum, nachzuweisen, daß der entschwundene Partner die Trennung nicht eigentlich so gemeint hat, sondern aus unerfindlichen Gründen (Freunde sind dann aufgerufen, diese beizuschaffen) nur so tut, als habe er sich getrennt. Dabei müssen Blicke, Gesten, Stimmlage und Gesichtsfarbe des Herrn überwacht und ausgewertet werden, selbstverständlich auch sein berufliches Fortkommen, seine Eßgewohnheiten und neuen Amouren. Überall finden sich Spuren seiner heimlichen Reue, seiner immer noch tiefen Verbundenheit, seines unausgesprochenen Wunsches, zurückzukehren.

Die *Trennungszerfleischer* wiederum arbeiten zusammen, ein gutes Team, das sich die Waffen zureicht, die Losungsworte zuspielt, die Mitkämpfer auf beiden Seiten in atemloser Bereitschaft hält. Das sind Leute, die zwar

schon getrennt sind, aber sich nicht darum scheren, d. h. sie können es weder miteinander noch ohne einander aushalten. »Folie à deux« nannte man das früher, nicht ohne ein genüßliches Schnalzen der Zunge. »Selbstzerstörer«, sagen die Therapeuten. Sie selbst nennen es je nach Veranlagung »karmisch« oder »katastrophal«. »Bei uns ist wenigstens noch was lebendig und schreit«, rief neulich ein erschöpfter Kämpfer, der soeben wieder einmal seine Koffer gepackt hatte – im sicheren Gefühl einer Fortsetzung.
Bei beiden Geschlechtern gibt es die *Ahnungslosen*, die einem schier unheimlich sind, weil sie behaupten, bis gestern um 11.30 Uhr sei noch alles in bester Ordnung gewesen – und heute das ! Entweder haben es diese brutal überraschten Getrennten mit Ausbünden menschlicher Heuchelei und Schauspielkunst zu tun, oder aber es sind einfach arglose Individuen, die ›zu gut für diese Welt‹ sind und es sich von Freunden schon vorher verbeten haben, sie ›negativ aufzuladen‹, wie sie es nennen, wenn man seinerseits sich zu schüchternen Warnungen herbeigelassen hat.
Ihren Widerpart haben sie in den Kassandras, den *Schwarzsehern*, bei denen man mit Warnungen offene Türen einrennt. Man wird solche Warnungen deshalb tunlichst vermeiden, ja ihnen mit Beruhigungs- und Hoffnungsappellen entgegenarbeiten. Diese Seher ergehen sich von Anfang einer Beziehung an in düsteren Unkenrufen: »Nicht angerufen«, »politisch fragwürdig«, »noch nicht von seinem Ehepartner los«, »geschmacklich unsicher« usw. Alles deutet auf eine Entzweiung hin, steigert sich zu »Wie ich dir gesagt habe! Drei Tage schon zurück und kein Lebenszeichen« und endet dann auch wirklich bei »Da haben wir's, was ich immer befürchtet habe«. Diese *Schwarzseher* fühlen im tiefsten Herzen einen gewissen Triumph, recht behalten zu haben, d. h. sie suchen das Objekt ihrer Liebe danach aus, ob es eines Tages in der Lage ist, ihnen diese Befriedigung zu verschaffen.
Es mag jetzt so scheinen, als entsprösse den Trennungen nichts als Unrat, Leiden für die Betroffenen und Beschwernisse für die übrigen Teilnehmer, aber das hieße die Sache zu einseitig beurteilen. Im Kielwasser der vielfältigen Entzweiungen entsteht ein Reizklima, in dem alle möglichen Gewächse gedeihen. Und hier legt auch der *Trennungsverwerter* sein Gärtlein an. Diese Kategorie von Ökologen verwertet das Geschehene je nach dem Grad der eigenen Betroffenheit und der speziellen Begabung. Man muß nicht gleich, wie mancher, aus dem Debakel einen Gedichtband oder einen Roman gebären, was sowieso nicht jedermanns Sache ist; auch andere Früchte gibt es nach Trennungen einzubringen. Man darf seinen Freunden mit Fug und Recht eine Reihe von sauren Abenden bereiten, ihnen die Leere der Existenz, die Unzuverlässigkeit der Welt, die Hölle der Einsamkeit nahebringen, und man darf dazu eine ausgesuchte Verköstigung verlangen, von der Zufuhr exzellenter Flüssigkeiten ganz zu schweigen. Man kann sich, ohne daß es einem angekreidet wird, die größten Unhöflichkeiten und Ver-

geßlichkeiten erlauben, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden, ja man kann auf einen schier unerschöpflichen Quell der Anteilnahme und des Verständnisses hoffen, ohne in absehbarer Zeit in ähnlicher Münze zurückzahlen zu müssen. Merke: Freunde, die sich in den leidvollen Umständen der Trennung als seelisch und materiell kleinlich herausstellen, kann man getrost streichen, womöglich haben sie sowieso immer schon heimlich mit der Gegenseite paktiert.
Paare, die von Frischgetrennten heimgesucht werden, gehen aber keineswegs leer aus, sondern profitieren von ihrer Pflegetätigkeit. Wie gut kann man doch am lebenden Objekt studieren, wohin es führt, die schützenden Wälle eines Zweierpaktes zu verlassen. Gibt es einem nicht zu denken, wenn Leute, die immer auf dem hohen Roß saßen, nun praktisch mit dem Löffel gefüttert werden müssen? Dem Himmel sei Dank, da ist man doch aus anderem Holz; so labil, so infantil, so febril wäre man nun wirklich nicht – auch wenn es zum Schlimmsten käme. Wenn der *Trennwimmerer* die Tür hinter sich schließt, kann man sich ganz neu beglückt in die Arme fallen. Dazu hat man noch die Genugtuung einer guten Tat und kann auch daraus wieder den Profit der Selbstzufriedenheit schlagen. »Damals, als H. so fertig war, haben wir ihn ja praktisch gesäugt und gewindelt ...«
Schwerer fällt es dagegen, die *Trennungshyänen* moralisch gut zu heißen, obgleich sie doch, wie auch die Aasgeier der Natur, durchaus eine Art Gesundheitspolizei im komplizierten Gewebe des Gesellschaftsdschungels darstellen. Diese Leute erledigen, mit gutgezielten Hinweisen auf den Lebenswandel des abwesenden Trennpartners, eine womöglich noch zukkende, im Koma liegende Beziehung. Das sind auch die, die schon lange vorher alles wußten und nur geschwiegen haben. Dinge könnten sie erzählen! Nun ja. Wenn sie ihre Funktion ernst nehmen, lassen sie frisch Getrennten wahre Meisterleistungen an tendenziöser Informationskunst zuteil werden, rufen an, um das Auftauchen des eben Verlorenen zu melden, auch spät nachts, geben süffisante Berichte seines neuerlichen Umgangs, seiner erstaunlichen Ansprüche. Wundert es einen da, daß diesen *Trennhyänen* oft der übrig gebliebene Partner als Beute in den Schoß fällt? Sie haben ihn unredlich verdient. Die Bedenken zimperlicher Beobachter tun sie mit einem Schulterzucken ab: »Ich habe S. eben getröstet.«

Leute, die eine Trennung hinter sich haben, sind in der ersten Zeit nur bedingt zurechnungsfähig. Danach aber kommt eine andere Phase. Die Glorie des Leidens verblaßt, und neue Kräfte regen sich. Dunkle Kräfte.
Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß bei Trennungen, ganz gleich, wer wen verläßt, die Schattenseite des Menschen zutage tritt. Es ist erstaunlich, wie Rachegefühle, Beschuldigungen und Indiskretionen, gleich einem langen Rattenschwanz, hinter der Trennungskiste herschleifen. Edle Menschen,

die immer von ihrer Liebsten wie von der Jungfrau Maria sprachen, werden plötzlich gewahr, daß sie die letzten Jahre neben einem Medusenhaupt verbracht haben. Sanfte Frauen, die ihrem Liebsten unerträglich innig bei jedem Wort an den Lippen hingen, entdecken plötzlich wutschäumend, was für haarsträubende Blödheiten dieser Mann immer zu Hause in den eigenen vier Wänden von sich gab. Von den angeprangerten Bettgewohnheiten wollen wir gar nicht anfangen, hier reicht der Unmut vom Vorwurf abnormaler Maße bis zur Behauptung, sich jahrelang zu etwas gezwungen zu haben.
Daß Männer es schlecht ertragen, wenn man sich von ihnen trennt, weiß man nicht erst seit »Carmen«; man liest täglich in der Zeitung über den an der falschen Stelle angesetzten ›clean cut‹. Meist klingt auch die Trennungsgeschichte anders aus dem Munde eines Mannes (wenn ihm das nur irgend möglich ist) als aus dem Mund der Partnerin, die sich davongemacht hat. »Ihre krankhafte Eifersucht hat sie letztendlich fortgetrieben, ich komme nun mal gut an, auch bei ganz jungen Frauen.«
Frauen sind da meist bekennerfreudiger. Sie wiederum neigen dazu, aus dieser privaten Katastrophe einige tröstliche Verallgemeinerungen zu ziehen: Hier das Opfer, dort das Monster. »So sind sie eben, die Männer. Schau dich doch um!« Den Beteuerungen, dies sei nun endgültig das letzte Mal gewesen, sollte man allerdings nicht allzuviel Glauben schenken.
Man sagt mir, dies alles sei dabei, sich zu verändern, die ›neuen Männer‹ übten sich in Offenheit, die ›neuen Frauen‹ in humoriger Selbstbezichtigung. Ich weiß nicht, was mit den Leuten um mich herum los ist; oder was mit mir los ist. Wenn ich an Trennung denke, regt sich in mir wie eh und je das alte archaische Gefühl: Lieber ein Weltuntergang!

Eva Demski
Trennungsvoyeurismus

Ich kann jetzt nicht kommen, sagte Grete zu mir. Ich kann überhaupt nichts machen. Nein, auch nicht arbeiten oder einkaufen. Ich habe mich vom Hans getrennt. Es ist das neunzehnte Mal! sagte ich verblüfft. Das kann sein, sagte Grete. Aber diesmal ist es endgültig. Später traf ich Hans. Meint sie es diesmal ernst? fragte ich ihn. Wieso? fragte er zurück. Schließlich habe ich mich von ihr getrennt! Das Hin und Her war nicht mehr auszuhalten. Sie sagt was anderes! entgegnete ich, weil sich das so gehört. Sie lügt, wenn sie den Mund aufmacht! antwortete Hans erwartungsgemäß. Jedenfalls geben die beiden nächste Woche für ihre Freunde ein Essen.

Es ist leicht, sich lustig zu machen, wenn man nur zusieht. Der Gesunde kann das Weh nicht heilen, nicht einmal fühlen. Die Tatsache, daß jeder schon einmal Zahnschmerzen gehabt hat, macht die Menschheit nicht zu kundigen Tröstern im Leid. Getrennt hat sich auch jeder schon einmal, und trotzdem sieht man in der Anfangsphase auch bei guten Freunden ziemlich ungerührt zu, der Schmerzen nicht mehr eingedenk, die man selber schon gelitten hat. Von welchem Stück also soll der Zuschauer schreiben? Es gibt mehrere Varianten, sie alle werden parallel und en suite aufgeführt. Zunächst sind nur zwei auf der Bühne – Das Paar. In unserer theatralischen Lebensversuchsanordnung handelt es sich um jeweils einen Mann und eine Frau. Die gleichgeschlechtlichen Trennungsdramen haben sich, soweit sie mir zugänglich waren, recht ähnlich abgespielt, allerdings waren die Varianten, bei denen eine dritte Figur die Bühne betrat, ein wenig anders, ich möchte sagen, verblüffender und schwieriger zuzuordnen.

Bleiben wir also noch ein wenig bei Hans und Grete. In den Phasen, die zwischen ihren Trennungen liegen, sind beide friedliche, Lebensrisiken scheuende und über soziale und ökologische Probleme nachdenkende Menschen auf dem Weg in ihre Vierziger. Grete schreibt gelegentlich Gedichte, Hans versucht sich in der Musik – beides nimmt in den Trennungsphasen stark zu. Meine Anfangsbemerkung, es handle sich um die neunzehnte Trennung, war nicht ironisch gemeint, wenn auch die Zählung vielleicht nicht ganz korrekt ist, weil Trennungen, die mit dem Zusammenleben des Paares enden, schwer zu zählen sind. Beide leiden stark während der (meist kurzen) Getrennt-Zeit, die bei Hans eigenartigerweise den Wunsch auslöst,

Wochenendseminare zu besuchen. Grete fährt meist zu ihrer Schwester. Bei Hans und Grete handelte es sich bisher immer um eine echte, das heißt von beiden gewünschte Trennung ohne den ersten Nebendarsteller oder die erste Nebendarstellerin – nämlich Den Anderen, Die Andere. Es handelte sich um verschwommene, dennoch leicht faßliche Trennungsgründe, die den Haushalt, Hansens Wortkargheit oder Gretes Ignoranz Hansens Beruf betreffend als Grundübel nannten. Die Akkumulation mehrerer Grundübel, auch das Sich-Innewerden einiger neuer Unerträglichkeiten – wie eine fortschreitende Neigung Hansens zur Hypochondrie (wie sie bei Lehrern häufig vorkommt) oder Gretes früher nie beachtete Gewohnheit, in Gesellschaft etwas zuviel zu trinken und dann in sonst nicht benutzten Ausdrükken über Hans zu sprechen – führt bei den beiden in unregelmäßigen Abständen zum Trennungsentschluß. Dabei spielt eine große und schwer zu klärende Rolle, wer von beiden diesen Beschluß als erster/erste gefaßt hat.
Jetzt erst ist die Bühne für die Voyeure bereitet, ihre Zeugenschaft erweist sich als notwendig. Mit einem Schlag ist das bis dahin einsame Paar von Figuren umgeben, und je nachdem wie groß das Budget für Tragik ist, dürfen umso mehr mitspielen. Die Bühne wird in dieser Phase geteilt. Auf der einen Seite versammeln sich die Frauen (ziemlich viele), auf der anderen Seite die Männer. Sie pflegen in wechselnden Zweiergruppen zu agieren. Um noch immer Hans und Grete als Hauptdarsteller wahrzunehmen, muß man in dieser Phase genauer hinschauen. Beide sind durch die Trennungstat erst einmal erleichtert, aber auch gelähmt, die Stimmen des Chors haben jetzt ihren Einsatz, und die weiblichen Gruppendarstellerinnen sind untereinander durch Telefondrähte untrennbar verbunden. Die männliche Statisterie dagegen zeigt sich an Theken aufgereiht. Klischees? Es tut mir leid, bei diesem Thema gibt es nichts anderes. Schichten von Klischees, eine Geologie, eine Archäologie des längst Bekannten wird freigelegt, bedeutsam nur durch die Wüste von Bedeutungslosigkeit, die die sich Trennenden umgibt. Denn worüber soll man sonst reden, miteinander und mit den Statisten? Wie lassen sich die Gruppen, sonst in Ritualen verödet, wieder neu aufmischen, wenn nicht durch Trennungen und die darauf folgenden Neuzusammenfügungen, die allerdings im Fall von Hans und Grete nicht lang halten und zu einer Rückkehr zum Status quo ante führen, wir sagten es schon.
Eine Trennung wie die eingangs beschriebene ist die gesellschaftlich angenehmste. Ihr Unterhaltungswert ist hoch, die Folgen bleiben überschaubar, und der großer Leidenschaften entwöhnte Mensch wird nicht durch den Anblick, die Töne ausufernden Leids gestört. Die Trennung von Hans und Grete könnte man also als gesellschaftlich notwendige, kontrollierte Bewegung bezeichnen, bei der den beiden Akteuren für kurze Zeit die Möglichkeit der Veränderung aufscheint, ohne sie zu bedrohen. Ein Beziehungs-

wetterleuchten gleichsam, wobei das Wort »Beziehung« in diesem Fall mit Bedacht gewählt ist, denn die das Paar umgebenden Voyeure sind sich einig, daß es sich um Liebe längst nicht mehr handelt. Es werden nur noch die Ausbuchtungen und Explosivitäten nachgespielt, derer man sich von früher erinnert.

Grete ist in der Zwischenzeit von ihrer Schwester (die die Geschichte ja auch schon kennt und ihrer eigenen Antworten darauf müde ist) zurückgekehrt, sie trifft sich fast jeden Abend in einer Kneipe, aber nur mit Frauen. Die Häufigkeit der Trennungsversuche (somit der Versuche, durch Bewegung einer Empfindung habhaft zu werden) wird durchaus besprochen, man ist ja nicht von gestern. Ein gern benutzter Zielbegriff ist, daß »man sich auf die Schliche kommen müsse«. Die Grete umgebenden Frauen kennen Hans alle ganz gut und haben für das Erstaunen, mit dem Grete über ihre derzeitigen Gefühle spricht, Verständnis, wenn sie dieses auch nicht über Gebühr strapazieren. Grete ist erstaunt, weil sie eine taube Stelle in sich spürt. Wenn sie sagt, daß sie nicht mehr kann, weiß sie, daß das gar nicht wahr ist. Sie kann durchaus noch, sie weiß nur nicht, was. Bei Hans ist es vielleicht ähnlich, aber er schließt zu diesem Zeitpunkt jede Öffentlichkeit aus und läßt nur einzelne männliche Vertraute zu. Von diesen wiederum sind im Frauenlager nur grantige Bruchstücke zu erfahren, die langen Einzelgespräche, die sich weit in Nacht und Kindheit hinein erstrecken, lösen schwer faßbare, wolkige Solidaritäten aus. Von Müttern ist in diesem Stadium gern die Rede. Wenn Hans auch eine taube Stelle spürt, gibt er sie nicht zu. Er hat wirklich versucht, was er kann, und wird nie »wirklich akzeptiert«. Ein entnervtes Mitglied des Frauenlagers rät ihm, danach am besten gar nicht groß zu fragen. Das Dackelartige des anemanzipierten Mannes sei schwer erträglich. Da ist Hans gekränkt und zieht sich wieder in die Wagenburg der Männer zurück. Ob sie sich nicht einfach mit Hans langweile, fragt dieselbe ungeduldige Dame Grete. Das verneint Grete instinktiv, weil sie den Rückweg frei halten will. Wenn sie zurückkommt, können beide so tun, als hätten sie etwas gelernt und seien ein Stück weitergekommen. Die Bewegung wird sich aufbrauchen, aber die nächste kann jederzeit beginnen.

Diese Art der Trennung ist für die Voyeure nur begrenzt genießbar. Die Vorhersehbarkeit des Ablaufs, der Mangel an anarchischen oder archaischen Qualitäten ist unübersehbar. Auch der Identifikationswert hält sich in Grenzen. Das Stadium, in dem man (auf der Frauen- ebenso wie auf der Männerseite) sich der eigenen Trennungsdramaturgie erinnert, ist in diesem Stück ziemlich kurz. Bei gleichbleibenden Partnern sind Trennungen von einer bestimmten Zahl an peinlich, obgleich es dafür weder vom volkswirtschaftlichen noch vom psychosozialen Aspekt her einen Grund gibt – im Gegenteil. Die wirtschaftlichen und juristischen Folgen sind begrenzt, eine

gewisse Konjunkturbelebung durch den erhöhten Konsum beider Partner (Kneipen, Kinos, Zigaretten, Kleider und bestimmte Schallplatten) ist ja nur wünschenswert. Dennoch empfiehlt es sich, für die Wiederholungstrennungen Freundeskreise selektiv zu benutzen, also nicht immer die gleichen Voyeure und nicht immer alle auf einmal. Wir können an diesem Punkt Hans und Grete getrost verlassen, obgleich sie sympathisch sind, denn Langeweile ist nichts Negatives, sondern etwas Tröstliches; wer im Innern des Wasserglases sitzt, spürt den Sturm eben als Sturm.

Der Voyeur betrachtet etwas, er schaut hin. Manchmal schauen Voyeure aber auch weg, und je tiefer wir uns (vom ordentlich gerodeten Rand kommend) im Dschungel der Trennungen verlieren, desto öfter werden wir genötigt sein wegzuschauen. Unsere Begleiter sind Verlegenheit, Zorn und Mitleid, fassungsloses Gelächter ebenso wie Tränen. Der Voyeur bekennt sich zu seinem Mitgefühl. Ein Gleichgültiger würde sich von vornherein angeekelt abwenden und sich das Ganze lieber in Büchern anschauen, denn da fließt nicht soviel, die Trennung ist eine feuchte Angelegenheit mit Tränen und Rotz, Blut undsoweiter, eben alles Feuchte. Die Trennung bereitet auf den Tod vor, sagt jemand, der leider Willi heißt, das paßt nicht zu ihm.

Für Voyeure ungleich ergiebiger, beteiligungsintensiver laufen die durch Dritte begründeten Trennungen ab – der/die Andere betritt die Bühne. »Die Andere« ist zur Zeit zahlenmäßig noch im Vorteil, aber »Der Andere« holt auf beziehungsweise folgt sehr bald »Der Anderen« auf dem Fuße, so daß es sich oft um einen Grand mit Vieren handelt. Auch sind die beteiligten Nebenfiguren den Voyeuren meist bekannt. Willi sagt, das sei das Schlimmste. Willi, wir erraten es, ist der Verlassene. Der Andere, um dessentwillen Claudia die seit fünf Jahren als Ehe bestehende Beziehung zerbrochen hat, ist Willis Vorgesetzter. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß Willi wie ein Tier leidet. Willi ist ein schwerfälliger, ruhiger Mensch, Claudia, vierzehn Jahre jünger als er, umgetrieben von überwältigenden Versäumnisgefühlen. Willi hat wegen der beiden Kinder ein schlechtes Gewissen und kümmert sich um den Vierjährigen und den Dreijährigen. Claudia wird von ihrem schlechten Gewissen fast aufgefressen, raucht Tag und Nacht und stürzt sich mit ihrem neuen Freund in alle Sorten Lärm, die sie so lange entbehrt hat. Es schnürt sie von allen ab, daß sie die Übeltäterin ist, die Voyeure stehen mit strengen Mienen ringsum und schweigen. Willi weint bei jeder Gelegenheit bitterlich und fährt nachts oft in die Straße, in der Claudia jetzt wohnt. Aber seine Arbeit kann er nicht aufgeben, weil er nicht sicher ist, etwas Neues zu finden. Der Nebenbuhler kann ihm Befehle erteilen. Er unterläßt das allerdings und sucht nur einmal das Gespräch mit Willi. Er will eine Lösung für die beiden Söhne vorschlagen, denn Claudia gehe durch den Verlust der Kinder zugrunde, deshalb sollten sie so schnell

wie möglich zu ihr. Da dreht Willi durch, schlägt auf den verständnisvollen Sieger ein. Die Kinder nur über seine Leiche. Sorgerecht kein Problem, bei Claudias Lebenswandel. Claudias neuer Beschützer versteht, er insistiert fürs erste nicht weiter. Die Verzögerung dieser allzuschnellen Vaterwerdung ist ihm vielleicht gar nicht so unlieb.

Die Voyeure beschleicht bei der wachsenden Verfestigung dieses Trennungsdramas ein ungutes Gefühl, keiner der Beteiligten erhält Hilfe. Die Identifikationsmuster lassen sich nicht herstellen; bei wirklichem Elend, das uns nicht den Gefallen tut, schnell vorbeizugehen, wenden wir uns ab. Der Anblick Willis mit ständig tränen- und müdigkeitsgedunsenem Gesicht, der alle fünf Minuten wegen der Kinder auf die Uhr schaut und sich des Wohlbefindens seiner kleinen Geiseln nie sicher ist, sein Gestotter und seine Haltlosigkeit lassen die Voyeure schaudern. Keiner sieht sich in der Lage, ihm wenigstens mal die Kinder abzunehmen oder mit ihm über seine nicht enden wollende Liebe zu Claudia zu sprechen. Der Mangel an Trennungseleganz macht die Voyeure unwirsch. Schon haben sich, nach anfänglich einhelliger moralischer Verurteilung, Teile der Voyeursgruppe Claudia und ihrem neuen Partner zugewandt. Claudia ist mittlerweile in der Nähe der Magersucht, es steht ihr aber sehr gut, und ihre Nervosität hat etwas Flirrendes. Sie weiß genau, daß sie diesen Blick ins Leben nur für kurze Zeit tun wird. Längst habe sie, gesteht sie einer Vertrauten, beschlossen, zu Willi zurückzukehren. Aber noch eine kurze Zeit, wenigstens ein paar Monate, wolle sie so leben, wie sie es sich einmal vorgestellt habe. Denn Walter (Willis Chef, ihr neuer Freund) sei, was sie sich erträume. Er spreche mit ihr, nehme sie ernst, interessiere sich für ihre Meinung und ihre Gedanken. Willi habe seit drei Jahren fast nur noch ferngesehen, sei andererseits ein guter Vater. Und die Kinder zwängen sie eben zur Rückkehr. Walter liebe sie, aber zwei kleine Kinder auf einmal würden auch diese Liebe zerreiben, da sei sie sicher. Claudia weiß, daß sie Willi nicht liebt. Sie weiß nicht, ob sie Walter liebt. Man hätte vielleicht eine Zeitlang allein bleiben sollen, sagt sie.

Im Falle Willi und Claudia haben sich die Voyeurgruppen anders als sonst verteilt. Die weibliche Entourage findet sich um Willi (jene nervenstarke Minderheit, die nur durch grenzenloses Elend zufriedenzustellen ist), während die Männer an Claudias geistiger Entwicklung anerkennenden Anteil nehmen. Man habe sich früher nie mit ihr unterhalten können, aber sie sei doch durch diese Geschichte irgendwie reifer geworden. Ihrer Schönheit habe es, da sie jetzt etwas Durchgeistigtes habe, nicht geschadet. Wohingegen Willi äußerlich ziemlich verkomme, so daß sich jetzt zeige, daß die beiden im Grunde nie zusammengepaßt hätten.

Diese – wie wir sehen werden, ebenfalls temporäre – Trennung zwischen Willi und Claudia gibt den Voyeuren gegen Ende doch wieder Stoff. Sie eig-

net sich sehr gut für interaktionsfähige Diskussionen über Moral, Alter und Verantwortung, wobei sich die Männer- und Frauengruppe wieder aufs angenehmste mischt. Vor allem die Verantwortung ist ein Begriff, der sich einem, ist man seiner erst einmal habhaft, gern und aalglatt gleich wieder entwindet. Wer ist für wen verantwortlich und wer hat damit angefangen? Und wenn man die Verantwortung für sie teilt, muß man dann nicht auch die Kinder teilen? (Bei zweien stellt sich Gott sei Dank nicht auch noch dieses numerische Problem.) Ist Willi für Claudia verantwortlich, weil sie so jung war, oder ist sie es für ihn, weil sie ihn durchschaut? Je mehr die beiden – eben weil sie unabhängig voneinander vollständig überlastet sind – aus dem Kreis ihrer Freunde verschwinden, desto verläßlicher werden sie als Themenlieferanten. Man nennt die Namen Willi und Claudia, gerade weil sie jetzt nicht mehr zusammengehören, mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie Hero und Leander oder Charles und Di. Als es dann doch nach Monaten still um die beiden geworden ist, hört man, Claudia sei zu Mann und Söhnen zurückgekehrt. Einem Au-pair-Mädchen aus Dublin sei das gelungen, die Willi offenbar nicht so langweilig gefunden hatte und die auch mit den kleinen Söhnen fröhlich und unbefangen umzugehen wußte. Das schien Claudia – die sich von Walter im Unklaren gelassen fühlte – der rechte Zeitpunkt, ins alte Leben zurückzukehren. Das Au-pair-Mädchen wurde nach Dublin zurückgeschickt, oder es war woanders im Freundeskreis gern gesehen, das war nicht in Erfahrung zu bringen. Im abendlichen Kreis der Voyeure sind Willi und Claudia (wegen der Kinder) nach wie vor nicht oft zu sehen. Aber beide sind gezeichnet und sehen aus wie Leute nach einem langen Aufenthalt in einem fremden Land.

Wir waren Zeugen von Qual, das läßt sich nicht leugnen. Moralische Verurteilungen flogen kreuz und quer durch die unerläßlichen Telefone, und gerade die Kinderlosen wußten genau Bescheid über die zu wahrenden Rechte der Kinder. Aber nun ist alles wieder in Ordnung und ein weiteres Mal klargemacht, daß man sich nicht ohne weiteres dahin begeben kann, wo man hin will, die Handschellen und Fußangeln sind dehnbar, aber sie reißen nicht so leicht.

Die Trennung auf Zeit ist nicht die einzige, an der wir teilnehmen können, es ist auch nicht die interessanteste. Denn bei der Trennung auf Zeit können wir bei uns bleiben, während der Chor bei der endgültigen Trennung Farbe bekennen muß – bist du jetzt mit ihm oder mit ihr befreundet? Wen lädst du ein, sie und ihn oder ihn mit der Anderen, die man bei der Gelegenheit ja mal genauer anschauen könnte. Oder alle drei, was bei manchen Festen zu merkwürdigen Verwirrungen und geradezu islamischen Verhältnissen führt. Und wir denken an jenen volkreichen Geburtstag einer Schauspielerin, die sich vorgenommen hatte, wirklich alle ihre Liebhaber zusammenzufangen (soweit sie sich ihrer noch erinnerte und diese noch am Leben wa-

ren). Oder an jenen schmerbäuchigen Dichter, der für seine drei verschiedenen Frauen einkauft und zu Hause bei sich die Großpackungen aufteilt. Ein Glück, daß auch die traurigen Dinge so kleine skurrile Lichter haben.
Ich schwöre dir, ich habe nichts gewußt, sagt Marlene. Du wolltest nichts davon wissen! antwortet der erfahrene Voyeur. Nein, ich habe wirklich nichts gewußt. Ich habe ihm vollkommen vertraut, warum hätte ich das nicht sollen? Es hatte sich ja nichts zwischen uns verändert, wir schliefen miteinander wie zuvor. Vielleicht war es das? sagt der angesprochene Voyeur gemein. Du verstehst nichts, sagt Marlene, ich habe immer schon bezweifelt, daß du weißt, was Liebe ist. Karl ist ausgezogen, als Marlene zwei Tage verreist war, er hat kaum etwas mitgenommen, hat ihr nur einen Brief hinterlassen, in welchem steht, daß er nicht habe mit ihr reden können, weil er sie zu sehr liebe. Das, was er ihr jetzt antue, tue er sich selbst an, eine Amputation, das Wichtigste habe er sich vom Leib und vom Leben reißen müssen, aber das Andere sei noch stärker. Das Andere ist, alle Voyeure wußten es längst vor Marlene, eine von Karls Studentinnen. Die hatte ihrerseits ein Jahr lang kräftig unter Karls Unentschlossenheit gelitten und wollte (sie ist dreiundzwanzig) die Einzige sein, nicht die Zweite.
Nun ist Karl weg, man solle ihn nicht suchen, hat er an Marlene geschrieben. Das ist ein etwas einfältiger Satz für einen Professor, der ja nicht als fahrender Sänger von Uni zu Uni zieht (vielleicht aber das Gefühl haben möchte, das tun zu können). Marlenes Zusammenbruch war weithin hörbar. Mit der Raserei ihres Kummers ist sie allein, denn man kann, so interessiert man sich an menschlichen Grenzsituationen zeigt, nicht hinschauen. Valiumgestillt steht sie kaum mehr auf, schminkt sich nicht, stilisiert sich in der ersten Woche nach dem Verlust zur Pennerin. In lichteren Stunden telefoniert sie endlos mit Karls Sekretärin im Institut. Die beiden, früher Konkurrentinnen um Karls Zeit und Aufmerksamkeit, haben sich gegen den Eindringling verbündet. Er ist jetzt in dem Alter, sagt die Sekretärin, das mußt du durchstehen. Beider Du ist eine Antiquität aus der Studentenbewegung, jetzt gut brauchbar, früher eher störend. Karl fragt begierig nach dem schlechten Befinden seiner Frau. Den Rat, so zu tun, als ginge es ihr prima, weist Marlene zurück – nicht, weil sie den strategischen Nutzen nicht einsehe, sagt sie, sondern weil sie es einfach nicht könne. Dabei wäre das das einzige, was hilft. Die Nachricht, man habe die Neue und Karl auf dem Institutsfest zusammen gesehen, versetzt Marlene in Zustände, die an ihrem Verstand zweifeln lassen. Eine etwas phlegmatische, aber selbstbewußte und meist heitere Frau wird zur heulenden Mänade. Es gelingt ihr, die Adresse der Jungen herauszufinden, auch über deren Eltern informiert sie sich. Einen ganzen Tag bereitet sie sich auf den Überfall vor, zieht sich dutzende Male um, geht zum Friseur, wobei natürlich etwas danebengeht und die gewünschte Veränderung zur Verunstaltung wird. So jedenfalls

empfindet sie es und verschiebt ihr Vorhaben. Karl indessen genießt und leidet, er ist übernächtigt, denn erstens vermißt er seinen Rhythmus, und zweitens erschöpft ihn die Rastlosigkeit, mit der seine junge Freundin ihren neuen Besitz überall ausstellen will. Sie hält sich für die Monate der Verborgenheit schadlos. Marlene trifft sie dann ausgerechnet im Großmarkt, in dem Marlene ihr Katzenfutter besorgt. Beide erkennen einander etwas zu spät, der Ort ist für eine Auseinandersetzung auch denkbar ungeeignet. Da war ich froh über das bißchen Routine, erzählt Marlene nachher und zittert immer noch.

Später erweist sich Marlene als klug und meidet die Voyeure. Sie entdeckt am Alleinsein ungeahnt köstliche Seiten, sinnt über ihre Ehe nach und darüber, weshalb die ganze Welt außer ihr über Karls Trennung Bescheid wußte. Wenn sie ihre mänadischen, von Psychopharmaka gedämmten Verzweiflungsanfälle noch hat, weiß man jedenfalls nichts davon. Als Karl die Situation revidieren will, ist Marlene die Trennung gelungen, worüber Karl beleidigt ist. Er meint, die Vergebung einklagen zu können. Ich habe dir nichts zu vergeben, sagt Marlene, ich bin dir dankbar.

Der Voyeur sieht sich nicht wie in einem Spiegel. Seine eigenen Trennungsleiden sind fürs erste vergessen, wenn er sich fremde Trennungen ansieht. Einer, der selbst leidet, erweist sich als desinteressiert am Schmerz oder der Komik anderer. Bisweilen, wenn es sich um Prominente handelt, nimmt die ganze Republik voyeuristisch an der Trennung (oder einer Serie von Trennungen) teil und weiß nicht, daß es auch bei denen blutet, wenn man ins Herz oder ins Fleisch schneidet. Auch Liz Taylor und Richard Burton waren irgendwann erst miteinander und dann ganz allein. Vor Jahren verließ ein nicht mehr ganz junger Maler seine langjährige Ehefrau. Verblüfft und begeistert nahm die Kunstgemeinde Anteil an den öffentlich vorgebrachten Rüdigkeiten des bis dahin als ungewöhnlich glücklich geltenden Paares. Man wurde Zeuge von seinen Fluchten quer durchs Land, von ihren Verfolgungsjagden hinter ihm her, ihren Verirrungen auf falschen Fährten. Es war ein nicht enden wollendes Spiel der Trennung, eines, das den Voyeurismus bediente und die ermattete Phantasie der Kunstwelt aufmöbelte. Der Trennungsgrund, eine eher unauffällige und nicht mit dem Gossenvokabular der enttäuschten Gattin ausgestattete Dame, zog sich erschöpft zurück, das Vorhergehende war scheinbar wieder hergestellt. Aber eben nur scheinbar. Der Pfeffer, den eine vorübergehende Trennung in eine alte Beziehung streut, ist ein schnell verfliegendes Gewürz und wird überschätzt. Lassen wir es also mit den Prominenten gut sein, sie treten wieder gemeinsam auf in einer Art siamesischer Konstellation, und die mißtrauische Gattin übersieht würdevoll das Amüsement, das ihre Dauergegenwart auslöst. Wie es drin aussieht, wissen wir ja nie, auch wenn man uns nähere Blicke gestattet oder uns sogar zur Mitarbeit auffordert, so geschehen vor

einigen Jahren, als meine Freundin Ruth von einem Mann, der sie langweilte, wegen einer anderen Frau, die ein Kind erwartete, verlassen wurde.
Zehn Jahre waren Ruth und ihr Freund, nennen wir ihn Alfons (ich konnte ihn, wie es bei den Freunden der besten Freundinnen oft der Fall ist, nicht leiden) zusammengewesen, eine ausgehöhlte, müde dahertrottende Geschichte war das geworden, jeder von beiden ging seine Wege, und man einigte sich nur noch darüber, wer zum Wochenende die Einkäufe machen solle. Dann lernte Alfons eine Frau kennen, die hier nicht weiter interessiert. Ihre Schwangerschaft nahm er erleichtert zur Kenntnis, denn diese schien ihm ein würdiger Anlaß, endlich aus der verbrauchten alten Bindung herauszukommen. Er hatte nicht mit Ruth gerechnet und ich auch nicht. Die Archäologie der längst ausgestorbenen Liebe begann, Alfons erschien Ruth im rosigsten, gleichzeitig schwärzesten Licht. Doch, das gibt es – schwarzes Licht, meine ich. Jedenfalls in der Liebe. Sie band ihn mit tausend Fesseln fest, sie lauerte ihm auf, sie verführte ihn, wo sie konnte und womit es ihr einfiel. Alfons sah verblüfft eine Ruth vor sich erstehen, an die er allenfalls noch vage Erinnerungen hatte, ja, die es so seines Wissens eigentlich überhaupt nicht gegeben hatte. Er war gegen sie nicht unempfindlich. Beide erweckten den Eindruck eines Paares, das es plötzlich schon bei der Vorspeise im Restaurant nicht mehr ohne einander aushalten kann, nicht einmal bis zur Suppe. Die Voyeure wurden zur Mitarbeit verpflichtet, aktive Zuschauer und Applaudeure in diesem Liebeszirkus sollten sie sein. Das allerdings brachten auch die Hartgesottensten nur kurze Zeit fertig, Ruths Anstrengungen mit anzusehen. Gleichzeitig wurde die in Vergessenheit geratene Freundin von Alfons immer runder, was Ruth auf die Idee brachte, es auch damit zu versuchen, Bauch gegen Bauch sozusagen. Aber die Natur hat gelegentlich doch ein Einsehen, und nachdem das Feuerwerk abgebrannt war, verließ Alfons Ruth (die wieder jener glich, die er schon einmal verlassen hatte) und heiratete die Dame mit dem mittlerweile halbjährigen Kind. Ruth ist seither wortlos verbittert.
Sollte man zur Abwechslung einmal wieder das Objekt der Voyeure werden, empfiehlt es sich, an die eigene Mitleidlosigkeit zu denken. Der sich trennende Mensch ist normaler, gesellschaftlich akzeptabler als der glücklich zweisame. Diesem glaubt man entweder nicht (was in den meisten Fällen berechtigt ist), man findet ihn (den Menschen), wenn er weiblich ist, angepaßt, wenn er männlich ist, langweilig und einfallslos. Das leidenschaftliche, zärtliche Dauerglück ist unglaubwürdig oder peinlich, den wenigen, die dessen teilhaftig geworden sind, rate ich zur Verborgenheit und zum spröden Umgang miteinander in der Öffentlichkeit, damit die Götter nicht neidisch werden und die Spötter nicht ihr Maulwerk wetzen. Die Zeit (jene, in der der bekannte Zeitgeist wohnt) erträgt Trennungen, ja, sie for-

dert sie sogar. Dauerhaftes Glück erträgt sie nicht. Die Trennung setzt für kurze Zeit die verkrüppelten Freundlichkeiten der Umgebung frei, deren Aufatmen, daß es grade einmal nicht sie getroffen hat, selbst für die Leidtragenden noch hörbar ist. Ach, die Namen gehen mir aus für die Liebespaare und Trennungsmenschen, nicht aber die Geschichten!

Nennen wir also die nächsten Rosi und Martin. Es ist ein Nachbarpaar, und den Voyeuren geben sie fast nichts zu sehen. Sie wissen selber vielleicht auch gar nicht, daß sie mitten in einer Trennung befangen sind. Rosi hat ihren Körper bereits von Martin getrennt, nach dem ersten Kind wog sie einen halben Zentner mehr als vorher und beließ es auch dabei. Martin kann gar nicht mehr richtig an sie dran. Manchmal, sagt sie, warte ich ganz ungeduldig, bis er endlich aus dem Haus ist, das Kind schläft noch, und ich freß den Kühlschrank leer, stellen Sie sich das vor. Sie wisse nicht, ob es Martin störe. Sie redeten nicht darüber, wenn er heimkomme, sei er sowieso zu müde, und außerdem lasse sie sich keine Vorschriften machen. Wenn ich Martin am Wochenende sehe, macht er irgendwas am Auto oder schaut seinen kleinen Sohn an. Sie sind längst getrennt, unwiderruflich auseinander, Millionen Rosis und Martins kreisen so herum, manchmal nicht einmal mehr in Hörweite. Eigentlich sind wir ganz zufrieden, sagt Rosi. Martin sagt nichts, er weiß, daß es nicht stimmt, er ist sich nicht sicher, was er vom Leben verlangen kann. Aber in seinen Augen steht, daß er vielleicht doch eines Tages Zigaretten holen geht und nie, nie wiederkommt. Vielleicht, wenn das Kind größer ist.

Die Voyeure sind, wie gesagt, an dergleichen nicht interessiert, denn es geht ihnen nur um den Moment des Risses, der Explosion, des Schnittes – oder welche naturwissenschaftliche Parallelaktion einem da als Metapher brauchbar erscheint. Eine Trennung: Das kann in den Bereich der Chirurgie wie der Schneiderkunst, der Pyrotechnik oder der Chemie, des Gartenbaus oder der Politik fallen, jede Trennung hat die ihr zugeordnete Technik. Nur wissen das die sich Trennenden nicht immer, die Zuschauer hingegen sind ganz sicher, daß da, wo geduldig aufgetrennt wird, der saubere Schnitt angebracht gewesen, oder daß der leisen Reaktion die laute Explosion vorzuziehen gewesen wäre. Tatsächlich sind wenig sich Trennende so klug, reif und einander ähnlich, daß sie in der Wahl ihrer Trennungstechnik erfolgreich sind. Aber während ich das schreibe, denke ich, daß ein solches Paar sich ja gar nicht trennen müßte. Das ideale Paar ist also – folge ich dem Nebengedanken noch ein wenig – jenes, das genau weiß, wie es sich am bekömmlichsten zu trennen habe, wenn die Zeit gekommen ist. In meiner Heimatstadt Regensburg gab es vor etwa vier Jahren eine vielbewunderte, mit gerührtem Respekt und nicht ohne Heiterkeit wahrgenommene Doppelbeerdigung. Das Paar hatte unlängst die diamantene Hochzeit gefeiert. Morgens fand man die beiden Hand in Hand tot im Bett, es hieß, daß die

alte Frau ihren Mann um ein paar Stunden überlebt habe. Da kann einem dann der Gedanke kommen, daß gerade hier keine Trennung stattgefunden hat.

Progressive Stimmen mehren sich, man möge die Trauungsformel »bis daß der Tod euch scheidet« durch etwas weniger Furchterregendes ersetzen, »bis daß das Leben euch scheidet«, wäre einer der Vorschläge. So verkommt alles Wuchtige und Ehrwürdige zur Banalität. Was wäre denn das für eine Trauung, bei der expressis verbis die Erlaubnis erteilt wird, in Gottes Namen halt so lang beieinander zu bleiben, bis man aus irgendwelchen Gründen genug hat? Wozu denn dann heiraten? Wozu heiraten? Die Antwort ist schwer zu geben – damit man den Trennungsschmerz ernster nimmt, vielleicht? Seine Kostspieligkeit notabene und die vielen Voyeure, die Anwälte, Richter, Justizbeamten, die dem Akt der Beendigung professionelle Aufmerksamkeit zollen, Voyeure auch sie, genau wie die Therapeuten, Briefkastentanten, Wochenendseminarleiter, Gurus und Eheberater, die sich über den Patienten »Paar« beugen. Vielleicht sind wir gar nicht paarweise gedacht? Vielleicht nicht für lange Zeit, sondern mehrfach und in wechselnder Konstellation?

Bei Männern, belehrten diese selbst uns noch unlängst, ist das etwas ganz anderes. Da ist der Trieb intensiver, die Neugier, da geht das auch nicht so tief. Mit uns, meine Liebe, hat das gar nichts zu tun, das weißt du doch! sagten sie, wenn sie zu faul für eine Trennung waren. Angeblich mehren sich die Frauen, die das gleiche mit ebenso blanker Scheinheiligkeit sagen. In unserer Versuchsanordnung war davon leider noch nichts zu spüren, es sollte ein Ist-Zustand mit mehreren Varianten gezeigt werden, aber kein Wunschtraum. Wunschtraum? Erinnern wir uns an die Revolution von '68, vielleicht zum allerletzten Mal! Die offene Beziehung: Jeder ging, sooft er wollte, wohin er wollte, dem jeweils anderen wurde erbarmungslos die Wahrheit gesagt. Trennungen gingen zu schnell, um mit der nötigen Akkuratesse vollzogen zu werden. Geschrei, Tränen und dumpfes Brüten gab es auch damals, aber ohne jede gesellschaftliche Akzeptanz. Der Trennungsvoyeur war eine noch unbekannte Spezies, und bis auf ein paar gute Freundinnen, die das Mackerverhalten eher kühl und ungeduldig kritisierten, war die Bühne ziemlich leer.

Seither ist vieles anders geworden. Über die Eifersucht dürfen sogar wieder Bücher geschrieben werden – was auch gleich dutzendweise geschieht. Über die Langweiligkeit des Paares dagegen gibt es meines Wissens noch kein Buch. Wenn Paare einander nicht langweilig sind, ineinander versunken und sich selbst genug, ist ihnen die Welt langweilig, jedenfalls die Menschenwelt. Ein ausreichendes Angebot an Wäldern, Wiesen, Ausstellungen, Restaurants und Konzerten muß vielleicht sein, andere Menschen aber nicht. Beginnt ein Paar über die Schulter zurückzuschauen, ins Men-

schenleben hinein, haben sie schon begonnen, sich miteinander zu langweilen. Dafür aber nimmt die übrige Welt wieder von ihnen Kenntnis und sie von ihr. Die Trennung nimmt ihren Lauf, da die Versorgung des einzelnen durch sich selbst in den letzten Jahren immer besser möglich geworden ist. Wenn Kinder da sind, sieht die Geschichte anders aus, sie bilden die Puffer zwischen einer allzu unerbittlichen Paarhaftigkeit der Eltern. Auch da ist eine Trennung vollzogen.

Natürlich ist mir vollkommen klar, daß keiner der Mitvoyeure meiner Meinung sein wird: nicht in seiner Eigenschaft als Voyeur, sondern als Teil eines Paares, eines derzeitigen, gewünschten oder gewesenen. Aber ich fürchte fast, daß es sich nicht widerlegen läßt: Das einzig wirklich für die Umgebung interessante Paar ist das in Trennung befindliche – oder natürlich das illegale, das den Anschein völliger Getrenntheit in jeder Sekunde zu erwecken sucht, was ihm aber nur selten gelingt. Dieser Druck führt zu großer Reibungshitze und zur Reizerhöhung, selten zur Trennung, denn getrennt ist man ja schon. Dem scheingetrennten Paar sind die Voyeure natürlich besonders unbarmherzig auf den Fersen. Wir kennen auch das wieder von den armen Prominenten, und unsere Verachtung für jene Art Presse, die davon lebt, hindert uns nicht daran, sie gründlich zu lesen (beim Arzt oder beim Friseur, ich weiß). Die bezahlten Voyeure verfolgen das scheingetrennte Paar so lang, bis die beiden nicht mehr anders können, als ihre Verbundenheit zuzugeben. Wie wir wissen, geht das nicht lang gut. Die Leidenschaft ist der offenen Gemeinsamkeit nicht gewachsen, kurze Zeit später wird aus dem glücklichen scheingetrennten Paar ein unglückliches, tatsächlich getrenntes Paar. Das bereits zitierte letzte Barockpaar Taylor/Burton lieferte dafür ein trauriges Beispiel. Nach der Scheidung, in der Scheintrennung, ging es den beiden, wie man hört, richtig gut. Bis sie sich in diese nächste Ehe haben hineindrängen lassen. Da war's dann aus. Im unbekannten Leben hat man es leichter. Es gehört zwar ein gewisses Maß an Selbständigkeit, List und Geduld dazu, um das Gebäude der Scheintrennung wetterfest zu machen – aber wenn das gelingt, ist es die einzige Art, die Götter zu beschwichtigen und zwischen der Scylla der Langeweile und der Charybdis der wirklichen Trennung hindurchzukommen.

Vielleicht ist spätestens hier der richtige Platz, um über Moral zu reden, denn die Paarbeziehung kommt in den Institutionen selten ohne sie davon. Dabei hat das eine nichts mit dem anderen zu tun, Trennung ist nicht unmoralisch, das ist ja das Gemeine. In dieser aporetischen Situation befindet sich bei jeder Trennung mindestens einer. Man kann jemandem nicht vorwerfen, daß er einen nicht mehr liebt. (Was immer das sein mag – meist wird dafür gehalten, daß der eine beim anderen bleibt.) Es wäre eher schwarzes Haar oder die Neigung zu Kurzsichtigkeit vorzuwerfen, weil beides sich korrigieren läßt – aber wenn die Liebe beim einen vorbei ist,

kann der andere sie nicht einklagen. Meist ist sie beim anderen auch vorbei, aber das will der nicht wahrhaben. Es ist beschämend für den sich Trennenden (oder die sich Trennende), wenn ein Übermaß von Gefühlen plötzlich dort hochschießt, wo vor dem sich ankündigenden Ereignis eigentlich nur noch wenig gewachsen war. Denn was bildet den Humus für die wuchernde Wut? Deshalb eben kann man sich gerade in diesem Moment nicht eingestehen, daß es mit der Liebe längst ein Ende hatte. Die Kränkung ist oft an Gewalt der Liebe ebenbürtig, sie zu diagnostizieren (bei sich selber) gehört zu den Meisterleistungen der Selbsterkenntnis, die selten sind wie alle Meisterleistungen.

Und wir, die Voyeure? Geben wir uns keinen Illusionen hin, unsere Heilmacht ist begrenzt, unser Mitgefühl hielte keiner Prüfung stand. Wir werden in den Anderen Teilen unserer eigenen Geschichte begegnen, froh darüber, daß wir sie zu dem Zeitpunkt, da wir Publikum sind, nicht auszuhalten brauchen, sondern vorgeführt bekommen. Es ist wie in der Oper: Man will die alten Melodien, geboren aus sich wiederholenden Irrtümern, immer wieder hören. Und die Trennung ohne Zuschauer und Kritiker wäre wie die Oper ohne Publikum. Dieses sitzt in der Traviata oder in der Butterfly und weiß von Anfang an, daß das nicht gut gehen wird. Gerade das erzeugt Aufmerksamkeit, ja sinnliche, kennerische Freude. Auch bei den Paaren weiß jeder, daß es nicht gut gehen kann. Aber nachdem sie gestorben sind und der Vorhang gefallen ist, stehen sie wieder auf, kommen nach vorn und verbeugen sich. Da sind wir ganz sicher: Morgen werden sie eine andere Partie singen. Und in zwanzig oder dreißig Jahren, wenn wir irgendeinen Hafen erreicht haben werden, erinnern wir uns genießerisch und wehmütig an die alten Stücke, selbst gespielt oder gesehen. Die Inszenierungen sind uns noch ganz gegenwärtig, aber die Schmerzen werden verschwunden sein und nicht wiederkommen. Vielleicht werden wir ihnen nachtrauern, diesen Schmerzen, besser als Arthritis oder wirkliche Koronarinsuffizienz waren sie allemal – oder? Das Selbst-Erlebte und das Betrachtete werden ineinanderfließen. Oder es wird ganz anders kommen.

Im Alter von vierundsechzig Jahren trennte sich die Rechtsanwältin Luise von ihrem Mann, einem fast siebzigjährigen, sehr erfolgreichen Juristen, der damit so wenig gerechnet hatte wie mit einer Atomexplosion. Sie waren fast vierzig Jahre verheiratet gewesen und hatten fünf gemeinsame Söhne, die bis auf einen alle gut geraten, d. h. ebenfalls Juristen waren. Auch die Söhne hielten den Entschluß der Mutter für eine namenlose Geistesverwirrung, weder die Wechseljahre noch ein spätes Liebesfeuer kamen als Gründe in Betracht. Einer neugierigen Freundin, die von dieser seltenen Trennungsvariante fasziniert war, sagte Luise ruhig: Ich hatte endlich überhaupt keinen Grund mehr, es nicht zu tun.

Jacques Lacan: Encore

Das Seminar, Buch XX

Nach sechsjähriger Unterbrechung erscheint jetzt eines der bedeutendsten Seminare von Jacques Lacan: *Encore*. Es handelt von Jacques Lacans Ausführungen zur Liebe, zur Sexualität, zur »Nichtexistenz« der Frau und zum Verhältnis der Geschlechter. Mit seinen provozierenden Thesen wurde es in Frankreich zu einem Grundlagentext zur Bestimmung der Sexualität innerhalb der Psychoanalyse, der Eingang fand in die Diskussionen und Texte von Literaten, Geisteswissenschaftlern, Feministinnen und Psychoanalytikern.

Zitat aus »Encore«
»Was den Grund des Lebens wirklich macht, ist, daß für all das, was ist mit den Verhältnissen von Männern und Frauen, was man Gemeinschaft nennt, es nicht geht.
Es geht nicht, und alle Welt spricht davon, und ein Großteil unserer Tätigkeit geht hin, es zu sagen.«

Jacques Lacan
Encore
Das Seminar, Buch XX (1972–1973)
Textherstellung Jacques-Alain Miller
übersetzt von
Norbert Haas, Vreni Haas und
Hans-Joachim Metzger

169 Seiten,
broschiert, DM 28,–
ISBN 3-88679-907-7

QUADRIGA

Verlagsgesellschaft mbH
Weinheim, Berlin

Claus Leggewie
Drum prüfe, wer sich ewig bindet

Praktische Anleitung zur kostengünstigsten Scheidung

Bei der Einfahrt in die Tiefgarage hat leitender Redakteur Sörgel eine Idee. Als kreativer Herrscher über den Lokalteil und verantwortungsbewußter Patron einer wechselnden Zahl ihm anvertrauter Volontäre pflegt er seine jungen Leute von Zeit zu Zeit hinaus ins Leben zu schicken, auf daß sie dem Abenteuer gleich um die Ecke nachspüren. Aber er darf seine treue Leserschaft nicht mit abgefeierten Reportagen aus Pennerasylen oder von Winterschlußverkaufseröffnungen langweilen. Deshalb wird er den Pachulke und die Müller-Sawatzki heute zum Standesamt Mitte und zum Standesamt Nord schicken. Als selbst unterhaltspflichtiger Ex-Gatte weiß Sörgel, wie bedenkenlos dort auch am heutigen Tag wieder Paare in den »Hafen der Ehe« steuern werden. Sollen die beiden Jungreporter mal ihr dickes Fell testen und den um diese Narren versammelten, verklemmt-fröhlichen Runden vor der guten Stube im Rathaus deplazierte Fragen stellen: Gleich nach Ja-Wort, Glückwunschprozedur und Foto-Küßchen, noch unter den Klängen des Hochzeitsmarsches sollen die Frischvermählten und die ganze Mischpoke Auskunft geben, ob sie eigentlich schon einmal über die Kosten einer Scheidung nachgedacht haben. Ob sie, als Beispiel jetzt, schon ihr persönliches *Anfangsvermögensverzeichnis* erstellt haben. Ob sie die §§ 1569 ff. unseres BGB studiert haben, und wie sie zum modernen Institut des Ehevertrags stehen. Alles böhmische Dörfer, versteht sich; kein Schimmer davon, daß zur modernen Trauung neben dem obligaten Standesbeamten und dem fakultativen Pfarrer heute ganz unverzichtbar der dritte Mann, der Notar, dazugehört. Das Ganze könnte dann, vorausgesetzt, die beiden *greenhorns* bringen anständige O-Töne und Atmosphäre mit, in die Wochenendbeilage. Sörgels Schlagzeile: *Wie die Lemminge ins Scheidungselend ...*; Unterzeile: Drum prüfe, wer sich ewig bindet.

Pachulke ist unabkömmlich, schon zu Recherchen über das »Ehepaar der Woche« abgeschwirrt. Aber Frau Müller-Sawatzki, *magistra artium* der Germanistik, Theaterwissenschaft und Skandinavistik, reizt die Aufgabe, am Standesamt Mitte dem Auftrieb trauungswilliger Scheidungskandidaten beizuwohnen. Es ist Vorfrühling, und auch saisonbereinigt soll ja die Zahl der heiratswilligen jungen Leute wieder ansteigen. Unbegreiflicherweise, findet die Volontärin, die seit Jahren unverheiratet mit ihrem Freund in

einer *Ehe ohne Trauschein* lebt; wie altmodisch, in dieser unserer Zeit noch freiwillig unters Ehejoch zu gehen.
Im Archiv schreibt sie rasch noch ein paar Zahlen und Schlagzeilen auf: Zirka 365 000 Ehen werden jährlich in der Bundesrepublik geschlossen, zirka 130 000 geschieden. Macht als Faustregel: Jeder zweite bis dritte heute im Rathaus besiegelte Bund fürs Leben endet über kurz oder lang vor dem Familiengericht gleich nebenan. Man braucht die Seite mit dem »Ehepaar der Woche«, dem Pachulke gerade ein paar Lebensdaten aus der Nase zieht, nur umzublättern und stößt aufs pralle Trennungselend: Im Anzeigenteil werben organisierte *male chauvinists* für ihren Vortrag gegen die *Schuldknechtschaft* im »Bergischen Hof«; die Frauengruppe »Liliom e.V.« bietet Beratungsstunden im Frauenhaus an. Mal sehen.
Ein paar Stunden später war die Reporterin fündig geworden: fast nur ungeprüfte Eheschlüsse; mit den »Lemmingen« hatte der Chef so falsch nicht gelegen.
Ein Frischvermählter: »Was sollen wir denn beim Notar? Wir sind froh, daß wir nicht in weiß heiraten müssen.«
Eine Jungehefrau, nach zehn Jahren Ehe auf Probe: »Bisher haben wir prima zusammengelebt, dann klappt es in Zukunft auch. Wenn mein Mann mal sauer ist, geht er um den Block.« (Er nickte.)
Ein Trauzeuge: »Die heiraten, um Steuern zu sparen, da dürfen sie gar nicht an Trennung denken. Ich selbst? Heirate sowieso nicht.« – »Nie?« – »Never, aber echt nicht.«
Eine Mutter: »Jetzt lassen Sie uns doch in Ruhe, ist ja unglaublich! Die Kinder heiraten natürlich aus Liebe.« (Hatte sie da nicht eben ein Flackern im Auge ihres Schwiegersohnes entdeckt!?)
Noch eine Frischvermählte: »Bei uns kracht es nicht. Und wenn schon, Gefühlssachen kann man eh nicht verstandesmäßig regeln.« (Freunde, Kollegen, Verwandtschaft *unisono*: »Genau!«)
Ein Schwiegervater: »Eheverträge schließen nur reiche Leute. Unsereins hat nix zu teilen, da gibt's auch nix vorzusehen.«
Endlich doch ein eheerfahrenes Paar, kaum noch Begleitung: (Er:) »Drittes Mal Standesamt, da weiß ich, was ich alles falsch machen kann. Natürlich haben wir einen Ehevertrag abgeschlossen.« (Sie, zum zweiten Mal hier:) »Uns kann nichts mehr passieren!« (Beide ab, das *Lächeln der Prizzis* umspielt ihre Lippen.)

Wenn man vom Rathaus kommt

Früher wurden die künftigen Eheleute weitblickend ausgesucht; Männer heirateten ein, Frauen wurden versorgt – die Ehe als Zweckgemeinschaft,

Gefühle fakultativ. Heute, wir sahen es, heiratet man aus freien Stücken und aus Liebe. Merkwürdig genug, daß die Ehe sich dabei mehr und mehr als Wirtschaftsgemeinschaft entpuppt. Man merkt es allerdings oft erst, wenn eine konjunkturelle Depression sich anbahnt oder der Schwarze Freitag schon da ist. Eine Scheidung können sich viele dann gar nicht leisten – *Scheidungselend* droht. Manche Gefühlsbankrotteure können es aber gar nicht abwarten. Emsig versuchen sie, den drohenden Konkurs abzuwenden, Kosten abzuwälzen und womöglich das Psychotief durch materielle Wiedergutmachung auszugleichen – *Scheidungsgewinne* locken.
Doch sind in der Regel nicht einmal die Scheidungserfahrenen klüger geworden. Einmal in die Partnerwechseljahre gekommen, scheuen sie vor der Zweit-, Dritt- und Mehrfachehe nicht zurück. Auf den ersten Blick strahlen sie noch Souveränität aus: Die einen verweisen auf ihre leidvoll erworbene Trennungskompetenz und werden folglich *beim nächsten Mal* alles vernünftig regeln und gütlich beilegen – gemeinsame Sorge für die Kinder, faire Trennung des Hausrats, gerechte Teilung des Zugewinns aus den Ehejahren und perfekter Versorgungsausgleich fürs Alter, alles ganz *cool*. Dachten sie wenigstens, bis dann alles noch viel ärger war als *beim letzten Mal*. Die anderen trauen sich jede Gemeinheit zu und vollziehen eine Art Selbstfesselung: bis ins letzte Detail ausgetüftelte Eheverträge, die vom Augenblick des Ja-Worts an alles flexibel einplanen oder auch radikal ausschließen, die Bindung also auf gänzlich postmaterialistische Basis stellen. Auch sie können sich täuschen. Selbst der ironisch-distanzierte Trauzeuge vom Standesamt Mitte ist vor Schaden nicht sicher. Fürs erste taucht er selbstsicher wieder in die erwachsene Wohngemeinschaft oder in die wilde Ehe ein, doch wie oft kommt das dicke Ende auch hier ...
Da lohnt sich allemal ein Blick ins BGB, familienrechtlicher Teil, was es, jetzt mal rein putativ gedacht, mit der Ökonomie der Trennung auf sich haben wird. (Juristisch Ungeübte wie der Autor greifen auf handliche Ratgeber zurück, etwa den laufend auf den neuesten Stand gebrachten Beck-Rechtsberater der Fachjournalistin Eva Marie von Münch, *Die Scheidung nach neuem Recht*, Beck-dtv-Taschenbuch, DM 9,80, oder das aparte, von Pro familia empfohlene Werk *Scheidungsrecht für ...* von Siegfried de Witt, Dreisam-Verlag Freiburg, DM 14,80, das die Männer von der einen, die Frauen auf dem Kopf von der anderen Seite lesen müssen.) Das bürgerliche Gesetzbuch ist ein rechtshistorisches Mosaik. Ähnlich wie gotische Dome und andere SO_2-verwitterte Repräsentationsbauten muß es permanent nachgebessert und fertiggebaut werden. So auch die Familienabteilung, die ein Ehemann des Jahres 1900 fluchtartig verlassen würde und die auch noch heute viele wohlhabendere Ehepartner, besonders männlichen Geschlechts, das Gruseln lehrt. Von einigen Grundpfeilern und -begriffen war eingangs schon die Rede. Die Artikel 1569 ff. stammen aus dem Jahre 1977 und

regeln den *Ehegattenunterhalt*. Das ist eine in der Regel monatlich zu zahlende Geldrente, die der bessergestellte und wohlhabendere Partner, der Unterhaltspflichtige, seinem getrenntlebenden oder geschiedenen Ex-*Compagnon de lit*, dem Unterhaltsberechtigten, schuldet. Dieser »Unterhalt« wurde bei uns von Eherechtsreformern der sozialliberalen Ära eingeführt, um materiell schwache Partner, die möglicherweise gar nicht scheidungswillig sind, nach dem Ehedesaster nicht völlig schutzlos im Regen stehen zu lassen; er ist der Stein des Anstoßes für oftmals endlosen Streit und setzt die abstrusesten Verweigerungsphantasien, notfalls kriminelle Energie in Megawattstärke frei. Auch Gegenreformen übrigens, denn unsere Volksvertreter ließen sich vom Gejammer der »Unterhaltsknechte« über das »Scheidungsverhinderungsrecht« erweichen und änderten gerade an diesem Unterhaltsteil des Familienrechts nach der Wende so viel herum, daß heute schon fast wieder das schlechte alte Schuldprinzip am Horizont auftaucht, welches die sozialliberalen Reformer mit dem Zerrüttungsprinzip zu vertreiben gemeint hatten. Doch dazu später.

Erst müssen noch die anderen Pfeiler des Scheidungsrechts besichtigt werden. Mittelbar dazu gehört ein altes Recht, nämlich die *Unterhaltspflicht der Eltern gegenüber ihren Kindern*. Wenn Kramer gegen Kramer und Müller gegen Müller-Sawatzki klagt, bleiben auch im kinderarmen Deutschland immer noch genug Scheidungswaisen zurück (ca. 100 000 jährlich). § 1601 sagt nun, daß man sie, Verwandte in gerader Linie, nicht wie Hänsel und Gretel wegjagen darf (denn »ein minderjähriges unverheiratetes Kind kann von seinen Eltern, auch wenn es Vermögen hat, die Gewährung des Unterhalts insoweit verlangen, als die Einkünfte seines Vermögens und der Ertrag seiner Arbeit zum Unterhalte nicht ausreichen«). Diese Pflicht der Eltern reicht also sehr weit, und daran ändert auch die Scheidung selbstverständlich nichts; mit ihren Kindern müssen sie vielleicht nicht die letzte, bestimmt aber die vorletzte Mark teilen. Auch dazu später mehr.

Ebenfalls neueren Ursprungs ist dann § 1587 a-p. Er regelt den *Versorgungsausgleich*, verlängert damit also den vom Verschulden unabhängigen Unterhaltsanspruch in die besonders kritischen Lebensphasen von Erwerbsunfähigkeit und Alter. Wir Deutsche scheinen besonders rentenfixiert zu sein; denn in keinem anderen Land der Erde ist diese Altersvorsorge für den geschiedenen Unpartner so ausgefeilt wie bei uns. Als Regelfall nehmen Gesetzgeber und Familienrichter dabei die Hausfrauenehe; wie seit unvordenklichen Zeiten erwirbt der Mann draußen im feindlichen Leben durch seiner Hände Arbeit oder durch geistige Anstrengungen die Altersversorgung, während seine treue Ehefrau Heim & Herd verwaltet und Aufzucht & Erziehung der Kinder besorgt, ohne für ihre soziale Sicherheit sorgen zu können; wenn dieses fragile System zusammenbricht, besteht mit dem Versorgungsausgleich Anspruch auf einen Rententransfer aus einer Anwart-

schaft, die als von beiden gleichermaßen erworben gilt. Auch darauf kommen wir zurück.
Unterdessen haben wir uns in den güterrechtlichen Teil des BGB zurückgeblättert. Seit Ende der fünfziger Jahre, man lebte schon längst nicht mehr vom Brot allein, haben sich die überkommenen vermögensrechtlichen Beziehungen zwischen den Eheleuten verändert. Früher konnte der Mann über das Vermögen seiner Frau verfügen, wenn sie nicht clever genug war und Gütertrennung ausdrücklich vereinbart hatte. Seit 1958 gilt nun die *Zugewinngemeinschaft* als gesetzlicher Güterstand und Regelfall; das bedeutet, daß beide Kramers Eigentümer von dem bleiben, was sie besitzen und sich anschaffen, aber im Fall des Falles zu gleichen Teilen an dem beteiligt werden müssen, was sie in ihren gemeinsamen Jahren erwirtschaftet und erspart haben. Nach der Scheidung muß folglich auch geteilt werden, was nicht ausdrücklich einem allein gehört, Schulden inclusive. »Übersteigt der Zugewinn des einen Ehegatten den Zugewinn des anderen, so steht die Hälfte des Überschusses dem anderen Ehegatten als Ausgleichsforderung zu.« Klar, daß auch das gegebenenfalls zum Streit führen wird; deswegen werden wir auch davon sicher noch hören.
Zum Schluß müssen wir noch die 6. Durchführungsverordnung zum BGB durchblättern, die Verordnung über die *Ehewohnung und den Hausrat*, die in einer Zeit verfaßt wurde, als beides zeitbedingt knapper wurde: 1944 machten sich die Juristen Gedanken darüber, was eigentlich geschehen sollte, wenn sich ein Paar trennte und nicht einig war, wer die eheliche Wohnung weiter bewohnen und wer welche Klamotten behalten durfte. Dann traten die Richter auf den Plan und mußten das nach »billigem Ermessen« »gerecht und zweckmäßig« erledigen. Wenn das Reich schon in Trümmer sank, dann wenigstens ordentlich. Heute ist, wie man auf den ersten Blick um sich herum sehen kann, in der kleinsten Hütte wieder eine ganze Menge Plunder zu teilen – Teppichböden, Toaster, TV's, nicht wahr, da kann einem ganz schlecht werden im Fall des Falles. Also wird auch darüber zu sprechen sein.
Früher war alles, für die Männer nämlich, viel einfacher. Es soll noch Weltgegenden geben, da sagen sie dreimal »Ich verstoße dich« und basta. Kein Unterhalt, kein Versorgungsausgleich, und der Krimskrams bleibt auch hier. Bei uns geht natürlich alles viel differenzierter zu; ob auch zivilisierter, sollten wir dann später entscheiden.

Fifty ways to leave your lover

Die Situation ist da. Jetzt wird's teuer. Man will wissen, wie es billiger geht. Methode 1 ist recht preiswert: »Du hast mich betrogen, enttäuscht, verlas-

sen – also kannst du auch die Scheidung einreichen und vor allem: bezahlen.« So hat es ein hier anonym bleibender Freund erledigt, der in der schreibenden Zunft ansonsten für etwas kapriziösere dialektische Gedankenführung bekannt ist. Die staatliche Beerdigung des Schuldprinzips hat er irgendwie nicht mitbekommen. Das wirkte ungemein kostendämpfend: Anwaltsrechnung und Gerichtsgebühren übernahm die schuldbewußte Frau, und wer weiß, auf welche berechtigten Unterhalts- und Ausgleichsansprüche sie noch verzichtet hätte, wäre ihr nicht der Familienrichter in den Arm gefallen. Auch Steuerberater D., der dank seines anständigen Berufs mehr Vermögen als dieser Tintenspritzer akkumulieren konnte, hält es mit der Devise: »Wenn du bei mir bleibst, hast du alles; wenn du gehst, kriegst du nix.«

Methode 2 kann ebenfalls preiswert sein und ist bestimmt eleganter, zeitgemäßer und empfehlenswerter. »Du möchtest die blaue chinesische Vase / den elektrischen Bratenschneider / die Tizio-Lampe? Aber sicher, Schatz. Dann hast du bestimmt nichts dagegen, daß ich den Beuys-Druck / die Römertopf-Garnitur / das Anmach-Sofa behalte, du weißt doch, wie ich dran hänge, ja? – Na prima. (Küßchen, Küßchen)« – toll, nicht? Hier haben wir das abgeklärte Musterehepaar vor uns. Jeder weiß doch, daß Ehen heutzutage nur auf Zeit Bestand haben – aber *sie* verhalten sich auch danach. Als es soweit war, haben sie das Unumgängliche akzeptiert und werden nun weder an den immer rechtzeitig ins Bild gesetzten Kindern noch an toten Dingen und lächerlichen Besitztümern ihr (ohnehin nur vorübergehendes) Leid ausagieren. Sie sind doch keine Barbaren. Auf die konkrete Abwicklung haben sie sich längst vertraglich geeinigt, oder sie tun es jetzt zum guten Schluß per Scheidungsvereinbarung. Man sieht: hier bahnt sich die *Konventionalscheidung* an – sauber, gerecht, billig, schnell. Die Familiengerichte freuen sich über solche Kundschaft: die beiden leben seit einem Jahr getrennt, beide wollen die Scheidung, sind sich vorab über alle aufgezählten Probleme einig geworden (Unterhalt, Ehewohnung, Hausrat) und legen sich beim Zugewinn und Versorgungsausgleich keine Steine in den Weg. In der Tat: dieser Scheidungs-Quickie ist die beste und billigste Lösung. Jeder Eheanfänger ist sich sicher, daß er es genau so machen wird, um dann bei der (x-ten) Scheidung wieder als Anfänger dazustehen ... Man soll aber die Hoffnung nie sinken lassen und genau diese Lösung anstreben.'

Für die anderen bleiben jetzt die Methoden drei bis fünfzig, die Varianten der uneinverständlichen Scheidung. Erwarten Sie nicht von einem Ratgeber zur kosten*günstigsten* Prozedur, daß er ihnen diese geldintensive Variante nun detailliert ausmalt – da kommen Sie im Zweifelsfall spielend selbst drauf. Sie werden heimtückische Phantasien entwickeln, wie Sie dem/der Anderen schaden können, Sie werden ihre Anwälte zu immer neuen Winkelzügen anspornen. All das wird aber die Scheidungskosten explodieren

lassen und die Nach-Ehe zu einem Ibsen mit Überlänge und reziproken, ständig steigenden Schadensersatzanforderungen eskalieren lassen.
Ein kleiner Blick aufs Schlachtfeld mag hier genügen. Es stehen sich zwei gegenüber, die wir schon von anderer Gelegenheit kennen: Erika Mustermann und ihr Ex-Gatte Kurt. Sie haben vor einigen Jahren am Standesamt Mitte geheiratet, eine Durchschnittsehe geführt, die nun in die Brüche gegangen ist und ein deutsches Durchschnittskind hervorgebracht hat. Leider konnten sich die beiden nicht zu einer Konventionalscheidung durchringen; nachdem sie die einzigartige Chance verpaßt haben, ihre Scheidungskosten in Grenzen zu halten, versuchen sie sie jetzt nachträglich zu verringern, womit sie eine Prozeßlawine lostreten. Anzumerken ist noch, daß sich Herr und Frau Mustermann in einer dem wirklichen Leben entsprechenden Asymmetrie befinden. Daran ändert kein noch so geschickter Lobbyist männlicher Geschiedenensklaverei etwas; doch ist prinzipiell alles austausch- und vorstellbar, daß auch Herr Mustermann der wirtschaftlich Schwächere ist und der Unterhaltsberechtigte wird.

Blick in die Wirtschaft

Dem Autor fällt an dieser Stelle wie gewöhnlich der Part des Gefühllosen zu. Sein Weg zur kostengünstigsten Scheidung abstrahiert von allen immateriellen Dimensionen dieses Vorgangs. Unter dieser Prämisse kann man nur beeindruckt sein vom anschwellenden Umsatzvolumen der krisenfesten Wirtschaftsbranche »Scheidungsfolgekosten«, die gleichwohl in keiner Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung auftaucht. 130 000 Scheidungen per annum – das sind gewaltige Primärtransaktionen (Anwaltskosten, Gerichtsgebühren incl. Pauschalen und MwSt.) und Sekundärübertragungen (Unterhalt, Renten und Pensionen, Hausrat und Zugewinn). Unsere herrschende Partei sieht sich damit vor einem neokonservativen Dilemma: Scheidungen sind, o Jammer, der *Famillje* zweifellos sehr unzuträglich und gehören per geistig-moralische Führung eigentlich ausgetilgt; aber da ist auf der anderen Seite dieser enorme Beitrag zum BSP, dem es bekanntlich nichts ausmacht, Wachstum auch toten Fischen oder toten Seelen abzugewinnen.
Flitterwöchner – notorische Solisten, Eheabstinenzler und sonstige Sakramentsfeinde ohnehin – können sich ihre Scheidung, auch das sahen wir, zumeist nicht nur nicht vorstellen, sondern im Zweifelsfall auch gar nicht leisten. Mikroökonomisch betrachtet treten der Reihe nach folgende Inkassoberechtigte auf:
– das Finanzamt;
– unsere Hauptdarsteller Erika und Kurt in gleich mehreren Rollen, mit

verschiedenen Ansprüchen an sich selbst: als verflossene Wohnungsmitbewohner, als frühere Geschäftspartner, als heutige Unterhaltsschuldner, als künftige Rentenanwärter;
– sodann Familienrichter Milde;
– und nicht zuletzt zwei weitere Rechtsanwender, Rechtsanwalt Peters als Vertreter von Erika Mustermann und seine Kollegin Dr. Bartsch für Kurt Mustermann.
Es liegt an der Regie, ob alles weitere eine banale Alltagsstory oder ein unerquicklicher Wirtschaftskrimi wird.
Mit dem ersten Darsteller haben die meisten gar nicht gerechnet: ein graues Männlein vom Finanzamt. Früher Scheidungsgewinnler ist nämlich der Fiskus; jede Ehekatastrophe, die Frau Süssmuth ihrem Amtseid gemäß für ein Unglück halten muß, kommt ebenso unverdient über Herrn Stoltenberg wie warmer Regen aus Bundesbankgewinnen. Ein unsinniges Steuerrecht schlägt mit der ihm eigenen Geschwindigkeit zu, wenn es etwas einzunehmen gibt, und stuft bisher gemeinsam veranlagte Eheleute nach ihrer Trennung in die ungünstigeren Steuerklassen herab. Oft führt das gar zu satten Nachforderungen an Getrenntlebende, obwohl bekanntlich mit der Trennung von Tisch & Bett die Familienaufwendungen steigen – von der Miete für nunmehr zwei Wohnungen über die Einzelzimmerzuschläge in den Ferien und den 150-Prozent-Rabatt bei der neuen Autoversicherung bis zu den Konserven, die als 500-Gramm-Dosen eben preiswerter sind als die Single-Rationen Erbsen & Möhren. Und wo erst einmal eine peu à peu aufgehäufte Aussteuer futsch ist, müssen dann zwangsläufig auf einen Schlag Neuanschaffungen im großen Stil getätigt werden. Nach der Scheidung hat der Unterhaltspflichtige Kosten wie ein Verheirateter, muß aber Steuern entrichten wie ein Junggeselle. Liebgewonnene Splittingvorteile und Kinderadditive, also allerhand Pauschalen und Freigrenzen, sind jetzt perdu. Da ziehen Stoltenberg und Süssmuth wieder an einem Strang: ein ehefreundliches Steuerrecht stellt Alleinlebende, oftmals auch Alleinerziehende eben schlechter.
Was kann man dagegen tun? Vorschnellen, requirierungssüchtigen Finanzämtern können die Ex-Eheleute ein Schnippchen schlagen, indem sie übereinstimmend erklären, zu Beginn oder innerhalb des Jahres, das der Scheidung vorausging, noch zusammengelebt zu haben; dann können sie noch einmal die Wohltaten der Steuerklasse 3 genießen. Der Unterhaltspflichtige hat dann ferner die Möglichkeit, seine Zahlungen als *Sonderausgaben* abzusetzen – bis zu 9000 Mark, wenn der Unterhaltsberechtigte selbst steuerpflichtig ist und – motiviert durch eine Neuberechnung seiner Ansprüche – einem Steuerabzug bei sich selbst zustimmt. Der Zahler kann auch *außergewöhnliche Belastungen* geltend machen – bis zu 3600 Mark, wenn die unterhaltene Person selbst wenig verdient und nur über geringes Vermögen

verfügt. Der besser gestellte Zahler kann weiter verhindern, Unterhalt aus dem zuvor hoch versteuerten Einkommen zu löhnen, indem er einen Unterhaltsvertrag abschließt: die Geschiedenen vereinbaren z. B. eine Kapitalabfindung oder übertragen ein Grundstück, weil dann das unterhaltssichernde Einkommen beim Empfänger selbst (geringer) versteuert werden muß. Aber Achtung, die Finanzämter passen auf, ob auf diese Weise nicht geschwindelt wird! Schließlich kann sich der Zahler mit Kind ein Stück der Vergünstigungen zurückholen, indem er sich ein »halbes Kind« auf der Steuerkarte eintragen läßt.[2]

Szenen nach der Ehe – fünf Kapitel nachehelicher Solidarität

Wir kommen damit zu unseren Mustermenschen selbst. Strenggläubigen Christen war es undenkbar, daß eine vor Gott gestiftete Ehe einmal ein profanes, zeitliches Ende finden könnte. Bei der heutigen *Ex-und-hopp*-Ehe grassiert das entgegengesetzte Fehlurteil: undenkbar, daß sie womöglich *nicht* mit dem letzten Händedruck vorm Amtsgericht beendet ist. Doch ist das Familienrecht eine »Katastrophenordnung«, in der die Entsorgung eine bedeutsame Rolle spielt. »Da auch die gescheiterte Ehe unter dem Schutz der staatlichen Ordnung nach Art. 6 Abs. 1 GG verbleibt, besteht auch in diesem Falle ein Verhältnis gegenseitiger ehelicher Pflichten fort, die inhaltlich verändert, aber nicht gänzlich beendet sind; daher besteht auch eine fortwirkende personale Verantwortung der früheren Ehegatten zueinander, aus der sich der Anspruch auf den notwendigen, möglichen und angemessenen Unterhalt ergibt.« (Ernst Benda)[3]
Unter dem Schuldprinzip waren Fremdgehen, bösliches Verlassen, Lebensnachstellung, andauernde Verweigerung des Beischlafs und sonstige Ehrlosigkeiten Grund genug, den Anderen abstürzen zu lassen. Das zog entsprechende Unterhaltsansprüche nach sich, für die die Trivialliteratur zwei »typische« Demonstrationsfälle parat hatte:
Fall 1: Wir erinnern uns an einen gequälten Manager, der seine pralinenessende und ewig mit ihren Freundinnen telefonierende Ex-Gattin mit horrenden Summen zu alimentieren hat. Ihr muß er weiterhin ein »standesgemäßes« Leben bieten, während er selbst hart am Existenzminimum entlangdümpelt. Und das alles nur, weil er einmal, ein einziges Mal mit der Sekretärin nach Paris ...
Fall 2: Hier waren linke Exposéschreiber am Werk und entlarvten mit der umgekehrten Story den patriarchalischen Charakter der bürgerlichen Zwangsanstalt Ehe. Er, ein aalglatter Mittelständler mit reichlich Knete, vernachlässigt sie, Totalhausfrau, die ihm und den Kindern ihre dahingewelkte Jugend geopfert hat. Sie grämt sich schrecklich und gibt sich in einer,

einer einzigen schwachen Stunde (es war während eines einsamen Schwarzwaldurlaubs) einem sensiblen Liebhaber hin – bumsdich, ist sie schuldig geschieden und sitzt nun völlig mittellos da. (Er sucht sich dann 'ne Jüngere.)
Familienrechtliches Paläolithikum! In der Moderne darf man den anderen verlassen und trotzdem Unterhalt fordern, womöglich lebenslang. Die Lösungsmuster für die erwähnten Fälle müssen ebenfalls modernisiert werden:
In *Fall 1* gilt es jetzt einen hochmotivierten Manager vor lebenslangen Zahlungen zu bewahren, wenn sie ihm fremdgegangen ist, die Scheidung beantragt hat und sich nun, ohne eigene Einkünfte und in einer vielversprechenden neuen Beziehungskiste, selbstzuverwirklichen anschickt.
Umgekehrt wird in *Fall 2* auch wieder ein Schuh draus: was tun mit der mittelalten, ungelernten, nicht berufstätigen, auf dem Arbeitsmarkt schwer vermittelbaren, womöglich kränkelnden Nur-Hausfrau?
Im ersten Fall hat eine unablässig wirbelnde Lobby in enger Fühlung mit leicht betroffen zu machenden MdBs und in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung die Axt des Schuldprinzips wieder hervorgekramt. Unterhaltsansprüche kann man inskünftig weder in jedem Fall (und jeder Fall ein Härtefall!) noch auf unabsehbare Dauer anmelden; der Gesetzgeber hat den Richtern mit einer christlich-liberalen Reform der Reform vor Jahresfrist die Chance gegeben, die in seinen Augen arg strapazierte nacheheliche Solidarität »abzuschmelzen« und Schritt für Schritt »herunterzufahren«. Doch haben dieselben Volksvertreter Fall 2, die in diesen Kreisen unersetzliche Hausfrauenehe, natürlich nicht vergessen und die tendenziell endlose Kette von Unterhaltsansprüchen nicht gekappt. Beides kann jetzt im Nebel unbestimmter Rechtsbegriffe heftig aufeinanderprallen – das Restrisiko des Familienrechts sozusagen, in dem frei flottierende Richtersprüche die Funktion der Grenzwerte einnehmen, die – wir erleben es bei allerhand außerfamiliären GAUs – mit Leichtigkeit korrigiert und mißachtet werden können.

Erstes Kapitel: Bis daß der Tod euch (wirklich) scheidet

Über den Unterhalt haben wir schon einiges erfahren. Frau Erika kann nun von ihrem Kurt einen den ehelichen Lebensverhältnissen angemessenen Betrag monatlich verlangen.[4] Richter Milde stützt sich dabei, nach »Billigkeitsschau«, auf den gewohnten Lebensstandard der beiden zum Zeitpunkt der Scheidung; wenn bei Herrn Mustermann eine Regelbeförderung oder sonst ein Karrieresprung ansteht, argumentiert er »keimtheoretisch« und läßt die Ex-Gattin daran partizipieren. Wer das unbillig (also teuer) findet, dem erläutert Frau Mustermann mit Timbre in der Stimme die frühere

Rollenteilung: ER war es doch, der sie heute so verflucht abhängig gemacht hat, ER wollte doch nicht, daß seine Frau arbeiten geht, ER hätte doch diese Karriere gar nicht machen können ohne sie im Hintergrund. Herr Mustermann versucht aber hartnäckig, die auf ihn zukommenden Unterhaltsforderungen abzuwenden oder zumindest gering zu halten und nachträglich zu drücken – das wird prozeßträchtig, und die Parteien werden sich von jetzt an immer wieder vor Gericht treffen. Scheidungs*rowdies* haben zwar mit dem Zerrüttungsprinzip die rote Karte bekommen, falls sie etwa noch schmutzige Wäsche waschen wollen; aber in ihrem Innern halten sie zäh am Schuldprinzip (des Anderen) fest und suchen sich nach diesem Stadionverbot andere Kriegsschauplätze. Herr Mustermann inszeniert einen präventiven Spartakusaufstand gegen Unterhaltssklaverei; Frau Mustermann sucht Rache für entgangene Emanzipation und macht sich selbst zum lebenslangen Versorgungsfall. Zunächst fordert sie, über die Ansprüche ihres Kindes laut *Düsseldorfer Tabelle* hinaus, für sich selbst *Unterhalt wegen Kindererziehung*. Wenn sie schon kocht, putzt und wäscht, dann soll er auch dafür aufkommen. Herr Mustermann führt ins Feld, das Kind sei jetzt alt genug und seine Ex-Gattin könne sich, wie früher vor der Ehe, eine Arbeit suchen. Dabei ignoriert er souverän, daß alleinerziehende Eltern mehr Zeit für ihre Kinder brauchen als vorher in der »heilen« Familie; auch verschließt er sich hartnäckig dem Argument, das Kind könnte nach seinem Auszug möglicherweise mehr Zuwendung vertragen – die Frau soll schaffen, und Indianer heulen nicht. Richter Milde läßt sich nur erweichen, wenn das Kind »älter« ist und die gestutzte »Betreuungszeit« für das Schlüsselkind ein paar Stunden Teilzeitarbeit täglich für Frau Mustermann zumutbar erscheinen läßt. Aber Aufstockungsunterhalt kann sie weiterhin verlangen.

Nehmen wir also an, Frau Mustermann arbeitet unterdessen im alten Beruf. Doch da passiert es: Die Firma macht bankrott, setzt die verdiente Mitarbeiterin auf die Straße. Alle Bemühungen um einen Arbeitsplatz scheitern. Alle?, tobt Herr Mustermann, dann soll sie eben als Putze gehen – ihm wachsen die Trauben doch auch nicht ins Maul. Da tritt ihm Richter Milde in den Weg: *Unterhalt wegen Arbeitslosigkeit* ist begründet. Auch wenn Frau Mustermann schwer Arbeit findet, braucht sie nicht unter ihr Ausbildungsniveau und ihre Fähigkeiten gezwungen zu werden; ihren Lebensstandard während der Ehe muß sie nicht unterbieten oder ihre Gesundheit überbeanspruchen. In diesen schweren Zeiten verlangen Richter neuerdings von Frau Mustermann nicht nur, daß sie zum örtlichen Arbeitsamt antichambrieren geht, sondern sich auch überregional bewirbt. Kurt und Erika stürzen sich also allsamstäglich auf den Annoncenteil: Kurt legt dem Familienrichter zehn Kleinanzeigen vor, die auf seine Ex-Gattin passen würden, Erika legt zehn Bewerbungsschreiben samt Ablehnungen vor (die eine Zusage braucht ja nicht dabei zu sein ...). *Krankheit* ist ein weiterer Grund,

der den Unterhalt verlängert. Frau Mustermann hatte schon genug *trouble* mit ihrem Verflossenen, der seine Knete verteidigt wie Onkel Dagobert; hinzu kommen die Flegeljahre des Jüngsten, der Streß mit der Stellensuche – das alles macht sie marode: sie somatisiert. Herr Mustermann wird bald verrückt. Er will Atteste sehen und Sachverständige hören, ob sie nicht simuliert. Er bringt dem Familienrichter Erkenntnisse eines reich entlohnten Detektivs bei, die belegen sollen, daß seine Geschiedene sich *mutwillig* krank gesoffen hat. Alles umsonst, meint Richter Milde. Auch psychische Leiden werden allgemein anerkannt, selbst Alkoholismus oder Drogensucht können den Unterhalt nicht drücken. Er schraubt auch die Zumutbarkeitsgrenze für die Aufnahme einer Arbeit immer höher.

Tabelle 1: Unterhaltsansprüche von Ehegatten und Kindern (Düsseldorfer Tabelle)

1. Ehegattenunterhalt

a) aus »Hausfrauenehe«
3/7 des anrechnungsfähigen Nettoeinkommens des Unterhaltspflichtigen (= Bruttoeinkommen abz. Steuern und Vorsorgeaufwendungen, ggf. abzugsfähiger (gemeinsamer) Schulden, inkl. Urlaubs- und Weihnachtsgeld, Überstundenvergütungen etc.)
– untere Grenze: Selbstbehalt; »klein« (= notwendig) ca. 900 DM, »groß« (= hinreichend) ca. 1200 DM (inkl. Wohnanteil 300 bzw. 450 DM)
– Sättigungsgrenze oben: ca. 3500–5000 DM
ggf. Anrechnung von zusätzlichem Arbeitseinkommen und »fiktivem Entgelt«

b) »Doppelverdienerehe« (Unterhaltsberechtigter hat Arbeitslohn, Rente, Zinsen)
3/7 des Unterschiedsbetrags der anrechnungsfähigen Nettoeinkommen beider Ehegatten, wenn das des Unterhaltspflichtigen höher ist.

c) aus »Rentnerehe«
in der Regel 50%

2. Kindesunterhalt

Altersstufe	bis 7	bis 13	bis 18
nichtehelich	228 DM	276 DM	327 DM
ehelich (Nettoeinkommen bis)			
1850	228 DM	276 DM	327 DM
1850–2100	240 DM	290 DM	345 DM
–			
–			
–			
4800–5800	480 DM	580 DM	685 DM
5800–7000	545 DM	660 DM	785 DM
über 7000	nach den Umständen des Falls		

Kinder ab 18, die sich noch in der Ausbildung befinden, erhalten, wenn sie im Haushalt der Eltern oder eines Elternteils leben, einen Zuschlag in Höhe der Differenz zwischen der 2. und 3. Altersgruppe; Kinder mit eigenem Haushalt bzw. studierende Kinder bekommen in der Regel 800 DM im Monat.

aus: von Münch, *Die Scheidung nach neuem Recht*, München 1986, Anhang

Herr Mustermann hat schon viel gelernt. Er sieht ein, daß er auf seine Eltern hätte hören sollen und standesgemäß heiraten: wäre er der arme Student geblieben, müßte sie an ihren alten Arbeitsplatz zurück; jetzt ist es zu spät, sie kann von seinem guten Einkommen bis zu 2/5 oder 3/7 (je nach Gerichtsstand auch die Hälfte) abbekommen. Um seine Knechtschaft zu beenden, verlangt er also eine Umschulung oder weitere Ausbildungsanstrengungen von seiner Ex-Gattin – wenn die nicht längst schon selbst auf die Idee gekommen ist, sich ein Studium von ihm finanzieren zu lassen. Wieder ein Fall für Richter Milde: er hat zu prüfen, ob sich Frau Mustermann noch »in der Gemütslage für ein richtiges Lernen befindet« und ihr eine Umschulung anzusinnen ist, und er muß andererseits verhindern, daß sich Herr Mustermann von einer arbeitsscheuen Altstudentin ausnehmen läßt ... Ihre Ausbildung muß erfolgversprechend sein, und er braucht ihr keine Ausbildung zu finanzieren, die er sich selbst nicht leisten kann (wie es in dem berühmten Fall einer Chefsekretärin mit ihrem geschiedenen Psychologiestudenten entschieden wurde).

Wir rekapitulieren: wg. Kindererziehung, Arbeitslosigkeit, Krankheit und Ausbildung hat Frau Mustermann ihren Kurt jetzt schon zur Kasse gebeten, ganz oder zur Aufstockung. Andere *Billigkeitsgründe* sind im Gesetz nicht vorgesehen. Herrn Mustermann droht jetzt nur noch ein Anspruch: wg. *Alter*.

Wir spulen also den ganzen Film noch einmal zurück und lassen den Armen eine andere Strategie fahren. Oft geschieht es nämlich, daß Unterhalts- mit Sorgerechtsansprüchen gekontert werden. Seine Arbeit stinkt ihm, wenn er sich's recht überlegt, schon lange, bringt auch wenig ein – vielleicht steht er vor dem Konkurs oder der Kündigung. Also beantragt er – als künftiger Hausmann – das Sorgerecht für sich und will seine Ex-Frau a) hart arbeiten, b) kräftig zahlen und c) sich mächtig ärgern sehen. Scheidungsverfahren treiben dem »Recht auf Faulheit« Legionen zu: da werden erfahrungsgemäß reihenweise Jobs geschmissen, Kündigungen provoziert, Entlassungen arrangiert, Herabstufungen wegen allgemeinen Geschäftsrückgangs leichten Herzens hingenommen und sogar verpönte Teilzeitarbeiten übernommen. Bei dem einen kommt pünktlich ein Bein- oder Rückenleiden zum Ausbruch; er geht als Frührentner und betätigt sich in der unterhaltsneutralen Schattenökonomie. Bei dem anderen ist es eine allen einsichtige *midlife crisis*, die den leitenden Angestellten auf Streß und *Attaché case* verzichten und vor allem die Summe schrumpfen läßt, auf die sich das begehrliche Auge der Ex-Gattin noch richten kann. Wenn ich schon darben muß, dann wenigstens nicht allein, sagen sie, oder: Ist meine Frau selbst schuld, wenn ich friere ...

Andere versuchen es zu diesem Zweck mit ganz fiesen Tricks. Jeder dritte unterhaltspflichtige Mann zahlt einfach nicht für Kind und/oder Frau, die

sich dann aus Not selbst eine Zusatzarbeit suchen muß. Aha, schlußfolgert er, sie *hat* also Zeit und Gelegenheit zu arbeiten, und stellt die Zahlung ein. Jetzt spätestens tritt Richter Milde auf den Plan. Herr Mustermann kann nämlich nicht jede, sondern nur eine seiner Frau angemessene Arbeit verlangen; war sie beispielsweise Übersetzerin oder technische Zeichnerin, dann braucht sie nicht als Putzfrau oder Kassiererin im Supermarkt zu arbeiten. Arbeitet sie mit Rücksicht auf ihr Kind halbtags, dann darf sie bis zu einer bestimmten Grenze noch Einkünfte aus Heimarbeit drauflegen, ohne sich diese unterhaltsmindernd anrechnen lassen zu müssen. Doch trotz alledem sind die doppelbelasteten Frauen die eigentlichen Leidtragenden des geltenden Unterhaltsrechts.

Nach Lage der Dinge bleibt Herr Mustermann der Unterhaltspflichtige für Kind und Frau. Er besorgt sich also (endlich!) eine wohlfeile Taschenbuchausgabe des BGB und forstet unter § 1579 die neuen *negativen Billigkeitsklauseln* durch, bei deren Anwendung er gar nicht mehr oder weniger oder jedenfalls zeitlich begrenzt zu zahlen hat. Dazu läßt er die Ehebiographie vor seinem inneren Auge abspulen. War die Ehe nicht von *kurzer Dauer*? Nun ja, rückblickend hat sie ihm schon viel zu lange bestanden, aber irgendwie bringen ihn einschlägige Kommentare jetzt zu der Überzeugung, daß alles ganz schön schnell zu Ende ging. Die Ausschlußklausel »kurze Dauer« hat der Gesetzgeber ja eingebaut, um solche Kabinettstückchen zu verhindern, daß jemand kurz nach den Flitterwochen die Scheidung betreibt und sich dann aufs Monatssalär und die Bankkonten spitzt. Kurz und lang sind bekanntlich dehnbare Begriffe; aber Mustermanns Anwältin winkt ab, wohl wissend, daß mehr als dreijährige Ehen vom Gericht nicht mehr als kurz angesehen werden – genau um zu verhindern, daß da jemand Unterhaltsflüchtling gegenüber einem Scheidungsunwilligen werden kann. Als Faustregel legt Richter Milde an: x Ehejahre gleich x Jahre Unterhaltsanspruch. Die Jahre des Getrenntlebens sind dabei eingeschlossen – schnell scheiden lassen heißt die Devise.

Das war also nichts. Herr Mustermann blättert weiter im 1579. Da ist von *Verbrechen und Vergehen* gegen ihn oder einen nahen Angehörigen die Rede ... Könnte er nicht diese niemals aufgeklärte Übelkeit nach den Pilzen letzten Herbst zu einem Mordkomplott seiner perfiden Gattin ausbauen? Oder diese Backpfeife auf Mutters Wange zur schweren Körperverletzung aufmotzen? Oder wie wäre es, diese nicht abgesprochene Anschaffung des Pelzmantels damals zur Plünderung des gemeinsamen Kontos werden zu lassen? Alles ganz schön wackelig; ein Versuch seiner Frau, sich über »schwerwiegende Vermögensinteressen hinwegzusetzen« und ihn »rachsüchtig zu schädigen«, kann (leider) nicht in Betracht kommen.

Herr Mustermann will Kommentar und Mut schon sinken lassen, da fällt ihm Ziffer 6 ins Auge: »Unterhaltsanspruch ist zu versagen, herabzusetzen

oder zeitlich zu begrenzen, ... weil dem Berechtigten ein offensichtlich schwerwiegendes, eindeutig bei ihm liegendes Fehlverhalten gegen den Verpflichteten zur Last fällt.« Das ist es – Herr Mustermann spürt förmlich die Hörner auf seinem Kopf wachsen. War sie nicht immer mit diesem Kollegen zu Gange (vereinzelter Ehebruch reicht ja nicht), lassen sich da nicht Visitenkarten, Schnipsel mit Telefonnummern, kompromittierende Fotos beibringen? Es wäre doch gelacht, wenn man keinen Richter fände, der das zu deuten weiß – wenn nicht in erster Instanz, wo all diese *softies* thronen, dann notfalls im Herrenclub der Oberlandesgerichte oder gar beim Bundesgerichtshof, von wo schon hoffnungweckende Signale zu hören sind: Nicht einmal der kleine Seitensprung von Herrn Mustermann selbst mindert die »evidente Abkehr« seiner ungetreuen Gattin »aus einer intakten Ehe«. Klar ist: sie hat ihn »grundlos verlassen« und ist aus einer »durchschnittlich verlaufenen Ehe ausgebrochen« (wobei ganz gleichgültig ist, ob diese »im Sande« verlaufen ist).

Der Deutsche Bundestag macht Herrn Mustermann noch mehr Freude: in den Anlagen zum Unterhaltsänderungsgesetz legt er den Richtern ausdrücklich nahe, auch Fehlverhalten *nach der Scheidung* zu berücksichtigen, wenn es Unterhaltsansprüche zu bemessen gilt. Sexuelle Treue kann man da natürlich nicht mehr verlangen. Was soll auch die Eifersucht – man müßte sie dem »Neuen« geradezu in die Arme treiben. Denn sobald daraus eine eheähnliche Gemeinschaft wird, muß sich seine Ex-Gattin nun anrechnen lassen, was sie vom neuen Partner an geldwerten Vorteilen erhält: Mietanteil, gemeinsame Urlaubsfahrt, Benutzung seines Autos. Wenn sie dem Neuen den Haushalt führt (und davon darf man ja wohl ausgehen), dann fragt der Richter nach einem fiktiven Entgelt für diesen Service. (Das OLG München rechnet zwei Stunden täglich à 6 DM und kommt auf 360 Mark monatlich. Das OLG Hamm ist großzügiger und befördert die Lebensgefährtin immerhin in die 10-Mark-Leichtlohngruppe, während das OLG Köln eine Pauschale in Höhe von 800 DM für Wohnung und Haushaltsführung ansetzt.) Nach neuestem Richterrecht verliert sie sogar ihren *ganzen* Unterhalt, wenn sich das neue Verhältnis »im Erscheinungsbild der Öffentlichkeit« (das sind Nachbarn, Fensterputzer und das gesunde richterliche Volksempfinden) stabilisiert. Frau Mustermann überlegt allerdings auch. Sie wird ihren Freund ggf. nicht zu früh auftauchen lassen, sie wird in der Öffentlichkeit kein ungeeignetes Erscheinungsbild abgeben und womöglich nicht mal dem eigenen, zwischen den Fronten irrenden Kind verraten, was Sache ist. Und wenn man sie fragt: sie wird keinem Mann mehr das Hemd bügeln oder die Steaks braten.

Aus Ärger über den Unterhalt hat sich Herr Mustermann unterdessen schon fast selber ruiniert – für Kenner der Szene gar kein außergewöhnlicher Fall. Vor allem Männer mit geringen Einkommen sehen nicht mehr

ein, warum sie überhaupt noch arbeiten sollen, wenn ihnen während des Getrenntlebens ganze 950 Mark »Selbstbehalt« (abzüglich 300 DM Wohnungsanteil), nach der Scheidung 1200 DM (minus 450) übrigbleiben – unterhalb dieser Grenze fürchtet der Gesetzgeber einen rasanten Verfall der Arbeitsmoral.

Tabelle 2: »Mangelfälle«

Reicht das Einkommen zur Deckung des notwendigen Bedarfs des Unterhaltspflichtigen und der gleichrangigen Unterhaltsberechtigten nicht aus (sog. Mangelfälle), ist die nach Abzug des notwendigen Eigenbedarfs (Selbstbehalt) des Unterhaltspflichtigen verbleibende Verteilungsmasse auf die Unterhaltsberechtigten im Verhältnis ihrer Mindestbedarfssätze (Kindesunterhalt: Gruppe 1; Ehegattenunterhalt: gemäß B.V.) gleichmäßig zu verteilen. Das Kindergeld ist bis zur Deckung des Mindestbedarfs in die Verteilungsmasse einzubeziehen.

Beispiel (monatlich; aus Vereinfachungsgründen ohne Kindergeld):

Bereinigtes Nettoeinkommen des Unterhaltspflichtigen (V): 2000 DM.
Unterhaltsberechtigte: 1 nicht erwerbstätige Ehefrau (F) und 2 minderjährige Kinder K1 und K2 (1. und 2. Altersstufe).
Notwendiger Eigenbedarf des V: 990 DM.
Verteilungsmasse: 2000 – 990 DM = 1010 DM.
Notwendiger Gesamtbedarf der Unterhaltsberechtigten: 910 DM (F) + 228 DM (K 1) + 276 DM (K 2) = 1414 DM.
Unterhaltsansprüche:
F = 910 DM x 1010/1414 = 650 DM
K 1 = 228 DM x 1010/1414 = 163 DM
K 2 = 276 DM x 1010/1414 = 197 DM
(Summe: 1010 DM = Verteilungsmasse)

aus: von Münch, 1986, S. 254

Auch eine andere Rechnung ist möglich. Wer ohnehin nur 1500 DM netto Familieneinkommen hatte und sich zum Zeitpunkt der Scheidung über die dramatische Überschuldung der Familie klar wird, der steuert jetzt eine »peruanische« Strategie der Umschuldung. »Sozialhilfeanwälte« und Schuldnerberatungen wissen, wie viele zu Beginn der Ehe zugeschlagen haben: ganze Schaufenster mit Einbauküchen oder Baldachinschlafzimmern wurden leergekauft, 125 PS heiße Öfen geleast oder Videoausrüstungen zusammengestottert. Jetzt liegen immense Ratenzahlungen im Gesamtwert fünf- bis sechsstelliger Summen an. Anwälte empfehlen in dieser Situation gelegentlich, statt nun den Ehegattenunterhalt anzumelden, sollten die gemeinsamen und ehebedingten Schulden von dem einen abgezahlt werden, während der andere Sozialhilfe bezieht. Ein Ehepaar kann sich sogar der Form halber in der gemeinsamen Wohnung trennen und auf diese Weise ebenfalls aufs Sozialamt »umschulden«. Die finanzschwachen Kommunen freilich sind nicht untätig und hetzen so manchen in aussichtslose Unter-

haltsprozesse. Davon hat Herr Mustermann auch gehört – und schneidet sich nochmal gewaltig ins eigene Fleisch. Denn keineswegs alle Schulden drücken seine Verbindlichkeiten. Richter Milde wird ihm nachweisen, daß er seine Kündigung provoziert und sich gezielt und wahllos in Schulden gestürzt oder unnötig hohe Raten vereinbart hat. Jetzt wird ihm trotz Arbeitslosigkeit ein fiktives Einkommen angerechnet, und den Unterhalt muß er trotzdem zahlen.

Zweites Kapitel: Haste mal zehn Mark für mich[5]

Mit dem Tag der Trennung entbergen sich anonyme Posten im Wirtschafts- oder Taschengeld als das, was sie wirklich sind: Unterhaltsansprüche von Kindern gegen ihre Eltern, deren Höhe sich nach der Leistungsfähigkeit dieser und der Bedürftigkeit jener richtet. Sie werden in demselben Verfahren festgelegt wie die elterliche Sorge und die Besuchsregelung. Herr Mustermann war als Ehemann immer, wenn auch gelegentlich murrend, bereit, den bewußten Griff an die Gesäßtasche zu tun. Jetzt juckt es ihn (wie jeden dritten Vater), von seinen Unterhaltsverpflichtungen Abstand zu nehmen und das Jugendamt, »Vater Staat« also, an seine Stelle treten zu lassen. Der bewilligt Kindern unter sechs Jahren für höchstens drei Jahre einen Betrag von maximal 228 Mark monatlich und trachtet danach, die vorgestreckten Alimente vom Erzeuger zurückzuholen. Wie gesagt: nur in der Wahrnehmung der Eltern hat sich mit der Scheidung etwas geändert. Sie müssen – eigentlich überflüssig zu sagen – anteilig für die Kinder aufkommen und auch Weniges mit ihnen teilen. Manche Kinder, besonders wenn sie älter werden, fühlen sich vom unterhaltspflichtigen Elternteil, meistens dem Zahlvater, mit niedrigen Regelbeträgen abgespeist und sinnen auf Rache. Ein Tip also: man kann Auskunft über dessen Einkünfte verlangen und Vermögenslisten anfordern, im Extremfall alle zwei Jahre wieder, wenn der Nachwuchs mit guten Gründen Einkommenszuwächse vermutet. Aber in diesem Spielchen gibt es eine Revanche: Papi kann von älteren Kindern, die einem Job nachgehen oder schon ein mittleres Vermögen angehäuft haben, dasselbe verlangen.

Die Möglichkeiten, um diese Unterhaltspflicht herumzukommen, sind gottlob begrenzt. Das OLG Stuttgart hat bei einer »barunterhaltspflichtigen« Mutter einmal die Zahlungseinstellung akzeptiert, als sie wieder geheiratet hatte und nun selbst ein Kind aus zweiter Ehe versorgte. Doch darf sich niemand ganz aufs Hausfrauen- oder Hausmannsdasein zurückziehen; unterhaltspflichtige Kinder müssen von neuen Partnern immer als »Ballast« in Rechnung gestellt werden.

Eltern und Kinder können sich auch in einem Unterhaltsvertrag einigen – warum soll ein Millionär nicht einfach ein Milliönchen rüberschieben?

Möglich ist ebenso, daß Herr Mustermann durch Frau Mustermann von der Unterhaltspflicht freigestellt wird und sie oder ein Dritter, der neue Ehepartner etwa, seinen Anteil übernimmt. Aber auch in so einem Fall können sich die Kinder immer noch an den ursprünglich Zahlungspflichtigen halten, wenn sich etwas Schwerwiegendes verändern sollte.

Ein unumgängliches Kapitel: Wie angele ich mir einen Pensionär?

Früher, seufzt Herr Mustermann, lagen alle Renten- und Pensionsansprüche beim Mann; es stört ihn wenig, daß bei schuldig geschiedenen Frauen häufig unsägliche Witwenarmut die Folge war; für ihn zählt ausschließlich, welchen Tort ihm heute dieser kodifizierte Feminismus des *Versorgungsausgleichs* antut. Wir erinnern uns: die während der Ehejahre aufgelaufenen Anwartschaften gelten als *gemeinsame* Lebensleistung beider Partner, auch wenn der eine wenig oder gar nicht »geklebt« hat. Im Scheidungsfall müssen sie folglich *ausgeglichen* werden – nach einer nur eingeweihten Rentenfachleuten ganz verständlichen Berechnungsformel. Viele Männer möchten in der Trapezschaukel sitzen bleiben und mit dem Argument, sonst reiche es ja für beide nicht mehr, ihre langjährige Partnerin unsanft ins soziale Netz plumpsen lassen. Doch wenn man ihn nicht ausdrücklich ausschließt, dann ist eines sicher: der Versorgungsausgleich. In der Regel wird einer abgeben, der andere zugewinnen, meistens die Frauen mit den kürzeren Lebensarbeitszeiten und niedrigeren Einkommensgruppen.
Herr Mustermann braucht sich also gar nicht erst ins Zeug zu legen. Familiengericht und Rentenkassen werden von ihm allerhand Unterlagen und Papiere haben wollen. Er muß Listen ausfüllen, sich zu »ungeklärten Konten« äußern und jede Kurve und Sackgasse seiner Arbeitsbiographie ausleuchten lassen. Für viele ist die Scheidung die erste sich bietende, ernüchternde Gelegenheit, sich das mal von höheren Versicherungsmathematikern ausdrucken zu lassen, wie wenig einem von der anvisierten Altersrente theoretisch zustände, wenn jetzt schon der Hammer fiele. Da jeder in sich komplizierte Fall anders liegt, hier nur ein ganz simples Beispiel von Wertausgleich:

Tabelle 3: Der öffentlich-rechtliche Versorgungsausgleich – Wertausgleich (Beispiel Rentensplitting)

	Mann	Frau
Gesetzliche Rentenversicherung	500 DM	300 DM
Ausgleichspflicht ½	100 DM	–
Anwartschaft	400 DM	400 DM

aus: von Münch 1986, S. 147

Freilich hat der Gesetzgeber auch hier eine *Härteklausel* eingebaut – Kurtchen schöpft Mut. Wer sein Altenteil nicht antasten lassen will, wird beim Richter ins Feld führen, der obligatorische Ausgleich sei in seinem Fall *grob ungerecht*. Das OLG Koblenz hat einmal so entschieden: Ein freier Unternehmer hatte während der Ehejahre ein beträchtliches Vermögen angehäuft, aber keine Altersrente erworben. Da könnte er bei seiner geschiedenen Frau zugreifen, die als Oberstudienrätin eine hübsche Pension zu erwarten hatte, dachte er sich. Doch machte ihm das Gericht einen Strich durch die Rechnung. Sein Vermögen macht ihn von einer Rente unabhängig, zumal die Frau dank Gütertrennung nicht durch Zugewinnausgleich entschädigt worden war.
Es ist im umgekehrten Fall übrigens auch zwecklos, sich einen wohlhabenden, schon reichlich hinfälligen Pensionär zu angeln, zu heiraten und nach dessen baldigem Dahinscheiden auf eine ansehnliche Witwenrente zu spekulieren. Das Verwaltungsgericht Aachen wies die Klage einer 25jährigen ab, die nach nur 12 (in Worten: zwölf) Tagen Ehe in den Genuß der Pension des wesentlich älteren Postbeamten kommen wollte, weil es offensichtlich »der alleinige oder überwiegende Zweck der Heirat war, der Witwe eine Versorgung zu verschaffen«. Keine Chance für *Ladykillers* ...

Ein besonderes Kapitel: Love is a Battlefield

Der Zugewinnausgleich hingegen bietet wieder eine ganze Palette von Möglichkeiten, den anderen zu übervorteilen oder auch sich selbst zu ruinieren. In dieser Frage wird nun zunächst Erika Mustermann wach. Sie weiß wie wir, was es mit dem Zugewinn auf sich hat: der Gesetzgeber bewertet die Arbeit von Mann und Frau während des ehelichen Zusammenlebens als grundsätzlich gleichwertig. Frau Mustermann weiß als wirtschaftlich Schwächere weiter: ein Zugewinn ist jener »Betrag, um den das Endvermögen eines Ehegatten das Anfangsvermögen übersteigt«, und sie weiß schließlich, daß Kurts Zugewinn größer ist als ihr eigener und ihr somit die Hälfte des Überschusses zusteht. Schnell greift sie zum Taschenrechner und macht folgende provisorische Rechnung auf:
Zum Zeitpunkt der Heirat betrug das Anfangsvermögen (AV):

	Kurt	Erika
Sparguthaben	26 000 DM	7 000 DM
Schulden ⁄	5 000 DM	–
AV	19 000 DM	7 000 DM

Seither ist folgendes erwirtschaftet und erspart worden:

	Kurt	Erika
Urlaubszuschüsse der Eltern	–	3 500 DM
Nebeneinkünfte	30 000 DM	10 500 DM

Kapital-Lebensversicherung (Zeitwert)	15 000 DM	–
Grundstück (Verkehrswert)	–	20 000 DM
Münzsammlung	8 000 DM	
Kontoguthaben/Aktien	24 000 DM	16 000 DM

Macht zum Zeitpunkt des Scheidungsantrags als Endvermögen (EV):

EV	77 000 DM	50 000 DM
⁄ AV	19 000 DM	7 000 DM
Summe	58 000 DM	43 000 DM

Die Differenz der Zugewinne (58 000 minus 43 000) beträgt 15 000 DM. Also hat Frau Mustermann gegen ihren Mann einen Anspruch auf die Hälfte des Zugewinnausgleichs, macht 7500 DM, zahlbar in Geldwerten. Sie ist enttäuscht. Es lohnt sich offenbar nur bei den oberen Zehntausend, die da locker zwei bis drei Nullen dranhängen könnten. Was tun? Der Scheidungsantrag ist noch nicht gestellt; sie könnte probieren, ihr Grundstück zu überschreiben. Außerdem: weiß Kurt, was sie vor Jahren auf der Kante hatte? Sie könnte also das Anfangsvermögen nachträglich anheben. Auch könnte sie natürlich das Sparkonto plündern und die Haben-Summe, unter Ausschöpfung aller Kreditspielräume, auf ein schwarzes Konto transferieren.

Kurt Mustermann, nicht faul, hat auch schon zum Rechenstift gegriffen. Um die drohende Zahlung an seine Frau abzuwenden, wird er die Lebensversicherung auflösen und sich nochmal was leisten – eine schöne Weltreise, einen Besuch in der Spielbank oder beim Buchmacher, ein hübsches Präsent an die Freundin oder eine kräftige Sause mit alten Freunden. Richter Milde kann nur ahnen, was zwischen Trennung und Scheidungsantrag alles verschoben und auf den Kopf gehauen worden ist. Er ist es gewohnt, daß die Paare eher Meineide zu schwören bereit sind, als ihr sauer Erspartes mit diesem Scheusal da zu teilen. Beim geringsten Anhaltspunkt, daß übermäßige Schenkungen an Dritte stattgefunden haben, Vermögen verjubelt wurde und absichtliche Benachteiligungen im Spiel waren, kann das Gericht ermitteln und die entsprechenden Summen dem Endvermögen wieder hinzurechnen. Kurt Mustermann wird ihr dann das längst an den Freund seiner Frau verscherbelte Grundstück anrechnen lassen und das höhere Anfangsvermögen nach Heller und Pfennig zusammenstreichen. Beide hätten den Transaktionen des anderen übrigens vorbeugen können, indem sie bei der Trennung schon auf vorzeitigen Zugewinnausgleich geklagt hätten. Aber: Verschleuderung ist in den seltensten Fällen wirklich nachweisbar; Besitztümer (und deren Auflösung) sind nur zu rekonstruieren, wenn hausinterne Durchsuchungen beim anderen stattgefunden haben.

Im übrigen wird Herr Mustermann nun, schon aus Prinzip, dieselbe Prozedur von vorn beginnen wie beim Unterhaltsstreit. Er wird den Zugewinnausgleich für »grob ungerecht« erklären, weil seine Frau angeblich »längere

Zeit hindurch die wirtschaftlichen Verpflichtungen, die sich aus dem ehelichen Verhältnis ergeben, schuldhaft nicht erfüllt hat« (sie kann eben nicht mit Geld umgehen) und weder durch anständige Haushaltsführung noch gar durch Berufstätigkeit zum Familienunterhalt beigetragen hat – von dem bereits abgehandelten Ehebruch mal ganz zu schweigen. Auch hier wird er bei Richter Milde vermutlich auf Granit stoßen; der wird weder schuldhaftes Verhalten (höchstens gelegentlich Nachlässigkeit) erblicken noch den Zugewinnausgleich als Sanktion fürs Fremdgehen versagen. Wenn es hoch kommt, wird er Herrn Mustermann eine Stundung einräumen, sofern der im Augenblick nicht zahlungsfähig ist. Es soll natürlich gewiefte Aspiranten geben, die ihre Scheidung von längerer Hand planen als unsere beiden Anfänger; sie werden den Zeitpunkt ihres ganz objektiv bedingten Vermögensverlustes, vielleicht kombiniert mit einem zeitweiligen Rückzug aus dem Berufsleben, mit dem Termin der Scheidung koordinieren.

Ein Kapitel für sich: Von Schlümpfen und Schleudern

Bei einer Konventionalscheidung – es wird Zeit, noch einmal an dieses Modell zu erinnern – muß schon geregelt sein, wer in der Wohnung bleibt und was der andere daraus mitnehmen darf. Der Teufel liegt aber im Detail – man kennt ja bei Freunden diese schwarzgeränderten Bildlücken an der Wand und die herumliegenden Kleidungsstücke aus dem von heute auf morgen expropriierten Kleiderschrank. Zum Schrecken aller Familiengerichte bleibt die Regelung dieser bis in infinitesimale Posten reichenden Distributionskonflikte *ihrem Ermessen* überlassen.

Mit den eigenen vier Wänden fängt es an (wobei die Teilung einer Eigentumswohnung oder eines Eigenheims abzüglich Hypotheken und Zinsrückständen ggf. zum Zugewinnausgleich zählt). Die im Wortsinn am Tisch und im Bett Getrennten können übrigens durchaus in der gemeinsamen Wohnung bleiben. Das geschieht häufig »zum Wohl der Kinder«, die dann wie Emissäre zwischen den Waffenstillstandsfronten pendeln. Voraussetzung ist, daß die Nutzung aller vorhandenen Räume, außer Küche und Bad, strikt geteilt und kein gemeinsamer Haushalt mehr geführt wird – es reicht also nicht, den Ehegatten im gemeinsamen Schlafzimmer zu hassen, wo übrigens gelegentliche »Aussöhnungskontakte« (vulgo: Beischlaf) den Countdown fristgerechten Getrenntlebens nicht unterbrechen. Darauf können übrigens manche Männer verzichten, wohingegen sie schier daran zerbrechen, daß sie bisher für 700 Mark Haushaltsgeld immer Bratkartoffeln mit Sülze gekriegt haben, während jetzt für 750 Mark die Küche kalt bleibt und nur eine trockene Salami und kein Bier im Kühlschrank ist.

Warum aber überhaupt so hartnäckig die Stellung halten? Derjenige, der in der Wohnung bleibt, hat beachtliche taktische Vorteile beim Zugriff auf den

Haushalt. Anwälte raten Frauen, die es mit ihrem gewalttätigen, streitsüchtigen Verflossenen daheim nicht mehr aushalten, Fakten zu setzen und die Möbelwagen bis an den Rand zu füllen. Was weg ist, ist weg, und spätere Herausgabeansprüche sind oftmals nutzlos.
Weniger zugreifende Naturen halten sich an Justitia. Wenn in einer Scheidungsakte die Teilung des Hausrats beantragt ist, schwant Richter Milde nichts Gutes. Dabei drehen sich die verbissensten Streitfälle gar nicht unbedingt um hypermoderne Einbauküchen oder wertvolle Antikuhren – nein, das obskure Objekt der Begierde ist hier eine gemeinsam angelegte Sammlung von Schlümpfen, die er ganz für sich allein haben will, oder dort eine Salatschleuder, auf die sie ums Verrecken nicht verzichten wird. Euer Ehren wird in solchen Fällen die arbeitsintensive Kundschaft mit nächtefüllenden Registraturarbeiten und Hausratsinventaren beschäftigen; bitte alles nach Anschaffungsdatum, möglichst mit Quittung, und derzeitigem Wert, Besitzverhältnisse, auch Geschenke angeben (von wem wann gemacht, ungefährer Preis). Diese Hausaufgabe bringt viele dazu, das Handtuch zu teilen und sich auch sonst gütlich zu einigen, aber ein harter Kern bleibt trotzig. Die komplette Liste knallt Justitia wie ein Bumerang vor die Waage – Richter Milde muß jetzt tatsächlich alles abhaken und laut Hausratsverordnung »gerecht und zweckmäßig« teilen. Ein Vorschlag zur Güte: Frau Mustermann erhält 13, Herr Mustermann 12 Schlümpfe. Alternative 1: er zahlt ihr 50 Mark Ablösesumme. Alternative 2: sie behält die Schleuder, er bekommt alle 25 Schlümpfe. (Gegebenenfalls können Beweisaufnahmen mit Zeugen erfolgen.)
Auch in diesem Kapitel passiert wieder viel, wofür Herr Mustermann keinerlei Verständnis aufbringt. So kann der Richter Frau Erika samt Kind in die Wohnung einweisen, obwohl er sie doch gemietet hat und selbst der Vermieter damit gar nicht einverstanden ist. Frau Erika kann des weiteren ihm allein gehörige Sachen übertragen bekommen, weil sie angeblich auf deren Weiterbenutzung angewiesen ist und ihm die Überlassung zugemutet werden darf. So etwas klappt natürlich nur bei Kühlschränken und Wäschetruhen; glaube niemand, er könne dem anderen auf diese Weise den van Gogh oder die Charlie-Parker-Sammlung kalt enteignen.

Die Rechnung bitte

Wir lassen unsere Mustermenschen jetzt mit ihren Streitigkeiten allein und vertrauen auf Amtsrichter Mildes Weisheit, was er für billig ansehen und wo er »abschmelzen« und »herunterfahren« wird. Wir müssen uns aber noch den beiden anderen Rechtsanwendern widmen, Herrn Peters und Frau Dr. Bartsch, die in dieser vor sich hin prozessierenden Nachehe natür-

lich eine wichtige Rolle gespielt haben. Dafür möchten sie entlohnt werden, und auch die Gerichtskasse will ihren Anteil.
Jetzt bereuen Erika und Kurt Mustermann, daß sie nicht die Konventionalscheidung bevorzugt haben. In dem Fall hätten sie »einen Anwalt« genommen. Zwar müssen prinzipiell beide Parteien anwaltlich vertreten sein, aber in der Praxis suchen sich einigungsbereite Paare einen *gemeinsamen* Advokaten und hecken mit ihm einverständlich eine kostengünstige und reibungslose Scheidungsstrategie aus, was die Anwaltskammer auf keinen Fall erfahren darf. Eine intensive Vorabsprache kann schon kostendämpfend wirken; notarielle Verträge sind billiger als ein familiengerichtlicher Vergleich. Voraussetzung sind natürlich, wir wiederholen es, eine »verarbeitete Trennung« und »geregelte Verhältnisse«. Dann kann eine Partei *pro forma* nach außen passiv bleiben; vor allem wird sie keine Anträge stellen und keine Konflikte schaffen. Wo eine weitere schwarze Robe beim Scheidungstermin doch unumgänglich ist, kann der »gemeinsame« Anwalt einen Kollegen oder eine Kollegin empfehlen, die seinen Mandanten gegen geringe Gebühr vertritt, was genauso illegal ist und dem Anwalt womöglich ein Ehrenverfahren eintragen kann.
Wann immer die Kontrahenten aber in der Anwaltspraxis anfangen, sich wie die Kesselflicker zu fetzen, wird der Rechtsbeistand mit einem entschlossenen Ruck die Akte zuklappen und einem der beiden Streithähne empfehlen, bei Kollege X oder Y vorstellig zu werden: vor Gericht sehen wir uns dann wieder. Auch das Familiengericht kann einer Partei, die auf anwaltliche Vertretung verzichtet, zu deren Schutz einen Anwalt beiordnen – nämlich dann, wenn sich der Eindruck nicht vermeiden läßt, hier würde wieder mal ein Kurt seine Erika über den Tisch ziehen oder eine Erika ihren Kurt um den Finger wickeln wollen.
Anwälte werden immer gefragt, was »es« denn wohl kosten wird. In unserem Fall war das ja von vornherein gar nicht abzusehen. Die Kosten des Scheidungsverfahrens richten sich danach, wieviel beide in drei Monaten netto verdienen. Hier tiefzustapeln, dürfte nur Selbständigen gelingen, die ähnlich wie für das Finanzamt notorisch pleite sind; ansonsten stehen ja Gehaltsstreifen, Steuererklärungen und ähnliches belastendes Material zur Verfügung. Daraus errechnet sich dann der *Streitwert* des Verfahrens (mindestens aber 4000 Mark). Wenn man alle weiteren Streitsachen vermeiden kann, bleibt es dabei – und die Scheidung kostet selbst bei überdurchschnittlich Verdienenden nicht mehr als 2000 bis 3000 Mark. Unumgänglich ist aber bei minderjährigen Kindern die Sorgerechtsregelung, für die als Streitwert pauschal 1500 Mark berechnet werden, und ggf. auch der Versorgungsausgleich, für den ein Jahresbetrag der übertragenen oder begründeten Rentenanwartschaft angesetzt wird. Damit kann es sein Bewenden haben, es sei denn, es kommen Unterhaltszahlungen (Streitwert ein Jahresbe-

trag), der Zugewinnausgleich (Streitwert gleich der Höhe der geforderten Summe) und die Teilung des Hausrats hinzu (wie beim Zugewinn). Je höher der Streitwert steigt, desto mehr treiben auch die Anwalts- und Prozeßkosten in die Höhe.

Tabelle 4: Rechtsanwaltsgebühren und Gerichtskosten in DM

Streitwert	Rechtsanwaltsgebühren*	(bei PKH)	Gerichtsgebühren*
4 000	211	211	101
4 100	229	229	101
4 400	229		106
–	–		–
–	–		–
–	–		–
20 000	800	480	252
–	–		–
–	–		–
–	–		–
40 000	1 200	524	399
–	–		–
55 000	1 270	540	497
–	–		–
90 000	1 515	–	742

* je eine Gebühr ggf. zu addieren (neue Gebühren – plus ca. 15 Prozent – ab 1. 1. 1987)

Quelle: *BRAGO* (Stand: 1. 1. 1981)

Den Anwälten stehen maximal vier Gebührenarten offen: *Prozeß-*, *Verhandlungs-* oder *Erörterungs-*, *Vergleichs-* und *Beweisgebühr*. Wenn sie es wollen, können sie den Streit weidlich »ausgebühren«, also immer neue Gebührentatbestände schaffen. So können sie, trotz geringer Erfolgswahrscheinlichkeit, eine höhere Zugewinnsumme einklagen, um eine höhere Prozeßgebühr herauszuholen. Dazu werden Zeugen benannt, wodurch Beweisgebühren anfallen können. Sodann einigen sich die Parteien, statt den Anspruch zurückzunehmen oder ihre Einwilligung zu Protokoll zu geben – dadurch fällt eine Vergleichsgebühr an. Die Anwälte rufen schließlich dem Richter ins Diktaphon: »nach Erörterung« – die Mandanten strahlen, weil sie sich nun verglichen (und es dem anderen gezeigt) haben, die Anwälte auch, weil sie die Erörterungs- und Vergleichsgebühr einstreichen können.

Das eventuell aufkommende Gefühl, die beiden Anwälte könnten *pecuniae causa* an *einem* Strang ziehen, läßt sich leicht durch geharnischte Briefwechsel und engagierte Wortgefechte vermeiden. Sollte dennoch der Eindruck entstanden sein, das Rechtsanwaltsgewerbe sei der eigentliche Scheidungsgewinnler, so wäre das grob unbillig. Denn alle diese Psychodramen sind

gar nicht in Geld zu entschädigen, die Anwälte von Berufs wegen zu juridifizieren haben. Wirkliche Scheidungsanwälte, wie sie gelegentlich per Annonce gesucht werden[6], gibt es ohnehin kaum; Scheidungs- und andere Familiensachen machen in den meisten Praxen gerade einen oder zwei von zehn Fällen aus, neben den üblichen Straf-, Versicherungs-, Ausländersachen usw. Wer bei Spitzenverdienern im Adreßbuch steht, kann aus der nach oben offenen Kostenskala natürlich beträchtliche *divorce profits* abzweigen; eine noble, seit Generationen eingeführte Großkanzlei bedient die Spitzen aus Politik und Wirtschaft ohnehin rundum – vom Parteispendenverfahren bis zur ausgetüftelten Kaltstellung der *Frauen an ihrer Seite*. Der Scheidungskataster einer Großstadt zeigt noch andere Ballungen: in den sog. »sozialen Brennpunkten«, in denen serienweise »Sozialhilfescheidungen« magere Minimalsätze bringen, muß es schon die Masse machen. Scene-Anwälte wiederum verschaffen einem den präzisesten Einblick in eine andere ethnologische Kaste und den Ehekrieg der *freaks* und *yuppies*. Nicht vergessen darf man die Anwältinnenkollektive, die sich in einem zähen Abwehrkampf gegen die schleichende Rückkehr des Schuldprinzips im Alltag der Familiengerichte stemmen und Frauen, die schon klein beigeben wollen, den Rücken stärken. Es war im Gespräch, wie im Gesundheitssektor mittels einer Konzertierten Aktion der Kostenexplosion im Scheidungswesen Einhalt zu gebieten. Denn Scheidungslawine und gigantische Verschuldung vieler Ehepaare zusammengenommen haben im Zeichen der Wirtschaftskrise dazu geführt, daß ein immer größerer Teil der Scheidungsprozesse nur noch mit Prozeßkostenhilfe (PKH) zu finanzieren ist. Privates Unglück wird hier einmal ausnahmsweise sozialisiert. Übrigens muß ein Antrag auf »Armenrecht« frühzeitig gestellt werden; es gilt dann die materielle Lage des Antragstellers zu diesem Zeitpunkt. So ist es besser, die Scheidung als arbeitsloser Lehrer im Mai zu betreiben denn als Studienrat im September. Auch ungleiche Paare, in denen eine Partei Student(in), Hausfrau/mann oder arbeitslos ist, sollten in entsprechende Überlegungen eintreten, wer den Scheidungsantrag zu welchem Zeitpunkt stellt:

Die ärmere Partei nimmt dann staatliche PKH in Anspruch, die reichere zahlt nichts. Die Gerichtskosten müssen Erika und Kurt Mustermann laut Zivilprozeßordnung zu gleichen Anteilen übernehmen. Es wäre schon außergewöhnlich, wenn Richter Milde hier korrigierend umverteilen würde, weil einer der Ex-Gatten »unverhältnismäßig beeinträchtigt« würde – etwa weil Kurt exzessiv Prozeßkosten verursacht hat und kläglich und auf der ganzen Linie unterlegen ist.

Unabhängig davon besteht aber zwischen den beiden Streitpartnern die gegenseitige Prozeßkostenvorschußpflicht der Ehegatten, solange die Ehe nicht rechtskräftig geschieden ist. Man denke nur: ich will mich gar nicht scheiden lassen und/oder der andere verklagt mich wg. Unterhalt – ich muß

zähneknirschend & haareraufend ein paar Blaue vorschießen, damit er zu seinem Ziel kommt!
Die Konzertierte Aktion im Scheidungswesen hat übrigens nicht stattgefunden. Blüms Kollege Engelhardt hätte sich da mit grantigen Anwaltskammer-Vertretern hinsetzen müssen, um z. B. die wichtige Beweisgebühr zu streichen, den Streitwert durch Anrechnung von (nur zwei Monaten) weniger Familiennettoeinkommen zu senken usw. Alles ist beim alten geblieben. Die Anwaltschaft kann aufatmen (sie ist übrigens auch im neuen Bundestag sattsam vertreten) – und seit Januar 1987 erstmals seit sechs Jahren auch wieder höhere Gebühren kassieren.
Es bleibt als Fazit, daß Ehescheidungen teuer sind. Man kann sich gegen die Scheidungskosten ebensowenig versichern wie gegen die »Zerrüttung« selbst; oder, in den Worten des Züricher Paartherapeuten Josef Duss-von Werdt: »Die einzige Möglichkeit, daß *einem allein* die Ehe gelingt, liegt folglich darin, nicht zu heiraten.« Einen Vorschlag zur Güte habe ich allerdings doch: den Abschluß einer *privaten Scheidungsfolgekostenversicherung*. (Dazu braucht man gar nicht Lloyd's oder Allianz zu bemühen.) Nehmen wir an, eine Scheidung kostet um die 10 000 Mark und tritt im verflixten siebten Jahr ein. Man legt einfach ein gemeinsames Konto an, läßt es jeden Monat pro Partner um 50 Mark anschwellen und dieses Geld profitierlich arbeiten. Im Scheidungsfall kann man sich dann relativ schmerzlos trennen und die Rechnungen begleichen; wer wider Erwarten und falsche Propheten durchhält, kann nach dreißig, vierzig Jahren davon die Hochzeitsreise reinszenieren oder noch mehr Schlümpfe kaufen oder auch den Enkeln und Urenkeln ein paar tausend Negerküsse spendieren.

Anfang gut, alles gut?

Am Standesamt Mitte waren wir immerhin einem eheerfahrenen Paar begegnet, das sich all das ersparen möchte und vorher zum Notar gegangen ist: ein Ehevertrag ist abgeschlossen worden. Das klingt vernünftig. Aber wie reagieren Sie selbst, wenn Ihnen eines Tages beim Fünf-Uhr-Tee Ihre Verlobte oder Ihr Ehemann ganz beiläufig einen Mustervertrag neben das Sandgebäck legt und Ihnen mit treuem Augenaufschlag unterbreitet, da stünde in der nächsten Woche ein Besuch bei Notar Schimmelpfennig an? Sie werden also mißtrauisch, besonders dann, wenn Sie die Idee selbst schon eine Weile mit sich herumgetragen, aber diskret für sich behalten haben. Jetzt kommt sie Ihnen vor wie ein unsittlicher Antrag.
Der Normalheirater, darunter selbst routinierte Scheidungsanwälte und Familienrichter, ist glücklich und arm – kein Regelungsbedarf. Andererseits schlägt selbst *Hör zu* ihren Lesern vor, zum Notar zu gehen, um »peinliche

Streitereien« zu vermeiden (Nr. 44/1986) – garniert mit einer Zeichnung, die einen ohnmächtig gewordenen Ehemann in der Schleppe der Frischvermählten zeigt. Kommentar der Ehefrau: »Er hat den Ehevertrag gelesen.« Die totale Verrechtlichung der neuen Liebesordnung als höchste Stufe der feministischen Revolte? Eher sollten wohl Frauen mißtrauisch werden, die sich den Erpressungsversuchen alarmierter Liebhaber ausgesetzt sehen. Aufgrund beunruhigender Meldungen über das moderne »Scheidungsverhinderungsrecht« wollen sie alle erdenklichen Ansprüche ihrer künftigen Ehegattinnen auf nachehelichen Unterhalt, Zugewinn und Versorgungsausgleich ausschließen und sie mit demselben Federstrich auch gleich zum pünktlichen Gebären, zur religiösen Erziehung der Nachkommen, zum Verzicht auf Ausbildungspläne oder mindestens deren rasche Abwicklung und ggf. zur Rückzahlung der vorgestreckten familiären Bafög-Leistungen bringen – wenn nicht ... Merke: Es gibt nichts, was man nicht in Vertragsform kleiden kann, aber es gibt gar nichts, was man unterschreiben muß. Die Familiensenate werden sich in Zukunft zunehmend mit Eheverträgen auseinanderzusetzen und dabei zu prüfen haben, ob sie sittenwidrig und damit nichtig sind. In einem Fall hat das OLG Hamm einen Vertrag, in dem alles pauschal ausgeschlossen wurde, für wirksam erklärt, obwohl darin einer schwangeren Frau ganz offensichtlich die Zustimmung zur Ehe »abgekauft« worden war. In einem anderen Fall hat dasselbe Gericht einen von der Ehegattin akzeptierten Unterhaltsverzicht für hinfällig erklärt, weil sich nach jahrelanger Ehe die »Geschäftsgrundlagen« der Ehe-GmbH & Co. KG verändert hatten.

»Den« Ehevertrag gibt es ohnehin nicht; man kann ein fünfseitiges Papier weder verteufeln noch ihm Wunderdinge zutrauen. Als an sich neutrale Ehetechnologie ist es ambivalent wie ein Küchenmesser, mit dem man etwas zurechtschneiden, aber auch einen heimtückischen Anschlag vollführen kann. Ehevereinbarungen vor, während und selbst »nach« der Ehe (im Scheidungsverfahren) sind im übrigen uralt und haben immer schon die güterrechtlichen Seiten einer mehr oder weniger innigen Gefühlsgemeinschaft zum gegen- oder einseitigen Nutzen geregelt: Ehenamen, Rollenverteilungen, Vermögensgemeinschaften und Gütertrennungen, Schuldenhaftung (Versandhausbestellungen!), Erbschaften. Was die gezielten Scheidungsvereinbarungen betrifft, so geben viele, die keinen Ehevertrag geschlossen hatten, fürs nächste Mal als dringende Devise aus, zum Notar zu gehen. Im Scheidungsverfahren stehende Paare, die so klug waren, schwören Stein und Bein, der harmlose Fetzen Papier habe ihnen die ganze Sache erleichtert und auch emotional entschärft; anderen, die so unklug waren, ist eine Illusion mehr geraubt worden, ging doch im Endeffekt der ganze Knatsch trotzdem los. Und manche erlebten schon im Vorfeld des Ehekriegs die Vertragsunterzeichnung als vorweggenommenes

Trennungshickhack, den Vorschlag dazu als Keimzelle irreparablen Mißtrauens.

Als dürftige Faustregel kann man wohl nur sagen, daß Eheverträge desto sinnvoller sind, je größer die »Waffengleichheit« der beiden Vertragsparteien ist *und* je mehr effektiver Regelungsbedarf auch vorliegt. Einen hochgradig verschuldeten Partner zu heiraten und die Zugewinngemeinschaft nicht auszuschließen, ist sicherlich töricht und riskant; man behält dann aber das niemandem zu nehmende Recht, jemand anderem Geld zu überlassen, damit der seine Schulden abtragen kann, selbst wenn er dann die Fliege macht. Wer den Versorgungsausgleich ausschließen läßt, obwohl er selbst kaum Altersvorsorge betrieben und z. B. durch langjährige Kindererziehung zum Familienunterhalt beigetragen hat, ohne zumindest etwas vom Zugewinnausgleich erwarten zu können, der ist sicher schlecht beraten – behält aber die Freiheit, sich kraß ungleich behandeln zu lassen. Wenn andererseits beide Parteien in gesicherten, kündigungsfesten Verhältnissen leben und sich ihre Wege trennen, warum das Gedöns mit dem Unterhalt auf sich nehmen, einem anderen auf der Tasche liegen und die Rente schmälern? Andererseits kann sich heutzutage der Wohlsituierteste morgen schon nach freiem Flug im tief gespannten sozialen Netz wiederfinden.

Fazit: Die in alternativen und aufgeklärten Kreisen umgehende Frage »Hast du schon 'nen Ehevertrag?« ist Ausdruck gutgemeinter Friedfertigkeit; sie hat den Wunschcharakter eines Zusatzes zum Ortsschild, der diese Stadt oder jene Gemeinde zur atomwaffenfreien Zone erklärt, und den Abschreckungsgrad der Blauhelme im Libanon. Aber ein zivilisatorischer Kern ist dem Gedanken nicht abzusprechen. Auch wenn der Gang zum Notar oftmals dem magischen Wunsch entspringt, die Ehe selbst möge damit fortifiziert sein, hat sich der Eheanwärter immerhin auf diesem Wege über die Wirtschaftsgemeinschaft Ehe informiert.

Aus einem Muster-Ehevertrag

I. Güterstand

Für unsere Ehe soll der gesetzliche Güterstand der Zugewinngemeinschaft mit folgenden Abweichungen gelten:

Ein Zugewinnausgleich soll nur im Falle des Todes eines von uns uneingeschränkt stattfinden; in allen anderen Fällen der Beendigung des ehelichen Güterstandes, insbesondere im Scheidungsfall, soll ein Zugewinnausgleich nicht stattfinden.

II. Versorgungsausgleich

Den gesetzlichen Versorgungsausgleich schließen wir für den Fall einer rechtskräftigen Scheidung hiermit übereinstimmend aus.

Uns ist bekannt, daß die Vereinbarung unwirksam ist, wenn innerhalb eines Jahres ein Antrag auf Scheidung der Ehe gestellt wird.

Uns ist bekannt, daß ein jeder von uns selbst für seine Alterssicherung im Falle der Ehescheidung Sorge zu tragen hat.

III. Unterhalt
Nach Belehrung über die gesetzliche Regelung verzichten wir wechselseitig auf jegliche Unterhaltsansprüche für die Zeit nach der Scheidung unserer Ehe und nehmen die Verzichtserklärungen wechselseitig an. Dieser Verzicht gilt auch für den Fall, daß einer von uns unverschuldet in Not kommt; auch im übrigen nach Vertragsschluß eintretende veränderte Umstände sollen den Verzicht in jedem Fall unberührt lassen.

IV. (Mögliche weitere Regelungen)

I.-IV. (mögliche Modifikationen und abgeschwächte Ausschlußklauseln)

Erika Mustermann Kurt Mustermann

Postscriptum: Von Bratkartoffelverhältnissen und anderen Gesellschaften bürgerlichen Rechts

Erika und Kurt Mustermann haben sich soeben am Familiengericht wortlos den Rücken zugekehrt und lassen sich daheim an neuen Schultern Trost spenden. Auch Frau Müller-Sawatzki, M. A., unsere Reporterin, hat ihre Geschichte fertiggeschrieben – fast. Doch will sie nicht glauben, daß diese Geschichte auch von ihr, der Eheverächterin, erzählt. Unverheiratet zusammen und/oder in einer Wohngemeinschaft zu leben, berechtigt zwar zu wenig, schützt einen aber nicht vor allem. Nicht vor den Nachstellungen des Fiskus und den Zugriffen des Sozialamts, nicht vor der Rückgabe von Geschenken (mancher weiß gar nicht, wie verlobt er ist) – und nicht einmal vor dem Waschen schmutziger Wäsche bei Anwalt oder Amtsgericht. Zwar ist nur die Ehe eine Versorgungsgemeinschaft; aber güterrechtlichen Zoff gibt es natürlich auch bei Ehen ohne Trauschein und – wie Scene-Anwälte zu berichten wissen[7] – mehr und mehr auch in WGs, in denen der Haussegen bekanntlich auch nicht gerader hängt als im verspotteten Ehegefängnis. Mancher Veteran einer wilden Ehe und mancher Langzeitkommunarde trauert den entgangenen Ansprüchen nach, die er als »richtig« Verheirateter ja gehabt hätte – nun sind sie auch noch Stadtgespräch, bloß weil sich einer seine Couch-Garnitur vom Kadi retten und eine ihrem Ex-Kerl die Klamotten per Zwangsvollstreckung vor die Tür setzen ließ. Auch in Discount- und Second-hand-Ehen werden also Partnerverträge in Mode kommen, und die Rechtsanwender und -kommentatoren werden die Exerzierfelder bürgerlichen Rechts gnadenlos in ein Gebiet vortreiben, das der Vision nach von aller Konvention und Formfessel freigehalten werden sollte.
Drum merke, frei nach Wittgenstein: Wer nicht zu zweit sein will, soll allein bleiben.

Anmerkungen

1 Für Hinweise danke ich Gerhard Bertram, Ruth Dießel, Jörn Wille, für die Idee den glorreichen »Kasseler Sieben« (1976-1985); alle Irrtümer bleiben mir anzulasten. Es gibt eine Fülle weiterer seriöser Ratgeber, die Ihnen alles erklären, was Sie schon immer über Ihre Ehe wissen sollten, z. B. Eva Marie von Münch, *Das neue Ehe- und Familienrecht von A-Z*, München ³1985; Th. Ramm, *Familienrecht*, Bd. 1: *Recht der Ehe*, München 1985; Volker Rabaa, *Trennungs- und Scheidungsbegleiter*, München 1984.

2 Steuertricks verrät z. B. S. de Witt, a. a. O., S. 52 ff. (im Männerabteil).

3 »Recht und Realität – Zur Funktion des Familienrechts«, in: *Sechster Deutscher Familiengerichtstag*, Oktober 1985 in Brühl (*Brühler Schriften zum Familienrecht*, Bd. 4), S. 9 ff. Der Familiengerichtstag hat sich in kürzester Zeit als effektive und heilsame Lobby gegen die »Wende« in diesem Gebiet einen Namen gemacht.

4 Nach herrschender Meinung sind zur Berechnung des »unterhaltsrechtlich relevanten Einkommens grundsätzlich alle Einkünfte heranzuziehen, die dem Unterhaltsschuldner zufließen«, gleichgültig, »welcher Art diese Einkünfte sind und aus welchem Anlaß sie im einzelnen erzielt wurden«. (BGH, nach *Frankfurter Rundschau*, 6. 11. 1986) Diese in glasklarem Juristendeutsch formulierte Vorschrift herrscht allerdings nicht mehr in der Enklave der Bonner Politik, seit das Hohe Haus den bekanntlich besonders scheidungsbetroffenen Parlamentariern die Kostenpauschale in Höhe von 5000 DM für nicht relevant erklärte. Die Geschiedenen draußen im Lande und daheim in den Wahlkreisen werden sich inskünftig mit Bruchteilen aus den bescheidenen Abgeordnetensalärs begnügen müssen.

5 S. dazu einschlägig Claus Leggewie, »Lieb und teuer. Eine Nachwuchskostenanalyse«, in: *Kursbuch 72*, 1983, S. 95 ff., und ders. »Unser Ein- und Auskommen«, in: *Kursbuch* 69, 1982, S. 7 ff.

6 Eine von vielen aus dem *Rheinischen Merkur/Christ und Welt:* »Spitzenanwalt ›Scheidung‹ gesucht. Wer mit mir der Meinung ist, daß man für die Demokratie streiten muß (um sie zu retten), der sollte eine Aufgabe darin erblicken, die Urzelle (die Familie) zu erhalten. (...) § 6 GG darf nicht außer Kraft gesetzt werden mit süßem Gift! Hier ein einmalig klarer Beispiel-Fall. Grund für Scheidungsantrag: das Scheidungsgesetz selbst (von 1977) mit seinen Luftschlössern (Geld) – gebaut von einigen Rechtsanwälten. (Bisher herrliche Familie mit 4 minderjährigen Kindern. Jetzt Freund und jeden Tag schon morgens ›Feierabend‹. Das darf der Staat nicht fördern.) Dagegen kann man keine Ehe führen. Angebote unter ... (7. 12. 1985).«
Der »Verband der Unterhaltspflichtigen« residiert in München 15 unter Postfach 2103.

7 Vgl. »Scheidung auf Szenesisch«, *taz* 1. 9. 1986. Als Ratgeber wieder zu empfehlen E. M. von Münch, *Zusammen leben ohne Trauschein*, München ²1983. Über Eheverträge: Volker Thieler, *Dein Recht – Ehevertrag*, Weilheim 1986.

»Das beeindruckende Zeugnis ungeschmälerter, pulsierender Vitalität und der Spannkraft seiner erzählerischen Erfindung ... Eine Folge von Porträts, Stilleben und Genrebildern, in denen sich sein vielgestaltiges Universum der Erotik und der Liebe plastisch herausbildet.«

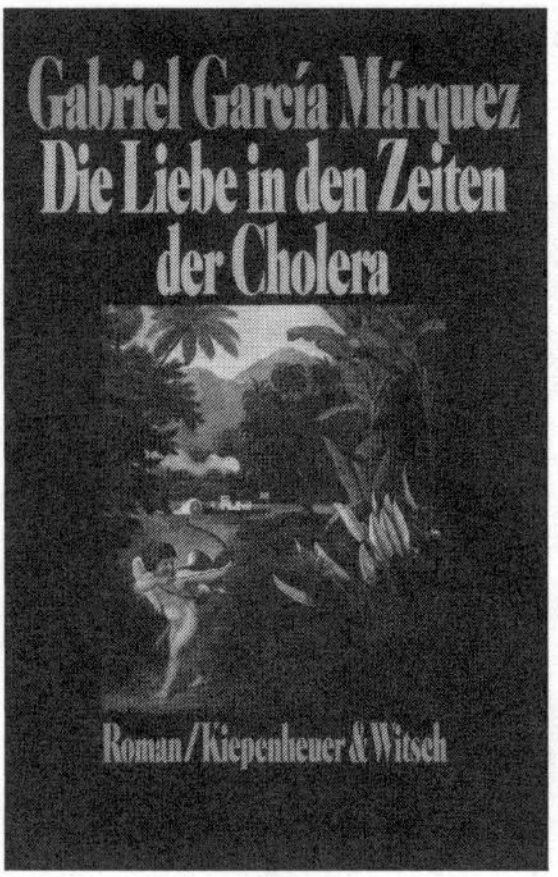
Wolfram Schütte, Frankfurter Rundschau

»Gabos komische, ironische, traurige Geschichte von Liebe und Vergänglichkeit ist vom handfest- und dauerhaft-robusten Stoff der großen Literatur.«

Gunar Ortlepp, Der Spiegel

»Dieses Buch ist ein seltener Glücksfall in der Literatur, wie es ihn höchstens alle hundert Jahre einmal gibt.«

Beate Pinkerneil, ZDF



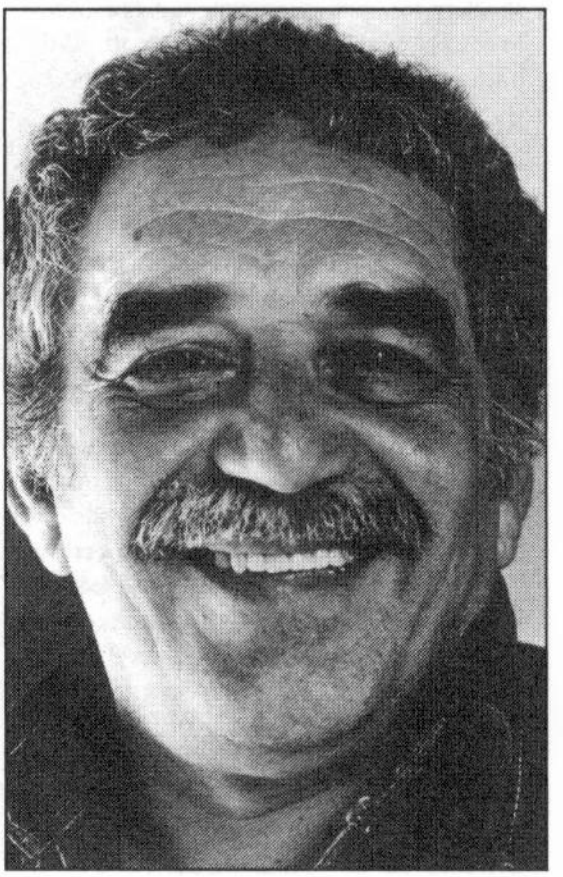


Foto: dpa

Leinen. DM 39,80

Verlag Kiepenheuer&Witsch

»NACH-

Roberto Mangabeira Unger
Leidenschaft

Ein Essay über Persönlichkeit. Aus dem Amerikanischen von Michael Bischoff.
302 Seiten. Leinen DM 36,–

Roberto Mangabeira Unger untersucht die Geschichte der Persönlichkeitsbilder und der in ihnen festgeschriebenen normativen Verhaltens- und Erfahrungsstile. Er schlägt eine neuartige Deutung sozialen Handelns und individueller Selbstvergewisserung vor, welche die Spannung zwischen Eigennutz und Solidarität, Unabhängigkeitsbegehren und Engagement nicht einseitig auflöst, sondern sie vielmehr als die entscheidende Produktivkraft menschlicher Identitätsbildung wachhält.

Russell Jacoby
Die Verdrängung der Psychoanalyse oder Der Triumph des Konformismus

Aus dem Amerikanischen von Klaus Laermann. 230 Seiten. Brosch. DM 29,80

Es ist längst kein Geheimnis mehr, daß durch die Emigration vieler europäischer Psychoanalytiker vor dem Faschismus und durch deren – freiwillige oder unfreiwillige – Eingliederung in neue Lebenszusammenhänge wesentliche ideelle Bestandteile des Freudschen Projekts verlorengegangen sind. Der Hauptschauplatz dieser gravierenden Entschärfung der Psychoanalyse waren die USA. Das Exil, die Professionalisierung der Therapie, die Anpassung an medizinische Handlungsvorgaben und die Einflüsse des »american way of life« trugen gleicherweise dazu bei, die unbotmäßigen Fragestellungen, die das psychoanalytische Verfahren und seinen Denkentwurf bis ca. 1930 angeleitet hatten, zu verdrängen. Russell Jacoby hat die Geschichte dieser Verdrängung aufgezeichnet.

Jean Starobinski
Porträt des Künstlers als Gaukler

Drei Essays. Aus dem Französischen von Markus Jakob.
168 Seiten mit 58 z. T. farbigen Abbildungen. DM 32,–

Nicht zufällig haben Künstler und Schriftsteller immer wieder am Harlekin, am Gaukler, am Clown ihre eigene Existenzweise und ihr Selbstverständnis gespiegelt, ihre Rolle in der Gesellschaft, ihr ästhetisches Projekt, ihre Hoffnung, ihre Melancholie, ihr Unglück. In drei großen Essays spürt Jean Starobinski diesen bald sarkastischen, bald verzweifelten Spiegelungen nach, von Gautier und Baudelaire zu Picasso.

Jacques Heers
Vom Mummenschanz zum Machttheater

Europäische Festkultur im Mittelalter. Aus dem Französischen von Grete Osterwald.
351 Seiten. Mit mehreren Abbildungen.
Leinen DM 39,80

Jacques Heers beschreibt die Doppelgesichtigkeit des Mittelalters am Beispiel der großen gemeinschaftlichen Vergnügungen, der Festlichkeiten und Umzüge, der Turniere und kirchlichen Riten. An ihrem Wandel expliziert er den Umbruch der Mentalitäten und der Lebensformen.

S. Fischer

DENKEN«

Gabriele Dietze
Schnelles Rentier oder zäher Wolf

Ohrenbetäubend ist das Geschrei. Man käme gar nicht mehr zu Wort, liehe man allen Freunden und Freundesfreunden sein Ohr, wenn sie schamlos anheben, ihre Trennungen zu beweinen. Die antike Verzweiflung beim Auffinden eines liebesnachtbedeutsamen Rasierwassers. Der Medeaschmerz der Scheidungsväter beim Anblick ihrer Sonntagnachmittagskinder. Der Sirenengesang der Verlassenen, die ihre Gegner in immer neu angesetzte letzte Klärungsversuche pressen... Die Tiraden sind abendfüllend geworden und drohen, jeder zivilisierten Kommunikation den Garaus zu machen. Im Folgenden sollen die Gründe für die Universalisierung des Trennungstheaters, Strategien seiner Vermeidung und Notkühlungen für den größten anzunehmenden Beziehungsunfall diskutiert werden. Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Es kommt darauf an, entweder schnelles Rentier oder zäher Wolf zu werden, gemäß der bekannten »Théorie mathématique de la lutte pour la vie« des Herrn Volterra: Fressen die Wölfe zu viele Rentiere, vermehren sie sich stark und verhungern, weil es nicht mehr genügend Rentiere gibt und die übriggebliebenen zu schnell sind. Während die Wölfe sich dezimieren, kann die angefressene Rentierherde sich regenerieren, bis die Wölfe wieder so gutgenährt sind, daß die inzwischen unvorsichtigen Rentiere als Frischfleischreservoir ihnen wieder zum Opfer fallen. Stellt man diesen Prozeß als Funktion dar, erhält man ein Ei. Das Ei des Kolumbus, beziehungsmäßig.

Hauptgrund für das Überhandnehmen des Trenngeräuschs ist zweifellos der Emanzipationsklimbim, der jeden Trennungswilligen auf eine Marathonstrecke schickt. Man wird den Gegner einfach nicht mehr los. Früher genügte manchmal schon simple Untreue, um den Gekränkten in die Flucht zu schlagen, jetzt wird einem das häufig als Bereicherung der Beziehung in den Hals zurückgestopft. Oder der Trennungswillige wird heimtückisch von dem Lasso des Erwachsene-Leute-Arguments eingefangen, etwa: »Was heißt überhaupt Trennung. Wir haben so viel gemeinsam, daß es die reinste Verschwendung wäre, sich nicht regelmäßig zu sehen, am besten Dienstag, Donnerstag und am Wochenende, da hat man Zeit.« Nur Anfänger versuchen es angesichts dieser aussichtslosen Lage noch mit dem *altruistischen Verfahren:* »Wir behindern uns, ich bin zu mächtig, es ist besser für deine

Selbstverwirklichung, wenn wir uns trennen.« Die Wiederanklebeantwort liegt auf der Hand: »Das ist kein Problem, du bist die Herausforderung für meine Emanzipation. Ich werde mich an dir abarbeiten.« Als Steigerungsstufe kann man es mit dem *sexuellen Argument* versuchen, was aber nur bei phallisch ungebrochenen Latin Lovers verfängt: »Ich habe keine Lust mehr, mit dir zu schlafen.« Denn in der Regel wird die Klette in dieser Frage konzessionsbereit sein: »Man sollte ohnehin nicht so vollzugsgeil sein, die Zärtlichkeit wieder entdecken oder durch Phasen geplanter Abstinenz die Libido beleben und zwischenzeitlich die Verhütungsfrage lösen.« Ohne Zweifel muß man jetzt in die zweite Steigerungsstufe eintreten und den *romantischen Hammer* schwingen: »Ich liebe dich nicht mehr.« Durchtrainierte Klammernaturen kommen dann philosophisch oder entwicklungspsychologisch: »Liebe ist ein metaphysisches Wort. Natürlich gibt es Phasen emotionaler Orientierungsunsicherheit, die nach einer gewissen Verpuppung die Geburt einer neuen Klarheit bringt und... that's me, my darling.« Wenn man sich soweit vorgearbeitet hat und der Fliegenleim immer noch nicht getrocknet ist, bleibt das *disqualifikative Verfahren:* »Du riechst aus dem Mund, benimmst dich in der Öffentlichkeit peinlich und hast einen kleinbürgerlichen Geschmack.« Wenn der Gegner jetzt nicht die Konsequenzen zieht, dann hilft nur noch Mord oder Stadtwechsel.

Wie kann man nun die demütigenden und kraftraubenden Trennungsprozeduren entweder generell vermeiden oder sich gezielt auf die Gewinnerseite schlagen? Zunächst einmal gilt es Abschied zu nehmen vom Konzept des Märchenprinzen und der Märchenprinzessin oder vielmehr seiner totalitären Variante. Ein Rezept gegen den Mann und die Frau fürs Leben ist: Nimm zwei, drei, vier und das gleichzeitig, das sogenannte *Stapelprinzip,* allerdings empfiehlt es sich nur für Leute mit etwas Muße, weil es mit erheblichem Zeitaufwand verbunden ist. Vereinfacht gesagt, keine Liebe seines Lebens darf man aus den Fängen lassen, sondern man muß das Karussell mit einem abgestuften System des Platonisierens, der Tastdiversifikationen unterhalb und oberhalb der Gürtellinie, der Beischlafaussichten am Laufen halten, spontan, stochastisch oder quasiehelich geregelt. Etwa: X hat sie immer geliebt, doch wollte er nicht mit ihr schlafen, vorläufig. X' Freund Y liebte sie, mit dem wollte sie nicht schlafen, vorläufig, dann aber doch, aber nur gelegentlich. Gute Gelegenheit für Z, mit ihr zu schlafen, das dafür häufig, worauf sie nach Liebe schrie und X überredete, doch mit ihr zu schlafen, nur gelegentlich, aber heftig. Für die unordentliche Seite ihrer Seele leistet sie sich außerdem ein Scheusal, zweijährlich, das die Unhöflichkeit besitzt, sich dem Stapelprinzip zu verweigern, wodurch sie in den Genuß von täuschend echtem Schmerz kommt, kurzfristig, abgefedert durch die Stapelpartner, natürlich. Das Equilibrium bildet ein Code nebeneinander bestehender Privilegien. Etwa: Ich liebe dich, deshalb kann ich

nicht mehr mit dir schlafen, oder nur gelegentlich. Oder: Weil ich mit dir schlafe, kann ich dich nicht lieben, jedenfalls meistens. Oder: Ich schlafe mit dir, obwohl ich dich liebe. Die Kombinatorik läßt sich noch ergänzen mit ›und‹, ›trotzdem‹, ›falls‹, ›wenn/dann‹, ›sowohl als auch‹ etc. ... Auf keinen Fall aber darf gesagt werden: »Ich liebe dich nicht mehr und will nicht mehr mit dir schlafen.« Das ist wie Passen beim Pokern, da ist der Pot weg. Mit einigem Geschick lassen sich so jene gräßlichen Verlustgefühle und Identitätseinbrüche vermeiden, von denen die Trennungsmelodramatiker so farbig zu berichten wissen. Aber wie gesagt, das ist ein Zeit- und leider auch ein Altersproblem. Nicht etwa weil abnehmende Potenz oder die Launen der Wechseljahre dieses wunderbare System kaputtmachen könnten, sondern weil das Herz, dieser ›elastische Muskel‹, ca. alle sieben Jahre zusammenzuckt und sich an einen neuen Menschen hängt, womit ein quantitatives Problem auftaucht, das selbst die hartnäckigsten Stapler zwingt, Verluste im Hinterland hinzunehmen.

Für Leute, die nicht ständig das Wachsfigurenkabinett ihrer Geschichte abstauben wollen, d. h. für die Tabula-rasa-Typen, die sich aber trotzdem auf der Gewinnerseite des Trennungsspiels wiederfinden möchten, empfiehlt sich das *serielle Prinzip:* die Rosenkranzperlen verlieren sich geplant nach hinten. Die klassische Variante ist der Zweischritt, d. h. die Ablösung wird engagiert, wenn die Hauptrolle noch besetzt ist. Arbeitsvoraussetzung ist hier paradoxerweise das *Only-you-Prinzip,* der Gegner muß davon überzeugt werden, daß man langfristig nur monogam empfinden kann. Dabei stehen dem *Klassiker* zwei Untervarianten zur Verfügung: das *transparente Verfahren,* bei dem die zweite Besetzung auf die offene Bühne geholt wird, man aber das Risiko eingeht, daß sie sich schließlich als doch nicht geeignet erweist, aber bereits argumentativ verschlissen ist; das aber andererseits den Vorteil bietet, daß man das Trennungstheater voll der ehemaligen Hauptrolle anhängen und dazu noch das Ethos der Ehrlichkeit für sich verbuchen kann. Oder das *Under-cover-Verfahren,* dessen Vorteil darin besteht, daß man die untaugliche neue Perle unauffällig wieder loswird oder andernfalls durch ein überraschendes Geständnis (oder besser noch mittels gezielten Sich-Ertappenlassens) den Gegner aus dem Stand mattsetzt. Der Nachteil besteht in der moralischen Unpopularität dieses Vorgehens. Im ganzen aber hat der Zweischritt-Klassiker ein romantisches Image, denn der Akteur erscheint als willenloses Opfer einer Himmelsmacht, was später beim Erwerb der neuen Ablösung sehr hilfreich sein kann. Bei diesem Modell sei darauf hingewiesen, daß in den Übergangsphasen das Verhütungsproblem besonders sorgfältig bedacht werden muß, denn gern wird dem/der Flüchtenden noch ein Kind in den Schoß geworfen, was die Verhandlung erheblich kompliziert.

Anspruchsvollere und vorsichtigere Naturen weiten den Klassiker aus oder

verzweigen ihn. Die beliebteste Variante ist, hier noch ein homosexuelles, oder für den Fall, alle Beteiligten seien homosexuell, ein heterosexuelles Motiv einzuflechten. Das ›ganz andere‹ hält alle beteiligten Gegner in Unruhe und Trab und kann im Einzelfall eine größere Stabilität haben als die übrigen Perlen, da es sich ja ›nur‹ um einen sekundären Sex handelt. Demokratische Gemüter fühlen sich besser, wenn ihre Gegner auch Perlen auf jeweils anderen Schnüren sind.

Ein wenig beachtetes Prinzip ist die *ritualisierte Trennung* mit immergleichem Partner. Also A und B trennen sich etwa im Zweijahresrhythmus, um dann in immer neuen Bleibeverhandlungen bessere Bedingungen auszuhandeln. Das Verfahren hat viele Vorteile. Man kennt den Gegner, seine Tricks, man muß nicht auf dem ungemütlichen Markt mit Korbrisiko rumbalzen, und man kann regelmäßig seinen beziehungsinternen Status verbessern. Allerdings gibt es ein energetisches Problem: die Glaubwürdigkeit. Die Trennungspartner sollten die für den Poker nötige gefühlsechte Verlustangst durch *Trennungs-Initiativen-Rotation* immer wieder neu anheizen. In der Auswirkung kommen dabei zwei Modelle heraus: der Winkel, der auf dem Scheitel steht, und der Winkel, der auf den Schenkeln steht. Beim Winkel auf dem Scheitel führen die Verhandlungsergebnisse zur immer größeren Autonomisierung der Beteiligten, so daß das Nicht-Getrenntsein schließlich nur noch im Trennungsdiskurs besteht. Bei dem alternativen Winkel auf den Schenkeln führen die Verhandlungsergebnisse zwangsläufig in die Filzkartoffeln. Beide Systeme sind zwar final, weil sie historisch implodieren oder explodieren müssen, aber bei ökonomischer Handhabung kann die Systemdauer die Lebenszeit übertreffen.

Für sportliche Naturen eignet sich eher das *kontradiktorische Prinzip*, bei dem die Akteure sich in einer solch unerfüllten Balance halten, daß ihre Wunschmaschinen dauerhaft ins Leere produzieren. Auf eine besonders originelle Variante ist Marguerite Duras in ihrem neuesten Roman verfallen: Eine junge Frau liebt platonisch einen Homosexuellen, der sie bezahlt, damit sie sich seinen Schmerz über den Verlust seines Liebhabers anhört, der ihn um ihretwillen verlassen hat. Ein stabiles System mit einer guten Prognose. Oder: Ein Mann produziert mit einer Frau ein Baby, heiratet im Gegenzug seine inzwischen platonische Exliebe, die keine Kinder kriegen kann, und freut sich auf das Baby. Das Dritte ist es, was diese Konstruktionen so haltbar macht. Variante A: No-Sex, Variante B: Kind. Voraussetzung bei den kontradiktorischen Modellen ist allerdings, daß keiner der Beteiligten einen Therapeuten aufsucht, weil sonst die Gefahr bestünde, daß das Geheimnis der Haltbarkeit, die Neurose, kurzerhand aufgelöst werden könnte, obwohl die Therapieerfolgsstatistik dagegen spricht. Am Rande kann hier noch auf eine exquisite kontradiktorische Beziehungsmöglichkeit hingewiesen werden – diejenige zum Therapeuten.

Nicht unerwähnt bleiben sollen zwei weitere Lebensstilformen. Einerseits das *solitäre Prinzip*, die kreative Beziehungsarbeitslosigkeit jener Glücklichen, die völlig allein in leeren Parkettbodenzimmern auf Stahlrohrschwingern sitzen und den hohen Frequenzen des Compact-disc-Decks nachlauschen; andererseits das *familiale Prinzip* jener nicht unbedeutenden Minderheit, die vom viereckigen Schlachtfeld nicht lassen mag und sich mit der in der letzten Zeit immer mehr geschätzten Institution des matrimonium vulgaris arrangiert, manche sogar katholisch und ohne Verhütung, bis daß der Tod sie scheide. Natürlich werden diese beiden Prinzipien nicht langfristig erfolgreich sein. Während die Solitären an Auszehrung zu leiden beginnen, werden die Familialen ihr heiliges Kapital eines Tages aufgezehrt haben, das sah man ja schon in den Sixties beim epidemischen Verfall bürgerlicher Ehen. Aber da neu und triumphal erworbene Lebensentscheidungen sich aus purem Legitimationsbedürfnis auf gewisse Zeit einbetonieren, hat die ganze Sache eine mittelfristige Perspektive, besonders wenn Sekundärmotivationen wie Aids-Angst der Treue oder aber Tschernobyl der Brutpflege ein unverhofftes Pathos verleihen.

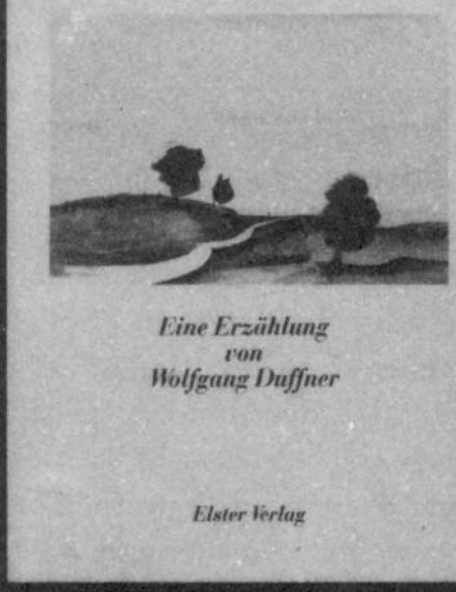
Alle diese Varianten erfordern Intelligenz, Fingerspitzengefühl und Umsicht, denn sonst fiele am Ende einem der beiden Gegner ein, in einem Augenblicke auszuscheren, wo er noch gebraucht wird. Auch für diesen unwahrscheinlichen Fall sollte man gewappnet sein, wobei die weibliche Rolle in der Regel die kreativere ist. Da man gemeinhin merkt, wann Trennungsverhandlungen anstehen, darf nichts dem Zufall überlassen bleiben. Das fängt bei der Ortswahl an und hört bei der Frisur auf, denn es gilt dem trennungswilligen Gegner einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Verschiedene Gegenstrategien stehen zur Wahl, ganz auf den Gegner, die Situation und das Kampfziel zugeschnitten. Hat man es mit einem Protestanten zu tun, so ist es sinnvoll, ihn seinem eigenen inneren Schweinehund zu überantworten. Also Punkt 1 Haare ab, wenn vorher lang, kein Make-up, das leidende Gesicht freilegen. Aber mit einem Hauch von Drohung, daß künftige Amüsements nicht ausgeschlossen sind, also modische Haarsträhne stehenlassen, die später bei Bedarf grün eingefärbt werden kann für die Party-Kontaktfrisur. Schwarz zu tragen, wirkt leicht überdramatisch, es empfiehlt sich eher gelb, weil das Blässe und grüne Augenringe besser zur Geltung bringt. Figurbetonte Kleider und hochhackige Schuhe sollten, auch wenn sonst gewohnheitsmäßig getragen, vermieden werden. Die Stimme sollte leicht aufgerauht sein als Versinnlichung von Gebrochenheit, und wenn es irgend geht, keine Tränen, denn das wirkt leicht zu vital, insofern sind öffentliche Räume hilfreich, am besten teure Eßlokale mit Stoffservietten für den Notfall. Das, was gesagt wird, trägt erfahrungsgemäß nicht zur Verständigung bei, deshalb ist streng darauf zu achten, die Schuldfrage ungeteilt dem Trennungswilligen aufzuhalsen. Auf jeden Fall zuerst den

Tisch verlassen, tief verletzt, aber ungebeugt, wobei dem Schuldigen selbstverständlich die Rechnung bleibt (d. h. immer vom Ende der Speisekarte bestellen). Und definitiv keine über die Höflichkeiten zwischen kultivierten Menschen hinausgehenden Gesten wie etwa letzte Wangen- oder gar Zungenküsse, Handauflegen oder ähnliches. Ein gemessenes Nicken macht den besten Effekt.

Hat man es mit einem schuldgefühlresistenten Ekel zu tun, einem Katholiken etwa, der mit der praktischen Einrichtung der Absolution fein raus ist, muß man sich etwas Grelleres einfallen lassen. Also ganz andere Klamotten, am besten angeschrägt. Signal: »Mit dir war ich nie so recht kreativ.« Natürlich Make-up, dunkles Lippenrot und Kurzhaarschnitt mit Stand (nicht am Friseur sparen wegen des Kicks), eher Schaumfestiger als Wet-Gel, das könnte übertrieben wirken und angeklatschte Haare machen leicht einen deprimierenden Eindruck. Auch in diesem Fall sind öffentliche Räume geeignet, Bars und Cafés besser als Restaurants, denn beim Essen geht der Lack ab. Außerdem unterstützen bunte Cocktails den Gesamteindruck – Sekt mit Curaçao oder ›grüne Banane‹ sind da hübsch, schon wegen der kalten Farben. Wenn der Gegner dann sein Anliegen vorträgt, freundlich lächeln und ihm zu seinem vernünftigen Entschluß gratulieren. Wenn er nicht allzu clever ist (und im Trennungsstreß sind die meisten nicht clever), liegt hier der Drehpunkt. Die erste Verblüffung muß genutzt und es muß sofort nachgestoßen werden. Kleine Unlustmomente benennen, am besten peinliche wie z. B. »Ich konnte deine schlabbrigen Baumwollripsunterhosen schon lange nicht mehr sehen« oder »Als du dich neulich bei dem Kritiker so aufgepumpt und dann auch noch dauernd Progrom statt Pogrom gesagt hast, da wurde mir klar, daß ich schon seit einer Weile keinen Bock mehr auf uns habe«. Zeigt er dann noch Widerstand, etwa Erleichterung oder Siegerlaune, sollte man die vorsorglich engagierte knallattraktive Reservestrategie vom Nebentisch herüberzwinkern. Fühlt der Gegner sich jetzt immer noch gut, dann ist er so borniert, daß sich nicht nur der ganze Aufwand nicht gelohnt hat, sondern auch schon das Verhältnis vorher.

Schwer zu nehmen sind die Leidensaggressoren, die tief deprimiert anschleichen, sich hinter ihrem Therapeuten verschanzen und behaupten, das Hauptproblem bestehe darin, daß du wie ihre Mutter seist. Da ist außer dem Versuch, mit dem Vater zu schlafen, recht wenig drin. Einfacher sind die Schuldzuschieber zu bearbeiten, die etwa so kommen: »Als du neulich besoffen auf der Fête mit mindestens drei Leuten quasi-öffentlich gevögelt hast, hat es in mir einen Knacks gegeben.« Da muß man ran an den Mann und seine Schwächen im Stehvermögen anpacken. Behauptet er daraufhin, du seist eben ein kastrierendes Ungeheuer, dann weise auf die diskreten Klagen seiner überaus sanften Exfreundin hin, auch wenn du nie mit ihr

gesprochen hast. Für die mehr inhaltlichen Scheidungsverhandlungen ist die Garderobe nicht so wichtig.
Große Komplikationen tauchen in jeder Variante auf, wenn totes Gut zu verhandeln ist. Autos, Boote oder gar Immobilien. Getrennte Kassen sind das A und O jedes Trennungsüberlebenswilligen. Wurde in einer schwachen Stunde doch eine Wertsache zusammen erworben, ist es schwieriger, sich auf der Gewinnerseite zu finden. Feilschen ruiniert die besten Inszenierungen. Wenn es nicht unbedingt sein muß, sollte man sich von irdischem Tand befreien, es sei denn, man kann unauffällig die Gunst der Stunde nutzen. Der Protestant gibt das Auto unter Umständen gern als Ausgleich für sein Seelenkonto, bei den Katholiken ist es sinnvoller, noch schnell einen Totalschaden zu bauen und großzügig den Schrottwert zu vergüten. Die Therapieversunkenen werden bei Geld eher wach, weil ihr Laster so kostspielig ist. Von denen wird man mit argumentativer Finesse vielleicht die Wohnung kriegen, weil die nachweislich mutterverseucht ist. Vom Schuldzuschieber kann man mit gutem Grund das Messingdoppelbett verlangen. Generell aber sollte eine so edle Sache wie Rache nicht mit materiellem Kleinkram belastet werden. Kaltes Herz und kriminelle Energie sind da viel wichtiger. Absolut kleinbürgerlich ist die frontale Variante: Stiletts und kleinkalibrige Pistolen sind out. Viel geschickter ist es, gegenüber dem Gutachter des Habilitations-Stipendiums-Antrags von der langjährigen neurotisch bedingten Arbeitsunfähigkeit des Gegners zu reden oder schwesterlich besorgt bei der Neuen anzufragen, ob sie ihren HTLV-III-Test schon gemacht hat. Manchmal kann auch schon ein unauffällig bewerkstelligtes Brandloch in seinem Kaschmir-Jackett (sein einziger teurer Fummel) erste Wunden kühlen. Der Maßnahmenkatalog hängt von der Schwere des Delikts ab, aber wirklich elegant sind nur Operationen, in denen sich der Urheber nicht zu erkennen gibt, sondern genießt und schweigt.
Summa, bei einiger Planung und Raffinesse sollte der schlimme Krisenfall, daß man von einer Trennungsabsicht kalt erwischt wird, zu vermeiden sein, zeigen doch die obigen Erläuterungen, daß die Trennungsarie vermeidbar ist und im Interesse eines sozialen Umweltschutzes auch vermieden werden sollte, damit endlich einmal wieder ohne Trennungsgeräusch die Phänomenologie des Geistes diskutiert werden kann: »Der Einzelne, die Lust *des Genusses seiner Einzelheit* suchend, findet sie in der Familie, und die Notwendigkeit, worin die Lust vergeht, ist sein eigenes Selbstbewußtsein als Bürgers seines Volks; – oder es ist dieses, das *Gesetz des Herzens* als das Gesetz aller Herzen, das Bewußtsein des *Selbsts* als die anerkannte allgemeine Ordnung zu wissen; – es ist die *Tugend*, welche die Früchte ihrer Aufopferung genießt; sie bringt zustande, worauf sie geht, nämlich das Wesen zur wirklichen Gegenwart herauszuheben, und ihr Genuß ist dies allgemeine Leben.«



200 Seiten, Leinen, DM 28,–

Ein romantisches, trotziges Buch vom Leben und vom Sterben, voller Erinnerung und überraschendem Witz.

ELSTER
VERLAG

Engelstr. 6 · 7580 Bühl-Moos
Telefon 07221/29590

DEMO

Wozu ist die Straße da? fragt ein deutsches Lied, und es gibt die fast selbstverständliche deutsche Antwort: Zum Marschieren! So war es jedenfalls jahrhundertelang deutsche Tradition - auf der Straße marschierten die Soldatenkolonnen ins Feld, für Kaiser, Vaterland, Führer. Daß die Straße auch ein politischer Ort sein konnte, auf dem man sich ohne Marschbefehl »von oben« bewegte, drang erst spät ins deutsche Bewußtsein. Auf die Straße gehen, wenn Ruhe doch erste Bürgerpflicht war, das blieb ein revolutionärer Akt. Und man holte sich meist blutige Köpfe, denn die Obrigkeit begriff sehr schnell, wie gefährlich »die Straße« werden konnte...

DEMO

EINE BILDGESCHICHTE DES PROTESTS IN DER BUNDESREPUBLIK

Ein Rückblick. Für die Zukunft. Von Nikolaus Jungwirth. Fragen Sie Ihren Buchhändler. Nach »Demo«. Von Beltz.

160 Seiten, 230 Fotos, Magazin-Format, DM 38,–

Nikolaus Jungwirth hat einen Bildband vorgelegt, der die Geschichte der Demonstranten in der Bundesrepublik dokumentiert. Jungwirth, ehemals Mitarbeiter bei »Pardon« und engagierter Chronist der bundesrepublikanischen Kultur (»Die Pubertät der Republik«) trug Bildmaterial zusammen, das wie mit Schlaglichtern die »Demos« und ihre Akteure beleuchtet.

Joseph von Westphalen
Die Kunst des Seitensprungs

»Mein Herz ist groß«, schreit der Verliebte, »ihr habt doch beide Platz darin!« Aber er schreit vergeblich, er wird nicht verstanden, jedenfalls nicht von seiner Ehefrau. Je größer er sich fühlt, umso kleinkarierter wirkt er auf sie. Als wäre nicht alles hundertmal gesagt, als würden Argumente in dieser Lage nützen, versucht er es anders: »Unser ganzes System ist doch auf Erweiterung ausgerichtet«, ruft er in seiner Not, »Stagnation ist doch das Schlimmste, wir vermehren unser Vermögen und unser Ansehen. Je mehr Bücher wir lesen oder schreiben, umso besser, je mehr wir verdienen, umso besser; und wehe, wer sein Leben lang am selben Ort im selben Job versauert und sich nicht entwickelt; der gilt als Wrack. Nur in der Liebe soll man sich bescheiden, da soll man hübsch zufrieden sein, das ist doch absurd!«
»Hör auf!« sagt seine Frau; er sei doch sonst der erste, der gegen das Wachstumsgefasel zu Felde ziehe. Und nun das. »Sie hat dir ja ganz schön den Kopf verdreht«, sagt sie, »das ist ja richtig reaktionär, was du da von dir gibst!« Im übrigen stimme es nicht, sagt sie, das Wachstum sei ja wohl am Ende, man lebe bekanntlich in einer Wegwerf- und Austausch-Gesellschaft, aber sie lasse nicht zu, daß sie weggeworfen oder ausgetauscht werden solle. Basta.
Sollst du ja eben nicht, denkt er. Darum ging es ja. Aber er sagt jetzt nichts mehr. Es war ein Fehler, mit diesem unsinnigen Vergleich daherzukommen. Aber der noch größere Fehler war es gewesen, überhaupt etwas zu sagen von dieser Geschichte mit der anderen Frau.
Vor sechs Wochen war Harry das Versteckspiel plötzlich zu albern vorgekommen. Schließlich war er ein erwachsener Mann. Er wußte, daß die Liebste am Abend bei ihm zu Hause anrufen würde. Er hatte ihr selbst gesagt, daß er allein sein werde. »Clara geht ins Kino«, hatte er gesagt. Das war auch so ein Scheiß mit der Benennung. Was sollte man sagen, »meine Frau« oder den Vornamen? Beides klang auf verschiedene Art bescheuert: das eine ungewollt ironisch, das andere ungewollt vertraut.
Aber Clara war nicht ins Kino gegangen. Nicht bei diesem Sauwetter. Das Ehepaar las gemütlich Zeitung. Jeder auf seinem Sofa. Das Telefon zwischen ihnen. Er hätte in eine Telefonzelle gehen können, um die Liebste anzurufen und ihr zu sagen, daß sie nicht anrufen könne. Aber das wäre

doch hirnverbrannt: jemanden anrufen, damit er nicht anrufen soll. Und dann womöglich noch Gründe angeben: weil seine Frau beziehungsweise Clara keine Lust gehabt hätte, ins Kino zu gehen. Aber was ging es die Liebste an, ob Clara Lust hatte, ins Kino zu gehen. Wenn überhaupt, dann würde er Arbeit vorschützen. Arbeit war immer gut. Man machte sich zwar zum Idioten, mit diesen ewigen Arbeitsausreden, aber es war noch am unverfänglichsten.

Seiner Frau Clara log er Arbeit vor, warum sollte er nicht auch seiner Liebsten Eva Arbeit vorlügen! Das wäre nur gerecht. Aber allein, um den Gang zur Telefonzelle zu erklären, müßte er schon wieder eine Lüge erfinden. Ein wichtiger Brief. Aber welcher Brief könnte so wichtig sein? Und was, wenn Clara behauptete, der Postkasten werde abends nicht mehr geleert? Alles verdächtig. Es würde noch so weit kommen, daß er sich einen Hund anschaffte, um jederzeit ohne die Angabe von Gründen aus dem Haus gehen zu können. Vielleicht gab es deswegen so viele Köter in der Stadt? Und wenn er es wirklich fertiggebracht hätte, zur Telefonzelle zu gehen, dann wäre er von dem Lügenballast ganz mürbe und schlecht gelaunt gewesen. Und die Liebste wäre dann auch beleidigt und schlechtgelaunt gewesen. Man hätte sich doch nur über nichts als über die Hindernisse der Liebe unterhalten.

Als das Telefon klingelte, stöhnte Harry wie immer über die Ruhestörung. Sonst sagte er oft »Ich geh' nicht ran«, ehe er ranging. Das war ihm jetzt zu doppeldeutig. Er tat so, als würde er konzentriert lesen. »Faule Sau«, sagte Clara nach dem dritten Klingeln und nahm den Hörer ab. Sein Herz klopfte wild. Er wartete auf Claras erlösenden Satz »Falsch verbunden«, aber sie sagte »Moment mal« und reichte ihm mit einem Schulterzucken den Hörer. Es war tatsächlich die Liebste. Statt aufzulegen, als sie die Stimme seiner Frau vernahm, hatte sie ihn verlangt. Wollte sie ihn quälen? Und nun sagte sie auch noch überflüssigerweise: »Du bist nicht allein?« Fast mahnend. Das hatte sie ja wohl gehört, daß er nicht allein war. »Ich sehne mich so nach dir«, sagte sie, schrecklich laut. Er lachte, auch laut. »Ich verstehe, du kannst nicht sprechen«, sagte sie. Natürlich konnte er nicht sprechen! »Ja, ja, meinetwegen«, sagte er, da könne man in den nächsten Tagen drüber reden. Clara las Zeitung. »Sehen wir uns morgen?« sagte Eva. Es war grausam, das sanfte Flöten mit einem rauhen Geschäftston zu beantworten: »Das kann gut sein, tschüß, auf Wiedersehen.«

Er legte auf und nahm sich vor, später doch noch einmal zur Zelle zu gehen, um einerseits für dies barbarische Gespräch Abbitte zu leisten und sie andererseits anzuflehen, nie wieder anzurufen. Aber wie sollte man sich dann verabreden? Es war teuflisch. Als Clara beiläufig fragte, wer es gewesen sei, war ihm die ganze Heimlichtuerei mit einem Mal unerträglich vorgekommen, und er erzählte alles. Seitdem war die Hölle los.

Seitdem nichts als Mißtrauen und Auseinandersetzungen. Hatte er zuvor in seinem Verhältnis zu Eva manchmal schon eine Ahnung vom Ende gespürt, so trieb ihn nun das, was er bei Clara für enge Mißgunst hielt, wieder heftig in die Arme der Liebsten. An beiden Orten wurde nur noch gestöhnt über die Unvereinbarkeit der Gefühle. Hin und wieder verzweifeltes Bestätigungsgevögel. Und in den verschiedenen Wohnungen die immerselben Worte: Besitzansprüche hin und her; Freiheit hin, Freiheit her. »Klammere nicht so!« – »Das muß doch einfach drin sein!« Es half alles nichts. »Eifersucht ist Diebstahl«, sagte er, aber Clara lachte nicht darüber. »Wenn du mich läßt, kann ich dich wieder lieben«, sagte er. »Wenn du mich lieben würdest, dann ließe ich dich«, sagte sie. Das ist die wahre negative Dialektik.

Es handelt sich zweifellos um ein aufgeklärtes Ehepaar. »Faß mich nicht an«, sagt Clara, und umso inniger wird Harry morgen die Liebste anfassen. Die wenigstens hatte dagegen nichts. Wie sie roch! Noch weiß er nicht, daß er sie morgen nicht riechen wird, weil es ihm einfach nicht möglich sein wird, das Haus zu verlassen, wenn Clara ihn anfunkelt und anschreit, ja, er solle nur zu seiner Eva gehen, sie habe nichts dagegen: »Geh doch zu ihr, geh doch, du Arschloch, was zögerst du, warum gehst du denn nicht endlich?« Statt dessen wird er sich auf das Sofa legen und versteinert vor sich hinschauen. Das wird ihm nicht schwer fallen, denn er ist wirklich verzweifelt. Er könnte jetzt Tränenströme aus seinen Augen fließen lassen, aber die wird er zurückhalten. Sie würde ihm blankes Selbstmitleid vorwerfen: »Sieh an, der Kleine weint, weil er sein Spielzeug nicht bekommt!« Und recht hätte sie. Nein, geweint wird nicht, diese neue Weinerei war nichts für ihn. Da war er sich mit Clara übrigens völlig einig. Diese immer feuchter werdenden Plädoyers für den weinenden Mann waren unsäglich. Vor dem Schlamassel hatten er und Clara sich halb totgelacht über einen Psychogruppen-Werbeprospekt, wo es ohne jede Ironie hieß, es sollten Taschentücher zu dem Treffen mitgebracht werden, denn wenn geweint werde, dann sei schon mal viel geholfen.

Eine Therapie kam übrigens nicht in Frage. Was los ist, weiß man selbst. Man will keine Pfuscher ranlassen. Da ist sich Clara mit ihm einig. Auch eine Trennung steht nicht zur Diskussion. Eine Trennung ist lächerlich. Clara verteidigt ihn sogar bei ihren Freundinnen in diesem Punkt. Einige warnen sie: er wäre nicht der erste, der endgültig Schluß machte, um mit der Liebsten neu anzufangen! Nein, nein, da kennten sie ihn nicht. Sie vertraue ihm, sagt Clara. Aber es ist doch immer ein Risiko, sagt eine.

Claras Freundinnen sind gespalten. Man hat Mitleid mit ihr, aber man ist nicht empört über Harry. Er leuchtet neuerdings so. Das ist unübersehbar. Verliebte erinnern uns an unsere Sehnsucht. Man beneidet sie. Man nimmt ihnen nicht alles übel. Man möchte ihnen helfen. Man möchte Harry manchmal am liebsten den Schlüssel der Ferienwohnung zustecken.

Er würde das nie sagen: sie könne ihm vertrauen. Der Ausdruck ist ihm zu stickig. Er sagt es anders: »Niemals trennen!« sagt er und schlägt die Hände vors Gesicht: »Denk doch allein an das Trennen der Bibliothek!« Clara weiß, daß das nicht nur ein Witz ist. »Bist du kleinlich«, sagt sie und verbirgt nun auch das Gesicht in den Händen, um ein unvermitteltes Lachen zu verbergen. Daß er so kleinlich ist, macht sie heiter. Das gibt ihr direkt Schwung. Kleinlich war er schon immer. Eigentlich ist es das Kleinliche, das sie an ihm liebt. Aber es sind nicht nur die Bücher, und es ist nicht nur die Bequemlichkeit, die er zu verlieren fürchtet. Er hat auch eine ideologische Basis. Über Scheidung hat er sich schon immer in den höchsten Tönen lustig gemacht. Scheidung, das war etwas für diese klaren Jasager, die dann auch immer wieder mal ein klares Nein sagen wollen. Er jedoch stehe zu seinem völlig undurchsichtigen »Ja«, das er seinerzeit dem Standesbeamten entgegengeknurrt habe. Er sei für unklare Verhältnisse und gegen die Großreinemacher. Schluß mit der Schlußmacherei! Er halte nichts von dem Glauben an den sauberen Schlußstrich. Es sei fatal genug, daß man eines Tages sterben müsse, warum solle man sich schon vorher von irgendwem und von irgendwas trennen. Wer heirate, müsse wissen, was ihn erwarte. Die ganze Weltliteratur sei voll von unglücklichen Ehegeschichten, für jeden Geschmack und jedes Niveau sei reichlich gesorgt; von Courths-Mahler bis Flaubert, von Truffaut bis Ibsen erscheine die Ehe als entsetzliche Fessel, und nur Ausbruch, Fehltritt und Untreue seien das kurze Glück vor dem großen Untergang. Wie könne man erwarten, daß man mit einem anderen Menschen glücklicher werde? Man müsse schon mit der Ausgehöhltheit eines amerikanischen Filmschauspielers geschlagen sein, um das immer noch zu hoffen. Diese unbelehrbaren Traumfraufetischisten!
Bei diesem Thema war Harry oft in Rage geraten, und er hatte seine Zuhörer gehabt. Für die Ehe sei er, obwohl er die Bezeichnungen »meine Frau« und »mein Mann« zwar furchtbar finde, aber eben nicht so furchtbar wie den geläufigen Ausdruck der Unverheirateten, die sich als »Partner« bezeichneten. »Geliebter« oder »Geliebte« finde er zu aufgeblasen, »Gefährte« zu romantisch, »Freund« oder »Freundin« zu blaß. So sei er für die Ehe, die vereinfache das Leben, wie ein Bankkonto den Geldverkehr vereinfache. Von Treue allerdings halte er gar nichts. Erstens müsse jede Institution hintergangen werden, zweitens habe das Wort »Treue« für ihn einen deutschnationalen Beigeschmack, das sei der reinste Germanenschwur, pfui Teufel. Für Scheidung sei er auch deswegen nicht, weil man eine Scheidung, rein sprachlich, vollziehen lassen müsse; man könne sich nicht scheiden, man müsse sich scheiden lassen; damit zeige sich deutlich der Fallencharakter der Ehe. Sich von einem Menschen zu trennen, finde er im übrigen unmenschlich. Das Abschneiden einer Beziehung habe in seinen Augen etwas Faschistoides; es gebe keinen Grund, jemanden, den man einmal

geliebt oder auch nur gemocht habe, nicht mehr sehen zu wollen; er sei ein Teil der persönlichen Geschichte, und auch wenn er die Inkarnation des Irrtums sei, dürfe man diese irrtümlich geheiratete Person nicht so ohne weiteres zum Teufel jagen. Aus all dem folge, hatte Harry dann am Ende seiner Tiraden mit rot erleuchteten Ohren verkündet, daß man die Ehe nur aushalte, wenn man sich Seitensprünge zugestehe, so aufgeschlossen sei man ja hoffentlich.

Solche Reden hatten Beifall gefunden. Denn theoretisch waren alle liberal und für freie Liebe. Und wenn das Innen- oder Familienministerium zum Schutz der bundesdeutschen Familie ein Gesetz planen würde, das den Seitensprung zur strafbaren Handlung machte, dann würde man sicher nicht zögern, gegen dieses Gesetz auf die Straße zu gehen, wie man in Sachen Abtreibung auf die Straße ging. Wie aber schon die leiseste Schwangerschaft die Abtreibungsfreundinnen zu braven Austrägerinnen des Lebens macht, so bewirkt schon der erste Seitensprung des Ehegatten eine rigorose Umkehr der liberalen Ansichten.

In früheren Jahrhunderten gab es wenigstens noch eine deutliche Kollision von Vernunft und Gefühl, von Moral und Trieb, von privater Leidenschaft und öffentlichem Gerede. Heute gab es nur noch die fade Unvereinbarkeit von Theorie und Praxis. Theoretisch spricht nichts dagegen. Aber wehe, wenn es geschieht. Dann gerät alles durcheinander, dann bricht das Chaos aus. Einst hatte der betrogene Gatte eine ganze Palette von Maßnahmen für seine Reaktion zur Verfügung. Er konnte den Nebenbuhler zum Duell fordern, seine untreue Frau verstoßen, enterben, erwürgen, verbrennen lassen, ins Kloster werfen oder sich selbst das Leben nehmen. Klare Verhältnisse. Heute muß das Unerträgliche ohne einen hilfreichen Codex ertragen werden. Der Betrogene erfährt von der Gesellschaft und dem Gesetz kaum Rückhalt, aus der Kirche ist er ausgetreten, so daß ihm auch kein Pfarrer mehr beistehen kann. So kommt es zum Psychoterror und Gattenkampf, wie ihn selbst Strindberg sich nicht hätte träumen lassen. Da die alten Regeln über Bord gegangen sind, findet ein Freistilcatch statt, das heißt, der Streit ist stillos geworden.

Harry der Ehebrecher weiß nicht ein noch aus. Er hat zwar die Rolle des klassischen Betrügers, aber er fühlt sich als Betrogener. Das sagt er vorsichtshalber nicht laut. Das wäre zu dreist. Aber es ist so. Er fühlt sich betrogen. Indem ihm Clara seine Liebe zu Eva nicht gönnt, bestiehlt sie ihn, sie betrügt ihn um seine ihm verdammtnochmal zustehende Freiheit, denkt Harry und sagt: »Aber sie nimmt dir doch nichts, nichts, nichts weg!« – »Ich muß noch einkaufen«, sagt Clara. Richtig, er hätte ja einkaufen sollen! In der Tür dreht sie sich noch einmal um: »Ich möchte dich mal sehen, wenn ich einen Geliebten hätte!« – »Das wünsche ich mir sehnlichst«, sagt Harry, und ein bißchen überrascht ist Clara schon, wie ernst und aus der

Pistole geschossen das herauskommt. »Warten wir's ab«, sagt sie und geht stolz aus dem Haus.
Sofort ruft Harry bei Eva an. Auch sie ist eine Betrogene. Wenn Clara ihr Portemonnaie vergessen hat und gleich wieder zurückkommt, kann er auch nichts dafür. Das Leben ist hart. Die Liebe ist hart. Indem dir die Gesellschaft die Liebe nicht gönnt, macht sie dich zum Kriminellen. »Gesellschaft«, denkt Harry, um Clara zu schonen. Ist Eva nicht zu Hause? Harry, der eben noch Clara die Eifersucht nicht gönnte, ist plötzlich auf Eva eifersüchtig. Aber Eva ist doch da. »Ich dachte schon, du bist weg«, sagt er heiser. Weil sie auf diese besitzergreifende Einleitung nicht schnippisch reagiert, besorgt er es selbst: »Über Claras Geklammere beschwere ich mich, und selbst will ich mich an dich klammern!« – »Schön!« sagt sie. Er wird zwar lüstern, findet es aber nicht richtig, daß sie sein Grapschen mag. Dann verschieben sie wie üblich die geplante Verabredung. Im Augenblick sei das Clara nicht zuzumuten, sagt er. Ihr Verständnis beruhigt ihn einerseits, andererseits ist es ihm zu leidenschaftslos. Es ist alles ein einziger Krampf. Für alle Beteiligten. Seit Wochen. »Wir müssen es irgendwie lokkerer nehmen«, sagt Eva. In jedem Gespräch sagt sie das: Liebe sei doch zum Genießen da, nicht, um sie kaputtzumachen.
Später am Abend, als Clara im Bett war, schrieb Harry an Eva: »Ich will nicht, daß Du meine Liebe genießt. Ich wünsche mir, daß es Dich so wie mich ab und zu beutelt vor Sehnsucht.« Wonach sehnte sich Harry? Das hatte er in Gesprächen mit Clara schon hundertmal gesagt: ab und zu mit Eva zusammen zu sein, und zwar unbeschwert, ohne Angst vor Mißgunst und Eifersucht der Ehefrau. Das sei doch wohl ihre Sache, ob sie eifersüchtig sei, hatte Clara nicht ganz zu Unrecht gesagt. Sein Problem, wenn er darunter zu leiden habe. Es tue ihr sehr leid, daß sie dem empfindlichen Harry mit ihrer Wut das Vögeln mit Eva versauere. Was überhaupt »ab und zu« heiße? Harry fühlte sich immer ganz zermalmt nach solchen Worten, die er als unerträglich polemisch empfand, und hatte schon keine Lust mehr zu antworten. »Ab und zu«, sagt er, »heißt ein-, zweimal in der Woche . . .« – »O Gott, bist du spießig!« hatte Clara gerufen, »Dienstag und Donnerstag, das Wochenende wird für die Familie frei gehalten, ja?«
Obwohl es doch die einzige Basis in der verstrickten Lage war, daß man sich nicht trennen würde, begann Clara, wenn die Stimmung völlig verbissen war, an dieser letzten gemeinsamen Basis zu rütteln. Zunächst in der rückblickenden Möglichkeitsform: Vielleicht wäre es doch das Beste gewesen, man hätte sich damals schon getrennt, als noch keine Kinder da waren. Und manchmal wurde sie auch direkter: »Ich wünschte, ich hätte die Kraft, mich von dir zu trennen, du scheußlicher Mensch!«
Harry ärgerte sich, weil er glaubte, das seien nur leere Drohfloskeln. Wie konnte man sich etwas wünschen, was man doch nie tun würde! Er

wünschte sich nur Sachen, die er tun wollte. Nein, er wünschte sich, daß Clara etwas duldete, was sie offenbar niemals dulden würde. Sie war insofern tatsächlich die falsche Frau für ihn, weil es ihr nicht möglich war, ihm einen Sprung zur Seite zu gönnen. In solch trüben Stunden ertappte sich Harry dann doch bei Trennungsphantasien: endlich Schluß mit diesem unwürdigen Gezänk, raus aus diesem Käfig! Nicht, daß Harry plötzlich an das große Glück geglaubt hätte, er sehnte sich nur nach einer anderen Art von Unglück: entweder gänzlich allein und verlassen vor sich hinzuschlampen oder mit Eva zusammenzuleben und endlich einmal andere Konflikte zu haben, andere Mißstimmungen, andere Reibungen.

Die Freunde nahmen regen Anteil an dem ehelichen Drama. Wenn Clara davon sprach, verstand sie oft selbst nicht, was sie gegen Harrys Gelüste hatte; sie nahm ihn manchmal tatsächlich in Schutz, wie man einen charmanten Ehebrecher in einem Theaterstück in Schutz nimmt. Wenn Harry seinerseits von seiner Flamme sprach, schilderte auch er die Komplikationen mit Distanz, als wäre es eine Komödie. Er leuchtete, wenn er von Eva sprach, weil ihm die Sehnsucht nach Liebe aus den Augen sprang. Seine Zuhörer und durchaus auch seine Zuhörerinnen beneideten ihn geradezu um das Glück, verliebt zu sein. Und dieser freundliche Neid ließ Harry ganz vergessen und verschweigen, daß sein Ehedrama nicht darin bestand, daß er ein sogenanntes Verhältnis hatte, sondern daß ein Verhältnis vor lauter Hindernissen nicht recht zustande kam. Die verzweifelte Verliebtheit, die er tatsächlich in sich trug, konnte er bei Eva nicht loswerden, also wurde er sie los, wenn er von seinem Gefühl zu Eva erzählte. Dann strahlte der arme Mann etwas aus, was er selbst gar nicht besaß, erinnerte andere an ihre lahmen und lustlosen Ehen und weckte in ihnen die Sehnsucht nach Liebesabenteuern. Alles war eine einzige große Lüge.

Und schuld war diese verdammte Offenheit. Hätte er nur nie etwas gesagt! Das kindische Versteckspiel war paradiesisch gewesen, verglichen mit diesem offen daliegenden Trümmerfeld. Nicht der Seitensprung war unzumutbar, wie Clara meinte, sondern die Offenheit. Es war in der Tat unzumutbar, mit nur mühsam getarnter Vorfreude das Haus zu verlassen, in dem man eine Ehefrau zurückließ, die wußte, wo man jetzt hinging; die so tat, als ob sie lese oder fernsehe und jetzt endlich in Ruhe gelassen werden wolle von ihrem läufigen Mann, der sich vorher wenigstens nicht gewaschen und rasiert und umgezogen hatte, um den Schmerz seiner Frau durch diese Rituale nicht noch zu vergrößern. Im Stall der Ehe sich auch noch herauszuputzen für den Ehebruch, das hätte Harry nicht fertiggebracht. So geht er stinkend und schmuddelig zur Liebsten, die auch lieber einen duftenden Helden empfinge, und er denkt dauernd, was seine Frau wohl zu Hause macht, der er doch nicht weh tun will. Die Offenheit war sadistisch, und auch die Sprache der Offenheit war unerträglich. Wenn Harry nur Worte

wie »ausleben« und »verwirklichen« hörte, drehte sich ihm der Magen um. Leider gebrauchte vor allem Eva diese Worte. Aber da er sie liebte, verzieh er ihr. Clara hatte wie er nichts als Hohn für den Psycho- und Beziehungskisten-Wortschatz übrig. Deswegen verstand er sich ja so gut mit ihr. Deswegen wollte er sich nie von ihr trennen. Sie war eine wunderbare Komplizin. Eine bessere Frau gab es nicht. Auch nicht im Bett übrigens, wie man so sagt. Aber sie konnte ihm doch nicht ein und alles sein wollen! Warum war sie denn in diesem Punkt so entsetzlich kleinkariert.

Zu Weihnachten bekam das gequälte Ehepaar von den verschiedenen Freunden mit milder Ironie die Beziehungskisten-Bestseller der Saison geschenkt. Daß die meisten Bücher auf seiner Seite waren, tröstete Harry wenig. Es wurde empfohlen, mit der Eifersucht irgendwie fertig zu werden und sie als eine normale Reaktion auf den ebenfalls völlig normalen Seitensprung in sein normales Leben zu integrieren. All diese Therapeuten und Analytiker und Eheberater hatten von Tuten und Blasen keine Ahnung, fand Harry. Sie proklamierten die offene Ehe, die fruchtbare Auseinandersetzung, die innere Trennung, um die äußere zu vermeiden, und wenn es gar nicht mehr anders gehe, im psychologischen Härtefall, dann eben die Trennung. Man könne ja immer noch gut befreundet bleiben. Nichts unterschied dieses Geschwafel von dem, was in jeder Illustrierten zu lesen stand. Harry war angewidert davon, sein derzeitiges Problem derart seicht abgehandelt zu finden. Es verdroß ihn überhaupt, daß er als untreuer Mann ein klassisches Klischee erfüllte. Origineller wäre es zweifellos, ein treuer Mann zu sein und eine glückliche monogame Ehe zu führen.

Und wenn das nicht ging, wenn einem das nicht möglich war, wenn man sich anderen Reizen nicht verschließen konnte, dann mußte man es heimlich tun, ganz wie im 19. Jahrhundert. Harry erschauerte. Denn dies war ja nun in der Tat ein reaktionärer Gedanke. Aber besser, sich nach Strich und Faden zu betrügen und anzulügen, als sich offen irgendwelche angelernten Wahrheiten ins Gesicht zu schreien, irgendein von Psychologen ausgehecktes Bedürfnisvokabular, das allenfalls für die Sprechblasen von Witzzeichnungen taugte. Alles offen, aber nichts wahr. Er haßte diese Leute, die von ihren Psychogruppen erzählten, in denen man lernte, sich anzuschreien, daß man sich nicht mehr sehen wolle. Nachher käme man sich so dufte und befreit vor. Das war nun noch kindischer als die kindischste Heuchelei. Harry und Clara machten sich in den Weihnachtsfeiertagen gemeinsam über die ihnen geschenkten Bücher lustig. Von Freud bis zu dem »weltberühmten Sexualwissenschaftler« Ernest Borneman, von Erich Fromm bis zu den Eifersuchtsschinken von Hildegard Baumgart und Nancy Friday wurde alles als untauglich befunden.

Wenn Clara ihn nach Eva fragte, gewöhnte er sich an zu sagen: »Ich weiß nicht.« – Das war wenigstens die Wahrheit. Harry der Sokratiker. Was

wußte er denn. Liebte er Eva oder Clara, oder beide oder wie oder was? Und was war denn überhaupt Liebe? Keine Rechenschaft mehr. Keine idiotischen Unterscheidungen mehr: nein, er liebe sie nicht, nein, er sei nur verliebt in Eva, aber eigentlich vielleicht auch das nicht. Liebte man, wenn man verliebt ins außereheliche Bett stieg? Eine Zeitlang hatte er durchblikken lassen, er sei in Eva verliebt – was für eine unnötige Quälerei. Es wäre Clara lieber gewesen, Harry als einen dieser unverbesserlichen Männer zu verachten, die ab und zu eine andere Frau brauchten. Das war aber von so schmieriger Bürgerlichkeit, Harry haßte den Typus des herzlosen Herumvöglers so sehr, daß er es nicht fertiggebracht hatte, sich als solchen zu stilisieren, um Clara zu schonen.

Es gab auch ein Buch, das sich *Die Utopie der Treue* nannte, und das Harry aufgrund seines Titels nicht einmal aufschlug. Eine Utopie war für ihn immer noch etwas, das man anstrebte. Und nach wie vor war nicht Treue das Ziel seiner Wünsche, sondern der gelungene Seitensprung. Sein eigener völlig mißlungener und quälender Seitensprung hatte ihm gezeigt, welche Kunstfertigkeit für ein solches Unternehmen nötig war. Nach all seinen bisherigen Erfahrungen war er bereits soweit resigniert, daß er den offenen Seitensprung für unrealisierbar hielt. Der durfte ja nun nichts Pseudoaufgeklärtes, nichts Tolerantliberales an sich haben, nichts Illustriertenhaftes, nichts Sach- und Ratgeberbuchhaftes, nichts Fernsehspielhaftes. Keinerlei Klischees. Also auch keine unglückliche Ehe, die gelegentliche Ausbrüche nötig macht. Das alles war so entsetzlich üblich. Aber natürlich war es so, daß gerade die triste Ehe, die den Seitensprung nötig macht, ihn gleichzeitig eifersüchtig behinderte. Der Seitensprung war offen nur vertretbar, wenn er aus der glücklichen Ehe kam und die Ehefrau nicht um die Rückkehr ihres treulosen Gatten bangen mußte. Aber eben dann würde der Seitensprung gar nicht nötig sein. Wäre er nur eine schöne Dreingabe zum ehelichen Glück, dann hätte er etwas unerträglich Genießerisches. Man mußte diese andere Frau schon rasend begehren, sonst konnte man es gleich bleiben lassen. Und eben das rasende Begehren kann die Gattin kaum kalt lassen. Läßt sie es doch kalt, dann stimmt auch wieder etwas nicht.

Wie aber hat sich die ideale Gattin beim idealen, offen durchgeführten Seitensprung zu verhalten? Mit welchem Gesichtsausdruck, mit welchen Bemerkungen entläßt sie den treulosen Mann, und wie empfängt sie ihn, wenn er morgens um sechs nach Hause kommt? Sie soll es ihm einfach gönnen, wie man jemandem, den man liebt, etwas gönnt. Gab es das? Was wäre Harry am liebsten, wenn er es sich aussuchen könnte? Er verläßt um acht Uhr abends das Haus, nachdem er die Spülmaschine eingeräumt und angestellt hat, um ein gewisses häusliches Pflichtbewußtsein zu zeigen. Clara muß sich noch auf irgend etwas vorbereiten und könnte heute abend sowieso nicht ausgehen. Sie ist auch etwas müde nach einem anstrengenden

Tag. »Scheißkerl!« sagt sie, kopfschüttelnd, aber nicht empört. Es fallen keine Namen. »Viel Spaß!« sagt sie mit angemessener Ironie. Und nachdem er sich die ganze Nacht mit Eva ausgetobt hat und sie sich schluchzend vor Glück aneinandergeworfen haben, kommt er morgens um sechs nach Hause. Er räumt die Spülmaschine aus, schön leise, dann geht er ins eheliche Schlafzimmer. Clara erwacht und empfängt ihn mit mildem Spott. Sie knutschen ein bißchen rum. »Du stinkst«, sagt Clara. Man befindet sich einfachheitshalber noch in der Ära vor Aids. Harry wäscht sich und steigt zu Clara ins Bett. Sie pisakt ihn ironisch und macht eine zotige Anspielung: »Na, noch Saft drin, alter Knacker?« Und dann fangen sie an zu vögeln. Schön, wie sich aus der anfänglichen Ironie das ernste Schnaufen der Lust entwickelt. Mittendrin wirft ihn Clara runter und sagt, er solle bei ihrem Brötchengeber anrufen, sie sei krank. Harry hüpft mit seinem Stehpimmel zum Telefon und entschuldigt sie. Dann machen sie weiter. Sie reden jetzt nichts und sind ziemlich glücklich. Beide denken sie dasselbe: so kann es nur ein altes Ehepaar treiben.

Das ist Harrys Traum der idealen Seitensprungnacht. Früher hatte er immer geträumt, Eva und Clara in einem Bett zusammenzuführen. Denn nur in dieser Konstellation schien es keinerlei Trennung zu geben, und also für alle Beteiligten am wenigsten Schmerz und am meisten Lust. Das hatte er beiden auch hartnäckig vorgeschlagen, war aber auf beiden Seiten auf Widerstand gestoßen. Nur einmal war es tatsächlich dazu gekommen. Offenbar ein Initiationsritual. Aber das Klischee vom sogenannten Gruppensex war noch belastender als das vom normalen Seitensprung. Die Wirklichkeit sah anders aus. Realisierbar war tatsächlich nur der heimliche Seitensprung. Der fiese, alte, reaktionäre Betrug war letztlich weniger betrügerisch als alles andere. Man mußte die Kraft zum Heuchler haben. Man mußte das Lügen wieder lernen. Die ganze Liebelei war sowieso ein undurchschaubares Gewirr von Lügen und Halblügen und ein trüber Brei von Hoffnungen und Unwissen, von Mißtrauen und Vertrauen, von viel Einbildung und wenig Wirklichkeit. Es hatte keinen Sinn, für Klarheit zu sorgen. Im Gegenteil: man mußte noch mehr Verwirrung stiften. Rein in den Wahn! Man mußte es so weit treiben, daß man nicht mehr wußte, ob man eine andere Frau liebte, ob und wo man mit ihr geschlafen hatte oder nicht. Was spielte es auch für eine Rolle, ob man mit einer anderen Frau schlafen wollte oder ob man es tat? Beging nicht laut Bibel schon der Ehebruch, der lüstern ein andres Weib anschaut? Nein, mit der Bibel wollte Harry nun nicht daherkommen, das ging zu weit. Auf alle Fälle nahm er sich vor, die Spuren zu verwischen und für Unklarheit zu sorgen. Die Liebe war ein einziger Betrug, und da mußte man sich betrügerisch verhalten. Nur so kam man da durch. Und wenn Clara fragen würde, wo er gewesen sei, dann würde er lügen. Und wenn es sich nicht mehr abstreiten ließe, dann würde er wenig-

stens sagen, daß es furchtbar war mit Eva, der reinste Krampf, eine Horrorvögelei; auch wenn es das schönste Geschling war, würde er es madig machen, um weniger weh zu tun.
Lieber die unsinnigsten und herkömmlichsten Ausreden, die dümmlichsten Geschäftsreisen vorschützen, als offen und trotzig das Freiheitsrecht zu behaupten: also tschüß jetzt, ich bin heute mit Eva verabredet. Das nie mehr. Jedenfalls nicht mit Clara als Frau. Und wenn er jetzt eine wahrhaft reaktionäre Haltung zur Ehe einnahm, dann, sagte er sich, sei dies nur die Antwort auf Claras fehlende Toleranz. Wenn sie auf vorsintflutliche Art und Weise seine Freiheiten mißbilligte, dann mußte sie auch die Regeln der Aufgeklärtheit mißbilligen.
Nun schweigt Harry, und man weiß nicht recht, wie es ihm innen geht. Er spricht nicht mehr darüber. Irgendwann hatte Clara einmal im Zorn gesagt, sie wolle den Namen Eva nie wieder hören, und Harry hält sich daran. Er hat Eva einen langen Brief geschrieben, auch hier kein Schlußstrich, beileibe nicht. Harry macht nie Schluß. Er hat sie, ist zu erfahren, gebeten, ein bißchen zu warten. Wie sie wisse, liebe er sie, und er liebe auch seine Frau, und er sehe darin nach wie vor keinen Widerspruch, und im Augenblick beginne sich die eheliche Situation zu normalisieren. Sie möge bitte ein wenig Geduld haben. Es müsse eine neue Ebene gefunden werden. Er sehne sich nach ihr und werde täglich an sie denken. Er werde bis zu seinem verdammten Tod daran glauben, daß man verschiedene Menschen lieben könne. Ja, »lieben« schrieb er. Sie solle sich endlich einmal das entsetzliche Wort »Beziehung« abgewöhnen. Er freue sich rasend darauf, sie in einem halben Jahr oder so wiederzusehen. Er brauche jetzt einfach Zeit. Es sei jedoch etwas Schönes gewesen, wie sich die Pärchen einst Versprechen gegeben hätten. Und er verspreche ihr, daß er in einigen Monaten wieder auftauchen werde, und wenn ein anderer da sei, nehme er ihr das nicht übel. Ein sehr auf- und abgeklärter Brief, den Harry da geschrieben hatte und der ihm innere Ruhe verschaffte.
Er wurde jetzt ganz milde und umgänglich, sanft und freundlich zu Clara. Statt abends wegzugehen und wegzubleiben, begann er zu lesen. Er las unentwegt, nächtelang, und wenn sich Clara darüber beklagte, daß er nicht ins Bett kam, dann wurde er unwirsch und sagte, lesen werde er doch wohl noch dürfen!
Mit diesen Leseexzessen wollte er keineswegs Clara bestrafen. Er trieb vielmehr Liebesforschungen anhand der Weltliteratur. Harry nahm einen Roman von Madame de La Fayette zur Hand, *Die Prinzessin von Clèves* von 1678. In diesem im Umkreis des französischen Hofes spielenden Liebesroman fand er sich und seine Gefühle eher wieder als in den Beziehungsgeschichten von heute. Da war zu lesen, wie Liebe entsteht und wie sie genährt wird. Immer sind es Mißverständnisse, immer ist die Geliebte uner-

reichbar. Einer ist immer gebunden. Immer werden verräterische Briefe entdeckt. »Dies Gefühl der Erkenntlichkeit gab ihren Worten eine Wärme, die schon hinreicht, in einem so leidenschaftlich verliebten Manne Hoffnungen zu erwecken.« Eine so begonnene Ehe kann nicht gut gehen. Später heißt es: »Das Unglück ertragen zu müssen, daß er seine Frau, die er leidenschaftlich anbetete, von Leidenschaft für einen anderen ergriffen sah, hatte die ganze Willenskraft des Prinzen aufgezehrt.« – So mochte sich Clara gegrämt haben, weil er in Eva verschossen oder verknallt oder verliebt oder gottweißwas war. Auch in diesem Roman fand eigentlich nichts statt. Es ist Liebe da, die nie ausgeübt wird und daher umso langlebiger vor sich hinschmort. Der Betrug findet im Kopf statt oder im Herzen, jedenfalls nicht in irgendeinem Bett. Uralte Sittengesetze verboten diesen Seitensprung, aber obwohl sich die Moralvorstellungen völlig verändert hatten, waren die Hindernisse heute ähnlich, fand Harry. Sie hatten sich nicht in ihrer Höhe geändert, nur in ihrem Wesen: aus moralischen Hindernissen waren psychologische geworden; die waren noch unüberwindlicher, wie es Harry schien. Ein sauberes Verbot ließe sich wenigstens umgehen.

Harry schickte *Die Prinzessin von Clèves*, die er reich mit Anmerkungen versehen hatte, an Eva. »Lies das bitte, aber antworte nicht«, schrieb er dazu. Tatsächlich war er sicher, daß die Ankunft eines Briefes von Eva, sofern von Clara entdeckt, sofort wieder zu unangenehmen Fragen und schließlich zu einem Wiederaufflackern der Mißstimmung führen würde. Diese gottverdammten Briefe konnten heute denselben Schaden anrichten wie 1678, es war unausstehlich. Und um 1890, als Fontane seinen Baron Innstetten im Schreibtisch seiner Frau Effi uralte und völlig harmlose Liebesbriefe entdecken läßt, gibt es nur eines: den Schreiber der Zeilen zum Duell zu fordern. Barbarische Rituale, und doch empfand es Harry als ebenso barbarisch, daß heute zwei verheiratete oder sonstwie zusammenlebende Menschen aus den verschiedensten Gründen zur Treue gezwungen waren, wenn sie sich nicht aufreiben wollten. Und wenn sie sich nicht aufrieben, wenn sie es kaugummikauend hinnahmen, dann nahmen sie anders Schaden, dann bekamen sie so etwas Dreistbumsiges, so etwas schnurrbärtig Gruppensexhaftes, das auch den Liebhaber der großen Freiheiten nur noch abstößt.

Harry verschlang wie ein junges Mädchen mit roten Backen, wie der Ehebruch und schon der Gedanke daran alle zum Erblühen bringt: Madame Bovary, Effi Briest, Anna Karenina, Madame de Rênal aus *Rot und Schwarz* oder Lady Chatterly: sie alle leben in ihren Provinzkäffern auf und sehen wieder Sinn im Dasein, wenn der Geliebte sich nähert. Sie haben Angst vor seinen Besuchen und seinen Briefen und sehnen sich danach, es geht immer hin und her. Sie alle sehen die Gefahr: »Und dann plötzlich stand das furchtbare Wort *Ehebruch* da. Sie sah im Geiste alles, was schmähliche

Ausschweifung dem Gedanken an sinnliche Liebe an Ekelhaftem anzuhaften vermag... Bald fürchtete sie, nicht geliebt zu werden, dann wieder peinigte sie der entsetzliche Gedanke von Schuld und Sünde« *(Rot und Schwarz)*. Alle haben sie Skrupel, aber alle werden sie die Nächte genießen. Sie werden im Dunklen huschen und später sogar am Tag, sie werden ihre Spuren verwischen und Lügen und Ausreden erfinden. Nur heuchelnd und in der Heimlichkeit gedeihen alle diese Lieben. Diese Frauen brauchen nicht etwa die Heimlichkeit zur Reizsteigerung; die Heimlichkeit ist Effi Briest, der bravsten von ihnen, sehr zuwider. Aber die Heimlichkeit ist die Bedingung. Ohne Versteck hat die Liebe keinen Platz. Sie alle denken voll Glut an die letzte Umarmung und weichen den Augen ihrer Gatten aus.

Er las und las, und eines Tages wurde Clara der ewig lesende Mann zuviel. Sie kam am Abend nicht wieder aus dem Kino. Erst am Morgen um acht hörte Harry eine fremde Autotür schlagen, und Clara kam aufgedreht herein. Harry war vor allem erfreut über seine Reaktion: Es machte ihm nichts aus. Als Clara mit unverschämt guter Laune in die Badewanne stieg, schloß er die Augen und horchte in sich hinein. Aber da war keine Eifersucht. Er war froh, daß er nicht zu den Männern gehörte, die er auf den Tod nicht ausstehen konnte: die mit anderen Frauen schlafen, aber beim kleinsten Abenteuer ihrer eigenen Frauen Schreikrämpfe oder zumindest Kullertränen in die Augen kriegen. Nein, so war Harry nicht. Aber als Clara ihm fröhlich zurief, er solle zu ihr in die Wanne steigen, war ihm das doch etwas zuviel.

Vier Wochen lang blieb Clara jede Nacht weg. »Ich muß aufholen«, sagte sie. Sie ärgerte sich darüber, daß Harry sie nicht ausfragte. *Ich* liebe ihn jedenfalls *nicht*, sagte sie, um gleich klarzustellen, *sie* könnte jederzeit aufhören, *wenn* Harry sie darum bäte. Harry machte eine Grimasse. Er hatte Lust, mit der erblühten Clara zu schlafen, die das auch erwartete, war sich aber doch zu fein. Zu fein war er sich auch, sich bei Eva zu melden. Er hätte wunderbar in den Nächten, in denen Clara außer Haus war, Eva besuchen oder sie gar bei sich empfangen können. Aber ein Ehepaar, das sich zur selben Stunde mit anderen Liebschaften in anderen Betten wälzt, das war ihm dann doch zu dreist und zu aufgeschlossen. Vielleicht traf er sich auch mit Eva. Jetzt, wo Harry dicht hielt, war wenig zu erfahren.

Clara kam wie immer in letzter Zeit um acht nach Hause. Sie war niedergeschlagen und sagte: »Ich habe gehofft, daß ich dich mit meinen Eskapaden wieder an mich binde, aber du bist wohl ziemlich gefühllos.« Das konnte er nicht auf sich sitzen lassen. Diesmal ging er mit ihr in die Wanne und las ihr dort einen Satz aus dem *Ehebüchlein* von Albrecht von Eyb (1420) vor: »Wenn ein Mann die Ehe bricht und die Frau das erfährt, so war das ein Spiel und ein Spaß gewesen und bleibt ungestraft. Geht aber die Frau nur einmal aus dem Haus, so hat sie schon Unrecht begangen und wird be-

straft.« – »Siehste«, sagte Clara. »Was heißt siehste?« sagte Harry; ob sie denn nicht merke, daß es bei ihnen genau umgekehrt sei, wie? Jahrhundertelang sei es wohl tatsächlich so gewesen, und es gebe sicher genügend Familien, wo es noch immer so sei, wo der Mann nach wie vor das dumme Schwein sei, das seiner Frau nicht gönne, was er sich selbst herausnehme; bei ihnen selbst aber könne man das wohl nicht sagen, oder? »Na und!« sagte Clara. Das warme Wasser und die Seife schienen sie mehr zu interessieren als Harrys kulturgeschichtliche Auslassungen. Dennoch fuhr er fort: »Die großen schönen und natürlich auch tragisch endenden Liebesgeschichten in der Literatur hatten immer verheiratete Frauen. Nur bei ihnen konnte die Liebesgeschichte groß, schön und spannend werden, nur da gab es Zittern und Heimlichkeit, Flattermagen und weiche Knie. Daher sprach man im 19. Jahrhundert auch von einem Roman, wenn eine Frau ein Verhältnis hatte. Ein Mann hatte nie einen Roman; dazu langte es nicht.« – »Ach Gottchen«, sagte Clara und seifte sich. Aber Harry wollte seine mühsam konstruierte Theorie zu Ende bringen, Eva würde sich noch weniger dafür interessieren: Ein Mann habe bisher Seitensprünge gemacht, die willig oder unwillig geduldet worden seien, sagte er. Tolstois *Anna Karenina* beginne mit dem Seitensprung eines Mannes: Der Gutsherr vögelt mit der Gouvernante. Ein paar Tage lang ist seine Frau sauer und bockt. Mehr nicht. Ein lächerlicher Fehltritt, der nur die Funktion habe, Anna Kareninas Ehebruch leitmotivisch anzukündigen, der sich dann über tausend Seiten ausstrecke. Harry richtete sich in der Wanne auf: »Durch eure Frauenemanzipation ist euch dasselbe Recht zugefallen, das sich die Männer immer herausgenommen hatten.« Clara habe ja wohl eben von diesem Recht Gebrauch gemacht, sie habe damit kein Unrecht mehr begangen und werde nicht bestraft, oder? Aber leider habe er das Gefühl, daß der Spieß nur herumgedreht worden sei. Das Unrecht habe jetzt er begangen, als er mit Eva etwas gehabt habe. »Weil es nämlich ein Roman war, und kein Seitensprung«, sagte Harry. Aber er habe keine Vorlage und tue sich daher besonders schwer. Denn es gebe keinen großen Männer-Ehebrecherroman. Nora und auch Emma Bovary, Lady Chatterly und Anna Karenina seien mythenbildende Frauenfiguren gewesen, die vorgeführt hätten, wie sie sich aus den penetranten Fesseln ihrer Männer und der herrschenden Moral freizukämpfen versuchten. Heute sei es der Mann, der auf andere Art sich gefesselt fühle, schon durch seinen Wiedergutmachungsdruck. »Was heute für dich als Frau eine Befreiung ist, ist für mich als Mann ein Rückfall«, sagte Harry. Da stimme doch etwas nicht. Über den Mann in dieser Klemme gebe es keine vernünftige Literatur. Es gebe nur miese Illustriertenserien über die heimliche Geliebte. Es gebe diese Sachbücher mit dem widerwärtigen Ratgeberton. Und es gebe diese unsäglichen sogenannten »Verständigungstexte«. Dies alles habe keinerlei Niveau. »Es kommt darauf an«, sagte

Harry, den Seitensprung aus den Fängen Oswald Kolles, der *Bunten* und des *Stern* zu befreien.« Clara schäumte wortlos ihr Haar und sah dabei wie immer ganz fremd aus. Warum sah Eva immer so besonders toll aus, wenn sie sich die Haare wusch? Harry fuhr fort: »Derselbe Rock von C & A, der uns bei der Ehefrau langweilt, entzückt uns, wenn ihn die Geliebte trägt, selbst wenn sie den weniger schönen Hintern hat.« Diese Ungerechtigkeit, diese Niedertracht verlange nach wirklich kunstvoller Beschreibung. Zur Hölle mit den Lebenshilfebüchern. Wo sei der Roman, der den großen Liebessalat am Ende des 20. Jahrhunderts treffend schildere, diese Verfilzung von Reaktion und Fortschritt, diese Soße widersprüchlicher Gefühle? Das Tappen durch das große Dilemma müsse verbindlich dargestellt werden, ohne diesen Quark der goetheschen Entsagung. Als wittere er eine Lösung, geriet Harry in heftiges Gestikulieren. Badewasser spritzte in Claras Augen. »Paß doch auf«, sagte sie, und er fuhr fort: »Heute gibt es keine Angst mehr vor der Sünde. Es gibt nur noch die Angst, spießig zu sein. Das ist doch ein Wahnsinnsthema. Diese Problemverlagerung!« Wenn man aber heute den Liebesaffairen einen Mangel an Galanterie vorwerfe, dann zögen morgen die Zeitschriften die nächste Trend-Serie aus der Schublade, in denen die »Neue Galanterie« mitsamt der Wiederkehr des Handkusses verkündet werde. Die Knechtung der Verliebten durch all diese erbärmlichen Zwänge müsse endlich ihre angemessene literarische Darstellung finden. In der Fiktion sei die Liebe sowieso am besten aufgehoben, da sie ja selbst einen reichlich fiktiven Charakter habe. Die Zeit sei reif für den großen Roman, in dem, sagte Harry und starrte Clara nun an wie ein Schlangenbeschwörer, »in dem ein aufgeklärter Ehebrecher durch die Umstände gezwungen wird, die Ideale der Aufklärung zu verraten und sich selbst und andere zu belügen, um Teile seiner Liebe vor dem tödlichen Verzicht zu retten.« – »Schreib du diesen Roman bitte nicht«, sagte Clara.

DIE TASCHENBUCHREIHE

GRENO 10 20

PROGRAMM MÄRZ
erscheint am 30. März 1987

1 / DIE WEISHEIT AUF DER GASSE
Deutsche Sprichwörter gesammelt von Johann Michael Sailer, 1810. 336 Seiten, 10 DM.

2 / Tacitus
ANNALEN
Die Geschichte Roms unter dem julisch-claudischen Kaiserhaus in der ungekürzten Übersetzung von C. F. Bahrdt.
648 Seiten, 20 DM.

3 / Raymond Federman
EINE LIEBESGESCHICHTE ODER SOWAS
Roman. Aus dem Amerikanischen von Peter Torberg. Deutsche Erstausgabe. ca. 160 Seiten, 20 DM.

4 / David Malouf
DAS WOLFSKIND
Roman. Aus dem Englischen von Helga Herborth. Deutsche Erstausgabe.
ca. 144 Seiten, 10 DM.

5 / Gustav Roskoff
GESCHICHTE DES TEUFELS
Eine kulturhistorische Satanologie von den Anfängen bis ins 18. Jahrhundert.
1048 Seiten, 20 DM.

6 / Gustavus Myers
DAS GROSSE GELD
Die Geschichte der amerikanischen Vermögen.
888 Seiten, 20 DM.

7 / Barbey d'Aurevilly
VOM DANDYTUM UND VON G. BRUMMELL
Ins Deutsche übertragen und eingeleitet von Richard von Schaukal. ca. 160 Seiten, 10 DM.

8 / Isolde Ohlbaum
AUGEN, BLICKE, AUGENBLICKE
Ein Photoalbum in Kupfertiefdruck. 128 Seiten, 20 DM.

9 / Alfred Marnau
DER STEINERNE GANG/ DIE MITWIRKENDEN 1
Roman. ca. 320 Seiten, 20 DM.

10 / Richard Henry Dana
ZWEI JAHRE VOR'M MAST
Vom Sklavenleben auf den alten Segelschiffen. Deutsch von Kapitän Wilhelm Hens.
408 Seiten, 10 DM.

11 / Karl May
SCEPTER UND HAMMER
Roman. Werkausgabe II, 1. Herausgegeben von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger.
ca. 700 Seiten, 20 DM.

12 / Hank F. Seller
CORNFLAKES IN CELLOPHANE
US-Album I. Bunte Bilder aus dem Mittelalter des 20. Jahrhunderts.
ca. 100 Seiten, farbig, 10 DM.

13 / Patrick Lagadec
DAS GROSSE RISIKO
Technische Katastrophen und gesellschaftliche Verantwortung. Aus dem Französischen von Robert Detobel.
ca. 250 Seiten, 20 DM.

14 / LIEDER DER LIEBE
Herausgegeben von Johann Gottfried Herder
152 Seiten, 10 DM.

PROGRAMM APRIL
erscheint am 7. April 1987

15 / Ina S. Rösing
DIE VERBANNUNG DER TRAUER
Nächtliche Heilungsrituale in den Hochanden.
Erstausgabe. 508 Seiten, 20 DM.

16 / Elisabeth Ambras
HEISS & KALT
Erotische Geschichten.
Erstausgabe. 136 Seiten, 10 DM.

17 / Plinius der Ältere
HISTORIA NATURALIS
Eine Auswahl aus der »Naturgeschichte«, von Michael Bischoff.
300 Seiten, 20 DM.

18 / James Purdy
DIE MILLIONÄRIN AUF DER WENDELTREPPE KANNIBALISCHER BEZIEHUNGEN
Roman. Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Eisermann.
ca. 140 Seiten, 10 DM.

19 / Alexander Kjelland
SKIPPER WORSE
Roman. Aus dem Norwegischen von C. v. Sarauw.
ca. 240 Seiten, 10 DM.

20 / Christine de Grancy
LEBENSZEICHEN
Ein Photoalbum in Kupfertiefdruck. 128 Seiten, 20 DM.

21 / Alfred Marnau
DAS VERLANGEN NACH DER HÖLLE/ DIE MITWIRKENDEN 2
Roman. 248 Seiten, 20 DM.

GRENO Verlag, Postfach 1145, D-8860 Nördlingen.

Karin Reschke
Bis zum Happy End

Sie putzt sich nicht, sie schminkt sich nicht, ihre Nase läuft, ihre Augen sind rot umrahmt von den nächtlichen Tränen, der Mund verstört von halsbrecherischen Worten, Beschwörungen. Nichts hilft mehr. Sie geht auf schiefen Absätzen. Wo hat sie diese gräßlichen Schuhe her? Ihre Liebe trennt sie von dem Mann, den sie gerade nicht begehrt. Der andere füllt ihr die Brusttaschen mit warmen Händen. Wenn die Abende nicht wären, zu Haus, die unnützen Absichtserklärungen, zu bleiben, zu gehen, zu bleiben. Jeden Abend neu. Ja, sie ist verliebt, sehr verliebt, nur nicht in den eigenen Mann. Ist das so schwer zu begreifen? Darf denn nicht geschehen, was niemand vorhersehen kann und was mit bösem Willen fast nie geschieht? Muß denn sofort der Hammer herniedersausen, um eine langjährige Bindung mit einem Schlag auseinanderzureißen? Warum schwingt er Nacht für Nacht diesen Hammer? Haben sie sich nicht stets alle Freiheiten zugestanden, Aufrichtigkeit, vor allem das offene Gespräch? Und nun sein Rückfall in die finsterste Barbarei einer Trennungstragödie. Die weiße Wut in seinem Gesicht, die zerbrochenen Teller. Der geborstene Spiegel im Bad. So außer sich hat sie ihn nie erlebt, so unartikuliert, gewaltsam. Er, der jeden Gegenstand im Haus wie ein rohes Ei anfaßte, sie niemals vor den Kopf gestoßen hatte, sparsam im Gebrauch von Gesten und Kraftworten. Sie erkannte ihn nicht wieder. Sie wußte sich nicht zu schützen vor dem Tobenden, verkroch sich in die kleine Kammer. Fehlte eigentlich nur, daß er sie aus dem Versteck zerrte und in Grund und Boden stampfte.

Ihre Schritte ziehen sie vorwärts. Dieses widerliche Kreischen der Räder auf den Straßen. Die Eile treibt sie, im Büro die Berge von Arbeit. Arbeiten muß sie schließlich auch noch nebenher. Ersticken im nachhinein an ihren Beschwörungen und konzentriert sein beim Briefeschreiben, Telefonieren. Ihre Freundlichkeit vor den Mitarbeitern. Sie kann sich nicht gehenlassen, nicht übernächtigt am Arbeitsplatz aufkreuzen. Meine Güte, ich muß tough sein, und wie sehe ich aus. Glasdunkles, schwellendes Spiegelbild, die Schaufensterscheibe dröhnt von ihren trockenen Schluchzern. Was hat sie sich angetan?

Ein ganz normales Leben zu zweit. Zehn Jahre mit ein und demselben Mann. Angehäufte Gemeinsamkeiten, auf die Wohnung verteilt. Nicht nur

auf die Wohnung mit Balkon im Grünen. Ihre Paarauftritte, immer und überall, bei Freunden, im Theater, im Tennisclub, ihr Sprechen im Duett. Er fing an, etwas zu erzählen, in der Regel er, sie setzte die Rede fort, wenn er die nötige Pause einlegte, sich eine Zigarette anzündete. Sie schmückte seine Berichte aus, gab dem gemeinsam erlebten Ereignis die Farbe, Geschmack. Er fiel ihr, wie auf Kommando, immer dann ins Wort, wenn sie ins Schwärmen geriet, sich vom Thema entfernte, beispielsweise eine Theateraufführung interpretierte. Während er sich meistens auf das Wesentliche der Dinge beschränkte und mit ihr Blicke tauschte, die besagten: red nicht so viel drumherum, mach's kurz. Und sie aufgestachelt oder angeregt zu noch mehr Geschwätzigkeit neigte. Es war etwas Besonderes, im Freundeskreis als unzertrennliches Paar dazustehen, das sich mit seinen Eigenheiten hervortat, ironisch, lächelnd, eingespielt.

Sie überquert die Allee bei Rot. Die Autos rollen auf sie zu, sie springt mit ihren schiefen Absätzen, erreicht die Mittelinsel. Wer hat sie heute morgen angestiftet, ins Büro zu laufen? Warum hat sie das Auto stehen lassen? Ihre Hinterkopfvernunft siegte, sich nicht in den Morgenverkehr zu stürzen, bei anhaltend wühlendem Sturm im Innern. Sie ist ganz kalt, ihr schwindelt. Sie muß über die Allee kommen, muß ihre fünf Sinne zusammennehmen, sonst wird der Tag eine Katastrophe. Drei Termine platzen durch ihr Hirn. Sie darf sie nicht vergessen. Versucht es mit einem Hindernislauf zwischen stockenden und fahrenden Autos.

Die letzte Nacht war furchtbar. Auch die Nacht davor. Sie hatte kaum Gelegenheit, sich zu verteidigen. Diese Schmach im Bett. Er nagelte sie fest auf das, was sie vor zehn Jahren beteuert hatte, nach der Trauung, vor fünf Jahren, zu Weihnachten, vor zwei Jahren, aus irgend einem Anlaß, vor sechs Wochen. Immer dieselben Worte, die Gelöbnisse. Er führte Buch über ihre Gefühle, die gesprochenen, die versprochenen. Er trieb sie seit Nächten zu Tränenausbrüchen, er dozierte über das gemeinsame Lebenskonzept und klagte sie an, beschuldigte sie, alles aufs Spiel zu setzen, um eines flüchtigen Abenteuers willen. Denn es könne sich nur um ein Abenteuer handeln mit dem jungen Mann. Er kenne sie immerhin seit zehn Jahren, sie sei im Grunde ihres Wesens nicht fürs leichte, ungebundene Amüsement, in einer Studentenbude oder in billigen Cafés. Er wisse doch um ihre Ansprüche. Sollte er sich so in ihr getäuscht haben? Zehn Jahre lang nur Theater? Das könne sie ihm nicht antun, nicht zumuten und auch nicht glaubhaft belegen. Seine Beweise lagen klar auf der Hand. Und dann zwang er sie in die Knie, krallte sich in ihre Ohren, berührte sie auf eine Art, die nach ihrer Erinnerung nicht bettreif war. Sie mußte plötzlich schreien, sich zur Wehr setzen. Laut polternd verließ sie das Schlafzimmer, riegelte sich im Bad ein, hockte in der Wanne, wusch sich aufgebracht diesen Krampf vom Leib und schlich auf die Couch im Wohnzimmer. Aber dort saß er

schon, angezogen, rauchte, lächelte in Siegerlaune. Eine Flasche Wein stand bereit, zwei Gläser.
Die Leidenschaft, auf engstem Raum Gewohnheiten zu sammeln. Sein nervöses Lachen bei Tisch, damit die Teller nicht klirrten, das Besteck nicht klapperte, die Gläser nicht klangen. Alle Geräusche, die mit dem Verzehr von Speisen und Getränken zusammenfallen, übertönen aus Furcht, Spießigkeit sei ein Spießgeselle in der Ehe. Er rasierte sich naß, um die Eintönigkeit der morgendlichen Reinigungszeremonie nicht laut werden zu lassen. Ein Rasierapparat, sagte er, muß das Gehör einer Frau bis zum äußersten strapazieren, Morgen für Morgen, eine obszöne Aufforderung. Nirgends fand sich seine Asche, nie Zigarettenstummel im Aschenbecher. Er beseitigte die Spuren seiner Lebensäußerungen, den Abfall seiner Umarmungen. Speisereste waren verpönt, Liebesreste auf der Haut, im Bett. Der Abdruck ihres Lippenstifts auf einem herumliegenden Papiertaschentuch. Fertig angezogen saß er am Frühstückstisch, von Montag bis Freitag, von Sonnabend bis Montag. Er erwartete, daß sie unauffällig mit ihm gleichzog. Die Haare frisch frisiert, den Eros ihrer Persönlichkeit kleidsam verhüllt, in Rock und Pullover. Morgens und abends. Tagsüber waren sie getrennt. Er mit seiner Karriere an der Universität beschäftigt, Fachrichtung Sozialwissenschaften, sie als Sekretärin im öffentlichen Dienst. Ihrer beider vielfältige Nebenaktivitäten waren Glanzlichter ihrer sich nicht erschöpfen wollenden Gemeinsamkeit. Sie spielte begeistert Tennis, bewegte sich schnell und sicher auf dem Aschenplatz, spielte ihn mit Bravour an die Wand. Er brillierte in den Versammlungen der Bürgerinitiative ›Zur Erneuerung der Natur in der Stadt‹, bereitete Thesenpapiere vor und leitete Diskussionen. Für Aktionen der kleinen Gruppe war sie zuständig. Sie ergänzten einander, wie die Steine beim Domino. Von Trennung sprachen sie nie.
Viele Jahre ist sie nicht mehr zu Fuß ins Büro gerannt. Sie rennt, ohne recht voranzukommen. Von Zeit zu Zeit bleibt sie stehen, schüttelt den Kopf. Von Trennung sprach er in den Nächten, seit sie verliebt ist in den anderen. Alle fünf Minuten spielte er die Trennung durch und zerfleischte sie. Er wollte sie zwingen, ihn zu bitten, daß er sie gehen ließ, hinauswarf aus der Wohnung. Er lag zerschmettert am Boden und bettelte, daß sie bleiben möge. Ihre Anstrengungen, mit ihm in aller Ruhe alle ihre Angelegenheiten zu besprechen, scheiterten. Er bezichtigte sie der Kaltschnäuzigkeit vom hohen Roß aus. Nur wer einen Supermarkt von Gefühlen überall anbiete, könne so vorteilhafte Bedingungen für sich aushandeln. Sie verstand nicht. Was für Bedingungen? Eine Liaison zu dritt.

Eine Liaison zu dritt kommt ihm nicht ungelegen. Sie weiß nichts davon. Aber sie hat die Initiative ergriffen. Alle Achtung. Er fischt nach dem Handtuch, reibt sich trocken, steigt in seine Hosen, Hemd, Jackett.

Die Langeweile stirbt, sagt er. Endlich wird sie begraben sein für eine gewisse Zeit. Schon lange hat er sich nicht so lebendig gefühlt, die Haut gestrafft und voller Zuversicht. Er verzeiht sich die Spektakel der vergangenen Nächte. Bewundert das urplötzliche Talent, soviel Wehgeschrei in sich geweckt zu haben. Soviel Handwerk hat er sich gar nicht mehr zugetraut. Schon allein dafür lohnte der Einsatz seiner Nachtauftritte. Erfrischt und gereinigt, die Wohnung trotz aller Scherben auf Hochglanz gebracht, verläßt er das Haus, eine Stunde nach seiner Frau, um in sein Institut zu fahren. Alles hübsch der Reihe nach. Sie ist verliebt, er trägt den Nutzen davon. Die kleinen Unregelmäßigkeiten in seinem Liebesleben, vor ihr immer verborgen gehalten, sind augenblicklich Nebensache. Der kluge Mann baut vor und wird nur dann zum Strichmännchen, wenn ihm das Heft aus der Hand genommen wird. Im ersten Moment war er zweifellos verblüfft über ihre Offenheit, wollte die großherzige Miene aufsetzen, das vereinbarte Höflichkeitsgesicht, aber blitzartig traf ihn der Schalk im Nacken, lockte es ihn, Entsetzen über ihren Fehltritt zu mimen, den Verlassenen. Immerhin wurde er in dieser Stunde ihrer Offenbarung verlassen, verließen ihn ihre Gefühle, wurde ihnen beiden der selbstverständlich gewordene Nährboden ehelicher Gemeinschaft mit Sand zugeschüttet. Auch der vertrauliche Zwist ihres Stoßmichziehdichspiels, in zehn Jahren entwickelt, war mit einem Mal in ein Zerrbild verwandelt, und er staunte nicht schlecht, daß er seine ihm lieb gewordene Macht über ihre Anhänglichkeit von einer Minute zur anderen verlieren könnte, in seiner Großmut. Er sah sich zwar als Befürworter einer emanzipierten Ehe, gleiches Recht für beide, dennoch besaß er die Fähigkeit, ihre Rolle seinen Wünschen anzupassen, ohne sie spüren zu lassen, daß er die Spielleitung zwischen Bett und Kochtopf übernommen hatte. Es kribbelte ihn, die Selbstbeherrschung aufzugeben und sich wie wild zu gebärden. Er erinnerte sich nicht, je aus dem Rahmen freundlichen Umgangs miteinander getreten zu sein. Welch eine Gelegenheit. Wieviel Heimlichkeit würde sein Ausbruch, sein Jammern und Zähneknirschen zur Entfaltung bringen? Ungeahnte Spannungsmomente ergriffen ihn im voraus, die Neugier auf sie, als Geliebte eines anderen, packte ihn, und er gefiel sich, eifersüchtig, kindisch, klein und häßlich. Der Betrogene. Die Maske seines allzeit ausgeglichen erscheinenden Wesens schien zu wirken, beeindruckte sie, stürzte sie aus allen Wolken. Nach ihrem Sturz mußte er auf der Hut sein, die Maske des Leidenden nicht bis zur Unkenntlichkeit seines Charakters verkleistern, mit allzuviel närrischem Getue. Sie kannte ihn nämlich als einen kühlen Kopf, und der war auch nötig, sie zukünftig bei der Stange zu halten. Die herausgekitzelte Eifersucht bei ihren nächtlichen Auseinandersetzungen, seine Verletztheit, seine Angriffslust, durfte sie nicht ganz in die Enge führen, ihr nicht den Atem nehmen. Also beginnt er eine neue Runde beim Spiel der ungleich verteilten Kräfte. Betritt den näch-

sten Blumenladen auf seinem Weg, gibt einen Rosenstrauß in Auftrag, per sofort, in ihr Büro.

Dort ist sie längst nicht angekommen. Sie schwankt vor dem Schritt, ihren Mitarbeitern, ihrem Chef eine angeschlagene Stirn, den verquollenen Blick vorzuführen. Von unterwegs telefoniert sie mit ihrer Kollegin im Amt, entschuldigt ihr Späterkommen, gibt Anweisung, die zwei, drei Termine, die ihr bei allem Verdruß Kopfschmerzen bereiten, ja nicht zu vergessen. Sie wundert sich über ihre unverändert wohltemperierte Stimme, das selbsttätige Abschnurren vorgefertigter Sätze. Dann steht sie mit hängenden Armen in der Telefonzelle, schluckt ein paarmal, nimmt Anlauf und entschließt sich für einen Besuch bei ihrer Kosmetikerin. Anschließend wird sie Schuhe kaufen und erst gegen Mittag im Büro sein. Wenn überhaupt. Sie hat Glück und die Kosmetikerin Zeit für sie. Im Kosmetiksalon braucht man seinen Kummer nicht auszubreiten. Er zeigt sich auf der Haut, den überspannten Wangenpartien, dem zusammengebissenen Mund. Die Haltung des Kopfes, das mangelnde Gleichgewicht in den Schultern verraten mehr von ihrer Seelenlage als alle Worte, die sie dafür fände. Sie liegt eingepfercht in die unausbleibliche Schuldfrage, aber in weiche Tücher gehüllt und wälzt sich hin und her über die Gemeinplätze von Anstand und Sitte. Muß sie für ihre Aufrichtigkeit gleich mit dem Teuersten bezahlen, ihrer lang gehegten Treue, ihrer bis zur Natürlichkeit verkommenen Pflicht? Ist sie ihm denn weniger treu, wenn sie sich in zehn Jahren einmal verliebt – in einen anderen? Ist sie denn weniger pflichtversessen beim Überschreiten zugestandener Freiräume? Vergißt sie in den Armen des anderen, daß sie weder aus ihrer Haut wachsen noch ihrem angestammten Platz entkommen kann? In den vorangegangenen Nächten war nicht einmal die Rede von diesen in der Vergangenheit so oft erörterten Themen. Seinen Themen, genau genommen. Er verstand es meisterlich, die Schwerpunkte eines Gesprächs auf sich und die Möglichkeit des Handelns zu lenken, seine Denkweisen in den Mittelpunkt ihres gemeinsamen Handlungsspielraumes zu rücken. Sie pflichtete ihm nur bei. Sie ertappt sich als Beipflichterin und möchte sich empört die weiße Masse vom Gesicht reißen, aufspringen, das Weite suchen. Selbstverständlich bleibt sie unter den Tüchern, behält den atmungsaktiven Brei auf Hals und Kinn, fühlt eine Müdigkeit in sich aufsteigen, Schwäche. Die Schwäche, die ihr niemals geholfen hat, Prinzipien abzustreifen wie eine unreine Haut. Sie schläft. Wirbelndes Weiß flattert unter ihre Augenlider.

Später nähert sie sich ihrem Büro. Der helle Vormittag zertrennt endgültig das zähe Streitband der letzten Nacht, vielleicht auch das der Nächte davor. Sie geht noch wacklig in den neuen Schuhen, begrüßt den leisen Druck auf Fersen und Zehen, weiß wenigstens, woher er rührt. Die schiefen Treter hat

sie im Schuhgeschäft zurückgelassen. Im ganzen leidlich anzusehen, gibt sie sich in vertrauter Umgebung, wie es ihre Art ist. Reserviert, freundlich und zuvorkommend. Man erkundigt sich nach ihrem Befinden, sie winkt ab. Ihr niedergedrückter Kreislauf am Morgen, der Eisenring um den Kopf sind nicht der Rede wert. Sie wendet sich ihrer Arbeit zu. Ein Rosenstrauß besetzt ihren Schreibtisch, und eine einzelne Rose im Marmeladenglas. Rasch schließt sie die Tür hinter sich, starrt auf ihre Füße. Sie fühlt sich gefangen und öffnet das Fenster. Um sich zwischen Schreibtisch, Maschine und Telefon ungehindert bewegen zu können, stellt sie die Blumen auf den Boden, außer Sichtweite, die Rose allein auf das Fensterbrett. Systematisch schaltet sie alle sie bedrängenden Fragen und Gedanken ab, beugt sich über ihre Post.

Er, enthusiasmiert von seinem Tatendrang, hat den enttäuschten, ja gehörnten Ehemann abgelegt, wird von Stund an unruhig. Der Rosenstrauß als Versöhnungsangebot bewirkt nicht die erwünschte Regung, ihr schlechtes Gewissen. Er kennt sie doch, ihre Beflissenheit, wenn es brennt. Kein Anruf, kein trockenes Danke, wie es ihm vorschwebt. Er geht noch einmal seine Strategie der Trennungskomödie durch, allerdings nicht mehr mit der erforderlichen Gelassenheit. Irgendwo muß sich ein Fehler eingeschlichen haben, scheint die Planung seines Krisenspiels durchkreuzt. Seine Manöver auf dem Schauplatz der Betroffenheit können genausogut ins Gegenteil umschlagen, sie mißtrauisch stimmen, ihr inneres Ohr aufsperren für die ungewöhnten Töne, die Fehlangriffe. War sie es nicht, die ihm reinen Wein eingeschenkt hat, vertrauensvoll? Und er zerschlägt, einem Schuljungen gleich, von vornherein die Basis, nur weil er sich ein wenig Aufregung verspricht, ein bißchen Leben in der Bude, eine neue Ehefrau, durchwärmt vom Bett ihres jungen Liebhabers. Wäre er nicht zum selben Ergebnis gelangt, wenn er sein Gesicht, mit der rundherum bekannten Tarnung versehen, gewahrt hätte? War die aufgeblasene Mimikry, das Ausbrechen aus den eingefahrenen Verhaltensmustern, nicht ein Signal für sie, ihn mit Röntgenblicken zu betrachten? Mit einem Mal drängt sich ihm der Gedanke auf, daß seine künstlich vorgebrachten Aggressionen die Wahrheit enthielten, daß er es ernst gemeint hat, indem er nächtelang von Trennung jammerte, sie und sich zermürbend. Seine Stirn wird ihm eng, seine Jacke, sein Hemd umschließen ihn wie ein Panzer. Der Rosenstrauß ist nichts anderes als ein ehrlicher Antrag auf Trennung. Sein unmaskiertes Ich hat ihm zunächst einen Streich gespielt, mit unredlich gesponnenen Einflüsterungen, Augeneitelkeiten. Jetzt stößt es seine innersten Absichten an die Oberfläche. Er ist es müde, den überlegenen Ehemogul zu spielen. Er hat ausgespielt.

Sie stolpert am Nachmittag über den Rosenstrauß. Kein Wunder. Die Blumen hat er ihr in den Weg gestellt. Der Liebhaber bescheidet sich mit einer bleichen Knospe im Marmeladenglas. Wenn die Verzweiflung sie nicht immer wieder überfallen würde, müßte sie lachen über das blumige Zusammentreffen der Rivalen in ihrem Büro. Sag's durch die Blume. Sie schlägt die Postmappe zu, stöpselt das Telefon aus, legt die Beine auf den Tisch. Welchen Weg soll sie einschlagen? Das Hin- und Hergezerre in den Nächten fortsetzen oder klein beigeben und die Verliebtheit mit Vernunft übertünchen? Vor zehn Jahren hat ihre Verliebtheit mit einem Rosenstrauß begonnen. Rosen gab es zwischendurch dann und wann. Zu Geburtstagen, bei Krankheit, aber Herzklopfen haben sie ihr nicht mehr bereitet. Auch dieser riesige Strauß, in ihrem Büro, läßt sie kalt. Er erinnert an eine Berührung, die sich abgeschliffen hat, im Laufe der Zeit. Er ist Zitat. Mit angespanntem Blick erkennt sie, daß die Geste des Mannes sie nicht erreicht, die gewünschte Besinnung auf das vergangene Glück das Glück nicht wieder herbeirufen kann. Der Zauber von einst wirkt nicht mehr. Nur ungefähr ahnt sie die Umstände – Glücksvorstellungen, zur Form erstarrt –, die in zehn Jahren zwei Menschen aneinanderbinden. Und plötzlich verabscheut sie sich selbst als eine Art Muschel, die von einem Fels umklammert wird, in ihn hineinwächst, um die Zeitläufte in Harmonie und unverletzt zu überstehen. Sie will weder Muschel bleiben, noch Fels an ihrer Seite spüren.

Trennt euch, raten die Therapeuten ihren Patienten, wenn ihr merkt, daß ihr im Kreis rennt und um den heißen Brei tanzt, den ihr angerichtet habt. Wenn die Wege auf Einigung sich verengen zum Nadelöhr, durch das bekanntermaßen kein Kamel geht. In einer Zeitschrift hat sie kürzlich gelesen, wie Therapeuten mit ihren hilfe- und ratsuchenden Ehekranken umspringen. Da wurde eine Verzweifelte gefragt, ob sie schon einmal allein gelebt habe, ganz für sich, nur mit dem Spiegel an der Wand. Und die Unglückliche daraufhin zur Antwort gab: Mein Spiegel an der Wand ist immer der Mann. Der Therapeut es sich dann nicht nehmen ließ, seine Patientin aus der Patsche ziehen zu wollen mit den Worten: Lassen sie den Spiegel hängen an der Wand, legen sie sich ein neues Gesicht zu, begnügen sie sich mit einem Freund hinter Glas.

Auf die Gefahr hin, bloß dem Witz solcher Zungenschläge zu erliegen, versucht sie sich noch einmal auf die Vorkommnisse der letzten Nacht zu besinnen. Das heißt, sie muß sich nicht besinnen, sich nicht wieder und wieder die Hilflosigkeit, die Zerreißproben von Rede und Gegenrede vor Augen führen. Zehn Jahre haben sie beide gebraucht, sich voneinander zu entfernen aus größtmöglicher Nähe, um am Ende mit einem Satz auseinanderzulaufen, den sie einmal am Anfang ihrer Ehe ausgesprochen hat, ohne jegliche Gewißheit: Wir bleiben zusammen, bis die Liebe uns scheidet.

HANSER
HANSF
HANS
HA
H

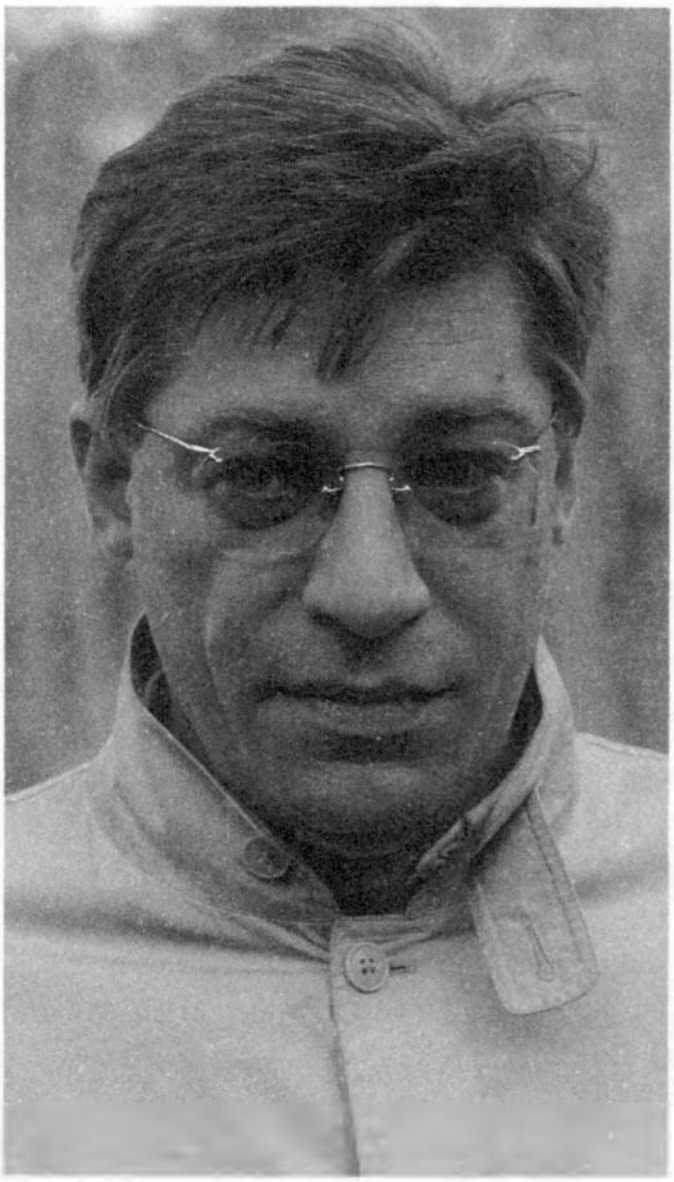


Foto: Ruth Walz

Meisterhafte Erfahrungskondensate einer Gesellschaft, die »unablässig ihre Wehwehchen besprechen muß, jedenfalls solang ihr größeres Leid erspart bleibt und sie selbst nichts Größeres mehr vorhat«, sind in Botho Strauß' Prosaband NIEMAND ANDERES versammelt. Ein Buch, geschrieben gegen »unsere tiefe Profanie«, und zugleich ein Entwurf, ein Vorschlag, der Gleichgültigkeit zu entfliehen. So sprechen viele Geschichten von der Liebe, der unmöglichen, der möglichen und der verschwundenen.

NIEMAND ANDERES
224 Seiten. Leinen. DM 29,80

BOTHO STRAUSS

Renée Zucker
Wenn an der nächsten Ecke schon ein andrer steht

Realität I

Nicht ganz acht Jahre haben wir's geschafft – abgesehen von der Frage, was man eigentlich geschafft hat, wenn man sich trennt... Irgendwann kam Herr Wenig nach einer Zeit aushäusigen Überlegens zurück und wollte mich wohl noch nicht einmal überraschen, als er mitteilte, er würde nun endgültig das familiäre Ambiente zugunsten einer neu entdeckten Junggesellenfreiheit ohne Verantwortung eintauschen. Im strahlenden Sonnenschein vor einem Charlottenburger Kiez-Café sprach er den entscheidenden Satz: »Ääh, ich gehe übrigens nach Frankfurt.«

Noch heute spüre ich diese Art heiterer Langeweile, die mich plötzlich zu meiner großen Erleichterung überfiel, und der erste Gedanke, der mir durch den Kopf schoß, während ich einen großen Schluck aus der Cappuccino-Tasse nahm, war: »Wenn das so schnell über die Bühne geht, wieso quält man sich dann fast acht Jahre miteinander rum?«, der zweite: »Herrlich! Von jetzt an keine ›Ähs‹ und ›Übrigense‹ mehr und dafür den ganzen Tag AFN-Musik so laut, wie ich will, ohne daß er mit genervtem Gesichtsausdruck ins Zimmer geschossen kommt, um den Verstärker leiser zu drehen.«

Betroffen und erleichtert zugleich über die Banalität dieses Abschieds legte ich ganz automatisch das Geld für den Cappuccino auf den Tisch, murmelte was von »Schlüssel auf dem Tisch lassen, wenn du deine Klamotten holst« und trat heftig in die Fahrradpedale. Schnell um die Ecke. Komisch, es gab gar keine richtige Geschichte zu erzählen, zumindest keine, die dem uralten Spiel von zerbrochener Liebe zwischen Mann und Frau irgendeine neue Variante hätte hinzufügen können. Es war alles so entsetzlich gewöhnlich, daß es zu großer Anstrengung bedurft hätte, daraus eine Art Drama, Komödie oder gar Tragödie zu gestalten. Es war eben ganz modern von heute. Und moderne Sachen, wenn sie nicht gerade ungeheuer dekadent sind, entbehren nicht einer gewissen Eintönigkeit.

Was hätte ich auch sagen können? Wir waren sehr verliebt damals; Er lebte vom Arbeitsamt, ich jobbte etwas unlustig in der Gegend rum – was bot sich freien (relativ freien) und euphorischen Geistern der jüngeren 68er-

Generation Ende der siebziger eher an als ein trotziges Demonstrieren, daß die Zeiten fröhlicher Anarchie noch lange nicht gegessen sind? Ein Jahr später waren wir zu dritt, und die folgenden sieben Jahre gnädig überspringend, bietet sich am Ende dieser Gemeinsamkeit das Bild eines Fernsehspielklischees, von dem man empört sagen möchte: Wieso zeigen die einem immer nur so langweiliges Zeug in der Glotze? Auf jeden Fall sieht Er am Ende dieser Geschichte nicht mehr ganz so strahlend und charmant aus wie am Anfang, lebt aber dafür wieder mal vom Arbeitsamt, während Sie, der ewigen Finanznöte müde, es irgendwie geschafft hat, das Leben »Alleinstehende-Frau-mit-Kind« unabhängig in den Griff zu kriegen. Trotz fehlender Berufsausbildung gab es im Netz Berliner Alternativbetriebe auch für sie noch eine Leimrute, auf die sie krabbeln konnte und die es ihr sogar ermöglichte, irgendwann den nicht nur hochtrabenden, sondern auch noch hochstaplerischen Berufstitel einer »Redakteurin« zu tragen.
Natürlich, und jetzt käme der unangenehme Teil der Geschichte – wenn wir jene Geschichte erzählen wollten, aber das wollen wir ja nicht –, natürlich kann so eine Entwicklung nicht folgenlos bleiben. Zeige mir einer den Mann, der es erträgt, daß von zehn Telefonklingeleien ein Anruf für ihn ist (und der noch vom Gerichtsvollzieher...), und den es unberührt läßt, daß ihm die Mutter seines Kindes irgendwann erklärt, sie halte ihn zwar für einen prima Typen, sei aber nicht mehr so wahnsinnig wild darauf, um alles in der Welt die Harmonie in der Familie aufrechtzuerhalten, damit diese sich in guten neuen Zeiten wieder auf die Ideen der guten alten Zeiten besinnen könnte. Vielmehr sei es ihr jetzt viel wichtiger geworden, mit der Arbeit, die ihr den allergrößten Spaß mache, auch noch soviel Geld verdienen zu können, daß es durchaus für sie und das Kind reiche. Wohlgemerkt, auch ihm war es aufgefallen, daß sie nicht davon sprach, daß es auch für ihn reiche...

Freunde I

Ein wohlmeinender Freund, Therapeut von Beruf, drückt mir sogleich ein Buch mit dem originellen Titel *Getrennt – was nun?* in die Hand und bietet an, wenn ich es gelesen habe, könne er auch noch mit dem Folgeband *Alleine leben: zufrieden leben* vom selben Autor dienen. Ich lehne dankend ab, war nie Vertreterin einer alleinseligmachenden Lebensweise. Ob allein, zu zweit oder mit vielen – das hatte sich immer ergeben, bisher, und war mir nie eine lektüregestützte Entscheidungsarbeit wert gewesen.
Viel unangenehmer jedoch sind die betroffenen Gesichter unserer gemeinsamen Freunde, als sie von unserer Trennung Kunde erhalten. Wie konnte es dazu kommen? – halten sie fragend ihre Arme weit offen, um mich im Falle eines Zusammenbruchs aufzufangen. Und wieder überkommt mich

die Langeweile. Wie ein milder Seidenschleier umhüllt sie mich, wenn ich mich bemühe, ihren vorwurfsvollen Blicken auszuweichen, die Bände über meine Pietätlosigkeit sprechen, als sei ich eine Art lustige Witwe, die, kaum ist der Gatte eingesargt, schon nur noch daran denkt, wie denn die Rente in Monte Carlo durchzubringen sei. Dabei wäre das ja noch schön gewesen: Bei normalen Ehen meiner Generation können sich die Frauen auf wenigstens ein halbes Jahr finanzieller Versorgung freuen – bei den »normalen« wilden Ehen meiner Generation sehe ich jedoch um mich herum nur Frauen, die eine ganze Menge schuften, um nicht nur das Kind, sondern auch noch einen endlos rumstudierenden oder künstlerisch schaffenden oder ganz einfach nur faulen Mann mitzuernähren.

Meine alleinlebenden Freundinnen begrüßen meinen neuen Status aufs allerschärfste, stellen triumphierend fest, daß der Klodeckel jetzt immer runtergeklappt ist, daß wir unsere Telefonate bis ultimo ausdehnen können, ohne daß ein Mann seine unqualifizierten Kommentare dazwischenquakt, daß es nicht mehr nach Bratwürstchen, sondern nur noch wahlweise nach Gianni Versace oder Estee Lauder duftet, daß ich für mancherlei Freizeitbeschäftigung wie Joggen, Saunen, Schwimmen, Kino etc. viel schneller bereit bin als vorher, wo immer noch alles abgesprochen werden mußte. Warum eigentlich?

Sie bevölkern meine Küche wie nie zuvor. Manchmal habe ich nur noch Zeit, die Kaffeetassen für den nächsten Besucherschwung zu spülen. Fassungslos und berauscht stehe ich vor dem phänomenalen Umschwung meines Soziallebens. Eine normale Ehe macht nicht nur die Beteiligten müde – er verbreitet sich auch noch nach außen, der schale Duft jenes Alltags, den zu viele kennen, mit dem sie sich irgendwie rumschlagen müssen und abgefunden haben. Leute im Aufbruch jedoch – und das war meine Situation – stecken mit ihrer neugewonnenen Freiheit, ihrer freigewordenen Energie ein ganzes Lagerhaus sehnsüchtiger Abenteuerversprechen in Brand, dessen lodernden Flammen sich keiner entziehen mag. (Genau dieser Verlockung mußte wohl auch der Vater meines Kindes erlegen sein, als er sich entschloß, die große Flatter gen Westdeutschland zu machen.) Es scheint sich bis in die hintersten Ecken der Welt herumgesprochen zu haben, daß ich alleine bin, denn von dort kommen sie an, die Freunde, die längst verschollen schienen und die ich jetzt beherbergen kann, solange ich will.

Interessant allerdings, daß die vorher mit Uns befreundeten Paare sich ein wenig zurückziehn ... Es paßt nicht mehr. Die gemeinsamen Doppelkopfabende, die Familientreffen zum Spazierengehen und Abendessen gibt's plötzlich nicht mehr. Wenn ich mich umschaue, sind alle um mich herum entweder sowieso aus Überzeugung Single oder es gerade zwangsweise mit Ach und Krach geworden. Gleich zu gleich gesellt sich gern, spricht der Volksmund weise, und er weiß warum. Jeder glücklich Getrennte ist fast

jedem Paar eine Bedrohung, schließlich hat man seine Gründe, trotz aller Unebenheiten zusammenzubleiben: die Kinder, das Geld, die Bequemlichkeit und nicht zuletzt auch so was wie Liebe. Dies alles war mir ja nicht fremd – aber ebensogut kannte ich, nicht zuletzt aus intimen Gesprächen mit den Paarpartnern als Einzelwesen, auch den nagenden Zweifel, ob denn im Leben nicht mehr als alles sei...

Die Mutter

»Du wirst doch wohl nicht heulen? Wegen einem Mann – und schon gar nicht wegen diesem...«, tröstete sie in ihrer zartfühlenden Art, für die ich sie schon als junges Mädchen haßte, wenn sie meine Tränen über eine zu Ende gegangene Liebschaft mit den kichernden Worten »Macht doch nix – kaputt gibt neu« wegwischte. »Kauf dir was Schönes zum Anziehn, ich schick dir 100 Mark, wasch dir's Gesicht und geh mal 'n bißchen vor die Tür!« Mißtrauisch beäuge ich den Telefonhörer und frage mich, ob meine Mutter vielleicht entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit am hellichten Tag Alkohol getrunken hat. Aber nein, sie meint, ich solle mich ein wenig ablenken. Auf eine Ausstellungseröffnung gehen oder einen Volkshochschulkurs besuchen. Vielleicht »Autogenes Training«, schlägt sie vor, weil sie das auch gerade macht und es ganz wunderbar findet. Verdutzt höre ich zu. Wieso macht es ihr so einen Spaß, daß ihre Tochter jetzt alleine ist? Vielleicht so eine Art Instinkt, daß sie mich lieber über zuviel Arbeit stöhnen hört, als zuzuschauen, wie mich die Affären oder finanziellen Eskapaden des Kindsvaters zermürben.
»Aber«, wird sie jetzt ganz gerecht, »du darfst nichts Böses über den Vater sagen, wenn das Kind dabei ist. Da kommt es schon von selber drauf.« Aha, drauf kommen soll es schon, nur sagen darf ich es nicht...

Das Kind

Natürlich liebt es seinen Vater, aber so richtig getroffen scheint es nicht zu sein. Es ist noch genauso fernsehgeil wie vorher, schläft immer noch gerne aushäusig und mäkelt nach wie vor am Essen herum – nur darüber, wie es ihm geht, spricht es nicht. Ist ja vielleicht auch eher eine Frage unter Erwachsenen: »Wie geht es dir?« Einmal sitzen wir so recht gemütlich auf dem Sofa, haben eine Kerze an und hören die Arie der Madame Butterfly von der Callas, und ich sage: »Ach, ist es nicht gemütlich für uns zwei beide?« Da richtet das Kind sich auf, schaut mich an und sagt gelangweilt: »Willst du mir jetzt sagen, daß mein Vater nicht wieder kommt?« und grinst. Ich fühle mich ertappt und denke: »Auch das noch, ein frühreifes Kind...«

Manchmal ist es auch traurig, und dann steigt der heiße Zorn in mir hoch, und ich will sagen: »Da siehst du, was für ein Arschloch dein Papi ist« – aber dann richten wir uns irgendwie ein, zumal die Realität seiner Schul- und Kinderladenfreunde oft die gleiche ist. So selbstverständlich wie die Wohnung, das Essen, die Freunde, das Playmobilspielzeug, so selbstverständlich scheint es, ohne Vater zu leben – und wenn er dann mal auftaucht, gibt's überall Streß. Das ist ihr Leben.
Dafür zanken wir aber weniger. Ich bin entspannter, weil sowieso kein anderer da ist, den ich fürs kindliche Wohlergehen verantwortlich machen könnte, und das Kind lernt, so scheint es mir, solidarischeren Umgang mit seinen Freunden und auch mit mir, entwickelt ein Organisationstalent, was mich verblüfft und manchmal erschreckt. Bleibt ihm vielleicht bei meinem Chaos nichts anderes übrig? Zu ernst und vernünftig für sein Alter? frage ich mit dem obligatorischen schlechten Gewissen der alleinstehenden Mutter meine Freunde. »Nein, der ist schon ganz richtig«, beruhigen sie mich, und ich hoffe, daß sie nicht lügen.

Realität II

Was anderes – das sollte es schon sein. Nichts sollte so sein wie vorher. Zuallererst werden natürlich gemeinsame Erinnerungen, soweit Er sie bei seinem hastigen Auszug nicht schon mitgenommen hat, aus Sichtweite verbannt. Die ganze Wohnung wird auf den Kopf gestellt, kein Möbelstück bleibt so stehen, wie es stand. Verdutzt starre ich anschließend auf ein etwas unorthodoxes Wohndesign. Fehlt nur noch, daß ich die Bücherregale in der Mitte des Zimmers aufstelle.
Und die Musik! Jetzt natürlich ganz laut – nur noch AFN. Kein Charlie Parker, kein Coltrane und kein Glenn Gould wird mich mehr zum stillen Zuhören zwingen, von jetzt an wird nur noch mit amerikanischer Seifenmusik gelebt! (Mittlerweile habe ich mir allerdings schon wieder zwei Glenn-Gould-Kassetten und drei Coltrane-Platten gekauft, und ich hör sie richtig gerne. Freiwillig!)
In meinem Bett stapeln sich Bücher, Zeitungen, Briefe, Socken, Lakritzebonbons, Spielzeug – nichts muß ich wegräumen, weil ein anderer den Platz für seinen Körper beansprucht; ich entdecke, daß es noch nicht zu spät ist, etwas für den erschlafft faulen Mitdreißigerleib zu tun, ja, daß er geradezu danach schreit, sportlich gefordert zu werden, und beginne, mit Gesine zu laufen. Ganz langsam und wunderbar lehrt sie mich die Qualitäten einsamen Atmens und gleichzeitiger Fortbewegung. »Wie schön man dabei denken kann«, sagt sie, und so traben wir zu zweit und doch alleine unsere Runden um den Schlachtensee, den ich inzwischen zu allen Witterungsbedingungen und Jahreszeiten kennengelernt habe.

Ich erlebe einen Schub von kraftvollem Realitätssinn, den ich vorher zugunsten eines schläfrigen Geborgenheitsgefühls in die Ecke geschoben hatte. Weiß sogar die unverhofften Komplimente der Männer richtig einzuschätzen – natürlich lügen sie nicht, wenn sie sagen: »Du siehst aber heute wieder gut aus«, aber eigentlich meinen sie: »Jetzt kann man dir das sagen, weil du jetzt wieder uns allen gehörst.« So sagte es eine Freundin sehr deutlich: »Du bist jetzt wieder ungeschützt auf dem freien Markt. Sieh dich vor und genieß es...« Gut gebrüllt, Gerda, aber was denn nun, das eine oder das andere? »Na mach mal, du wirst schon sehn, was ich meine«, weiß die Lebenserfahrene... Und ich stiefele los, getreu dem Motto meiner Mutter: mit gewaschenem Gesicht, frisch und frei. So besuche ich Partys, Konzerte, offizielle Kulturtermine, die ich sonst zugunsten der Familienatmosphäre sausen ließ, amüsiere mich königlich und rümpfe verächtlich die Nase im Kino, wenn sich die Paare an der Kasse versammeln und ich in mindestens jedem zweiten Gesicht den Riesenfrust entdecke, der ihnen ihre seligmachende Zweierbeziehung oft zum dumpfen Tümpel verrotten läßt.
Zu zweit sein, alleine – nichts hilft, wenn dir der zermürbende Alltag den Nacken versteift und den Rücken krümmt. Oft sind es doch nur Momente, die darüber entscheiden, ob man zusammen weitermacht oder den Sprung ins unbekannte Gewässer wagt. Jetzt bin ich eben drin, im kalten Naß, und manchmal bleibt mir die Luft weg. Dann vergeß ich sie auch wieder, die Angst vorm Untergehn, und freu mich wie ein Delphin am Schwimmen, alleine. Ich muß mehr arbeiten, besser organisieren, gehe immer weniger mit frisch gewaschenem Gesicht raus. Also, das Gesicht wird schon noch gewaschen, aber ich gehe nicht mehr so viel raus. Schließlich ist man keine zwanzig mehr. Möchte allerdings auch keine mehr sein. Aber sich die Nächte um die Ohren schlagen, das geht nicht spurlos an einem vorbei, selbst nicht am Vergnügungssüchtigsten und Freiheitsentschlossensten... Ich fühle mich überfordert, manchmal wäre ein Mann ja doch nicht schlecht. Alleine leben – glücklich leben – ach!
Die Euphorie des Tapfere-starke-Frau-Gefühls verpufft so oft, so unerwartet – und kommt genauso unerwartet wieder.
Mit Gabi und unseren vaterlosen Söhnen sitze ich am Wannsee draußen, in Schildhorn. Gnädig schenkt uns der endende Sommer letzte Sonnenstrahlen, und mit trägem Stolz betrachten wir die offensichtlich doch ganz zufriedenen Knaben und unsere alleinstehenden Gesichter mit den ersten Falten um Augen und Mund. Reden über dies und das, wie man so plaudert, wenn nichts Besonderes ansteht, keine emotionalen Dramen drücken, kein unglückliches Sehnen oder verzweifeltes Hoffen. Langsam fahren wir mit der neuesten Tom-Waits-Kassette im neuen Auto nach Hause. Ein riesiges Auto natürlich. Kleine Leute wie ich brauchen das. Ein Wohnzimmer, fahrbarer Meditationsort, rundrum sicher.

Nie war ich so reich wie jetzt. Kaufe sogar jeden zweiten Tag Avocados. Nicht, daß ich mir vorher keine Avocados hätte kaufen können – aber als Familienmutter kauft man eher die praktischen Dinge: Butter, Milch, Eier, Leberwurst usw. ... Avocados waren für mich der Inbegriff wohlsituierten dämlichen Single-Daseins. Wie sie so prall und grün auf glatten Metallic-Tischdecken daliegen, nach kleingehackten Zwiebeln, Olivenöl und Knoblauch auf heißem Baguette verlangen – so wollte ich es auch haben: mit lackierten Fingernägeln im chinesischen Morgenmantel dasitzen und genüßlich mit Muße in so ein Brot beißen... Heute kann ich sie nicht mehr sehen, die grünen Dinger.
Alleine leben – zufrieden leben? Jetzt müssen mal wieder Abenteuer passieren, wozu ist man schließlich frei?

Männer I

Auf einer Party, da steht Peter. Wunderhübsch anzusehn, keine Schulden, wie er auf meine Nachfrage versichert, und prächtiger Laune. Nichts wie her damit. Er findet mich hübsch, obwohl ich mich fühle wie Braunbier mit Spucke. »Das ist immer so«, weiß Gilla, »wenn es dir nicht gut geht, werden die Gesichtszüge weicher und verletzlicher, sind nicht so beherrscht wie sonst – da stehen die Männer drauf...« Was die immer alles erfährt aus ihren neupsychologisch orientierten Frauenzeitschriften! Peter ist so jungenhaft frisch, so kuschelig und anschmiegsam – alle Frauen lieben ihn, obwohl er nie lange bleibt. Vielleicht deshalb. Er will so gerne ganz im Hier und Jetzt mit dir versinken, erzählt fast ehrfürchtig von kleinen Begebenheiten seines Lebens, nicht zuletzt von seinen Krankheiten. Aber auch mit Frauenleiden kennt er sich aus, besser als ich – und so hecheln wir alle Wunder und medizinischen Probleme dieser Welt im brodelnden Party-Getümmel durch. Ab und zu wechsle ich hinüber in die Küche, um Nachschub zu holen, und latsche jedesmal einer Frau auf den Fuß. »Ich weiß gar nicht, was ich mit dir hab«, entschuldige ich mich. »Ach, macht doch nichts, wenn ich sie auch dauernd so weit draußen plaziere«, entgegnet sie freundlich, und die obszöne Symbolik wird mir erst viel später klar, als ich mit Peter die Party verlasse und diese Frau hinter ihm herbrüllt: »Du altes Arschloch!« Offenbar war da was Verbindendes zwischen den beiden, was mir aber leider entgangen war...
Was tun? Zu genau erinnere ich mich noch an meine eigenen chaotischen Zustände in solchen Situationen, als daß ich sie jetzt anderen Frauen zumuten wollte. Andererseits – heiraten will ich ihn ja nicht, und schließlich hätte sie sich auch etwas früher melden können. Ein schwerer Konflikt. Und Peter? Nun, er hat dem Ganzen wenig Erhellendes hinzuzufügen, eher von der Sorte: »Ach ja, da war mal was, ist aber schon 'ne Weile her...«

Drei Tage später ruft mich eine andere Frau an, seine »Beziehung«, und sagt, wir sollten uns mal kurzschließen, ja, so sagte sie, obwohl sie mit der Elektrobranche gar nichts zu tun hat. Am Abend kommt sie gleich vorbei, hat sich noch eine Freundin und eine Flasche Wein zur Verstärkung mitgebracht. Wider Erwarten wird es sehr heiter, als alle Lügengeschichten auf den Tisch gepackt werden – ja, das ist Frauensolidarität! Und wie es das Schicksal sich so ausdenkt, klingelt auch just in unser brüllendes Gelächter hinein das Telefon: Peter. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll, und reiche den Hörer an seine Beziehung weiter, die mit falschem Lächeln nach seinem Befinden fragt. Das Gesicht hätte ich zu gerne gesehen ...

Freunde II

»Unmöglich«, schüttelt Doro am nächsten Tag den Kopf, als ich ihr von diesem reizenden Abend erzähle, »ihr spinnt ja wohl, was hat er denn gesagt, als auf einmal seine Freundin dran war?« – »Stell dir vor«, erbose ich mich noch nachträglich, »er hat doch tatsächlich zu der gesagt: ›Gut, daß du dran bist, dich wollt ich auch gerade anrufen ...‹« Doro braucht fast fünf Minuten, um sich von ihrem Lachanfall zu erholen. »Großartig«, japst sie immer wieder, »ganz toll!« – »Was findest du denn daran toll, das ist doch einfach unverschämt und nur wieder ein Beweis für die Kaltschnäuzigkeit solcher Typen«, murre ich säuerlich. »So ein Quatsch, wenn ihr blöden Weiber dasitzt und mal einen Abend lang die starken Minnas mimt, dann muß er doch nicht gleich den Schwanz einziehn – nein, das war das Beste, was er machen konnte, den muß ich unbedingt kennenlernen!« Doro ist also begeistert, aber nicht von uns Damen, solidarisch im gemeinsamen Leid der Betrogenen, sondern von ihm. Als ich ihr dann noch ganz stolz von meinem hehren Angebot an die Freundin berichte, auf Peter zu verzichten, wird Doro allerdings wütend. »Du spinnst doch wohl. Das hält für keine zehn Pfennig.« Damit sollte sie recht behalten. Das Ende vom Lied war nämlich, daß Peter sich entschlossen hatte, auf uns beide zu verzichten, und guter Dinge schon die dritte am Wickel hatte, während die schwesterlichen Gefühle zwischen seiner Freundin und mir sich in Grenzen hielten, sozusagen im Wannseesand verliefen, den wir ein paarmal gemeinsam aufsuchten, allerdings nur, um stundenlang über Peter zu reden, denn viel mehr verband uns eigentlich nicht.
»Muß ich denn jetzt alle Männer, für die ich mich interessieren könnte, nicht nur nach ihren Einnahmen, sondern auch nach ihren Familienverhältnissen fragen?« verzweifle ich an Gillas Küchentisch. »Tja«, staubt die aus Knäckebrotkrumen hervor, weil sie gerade frisch verliebt und auf Abmagerungskur ist, »issen schwieriges Problem – andererseits aber auch nicht deins, sollen die das doch unter sich ausmachen. Übrigens, ich versteh dich

nicht, da redest du immer vom Amüsieren und hast nur Streß – das hättste doch auch mit Herrn Wenig haben können. Laß das doch mit den Männern und kauf dir lieber ein Klavier!« Gilla, du bist blöd – selber auf Abmagerungskur wegen eines Typen und mir so kommen...

Männer II

Also, das mit Peter, das war wohl nix.
Buchmesse. Herrliche Hektik. Abends Ausstellungseröffnung. Ich hasse aber Bilder, die an Wänden hängen. Da kommt Micki mit einem kleinen Mann herbei. »Das ist Patrice aus Frankreich, der war auch an der Westcoast bei den Delphinen.« Aha. Das Übliche: was macht du, ich mache das – und Ausstellungen finden wir doof, oder? Er ist wirklich nicht wesentlich größer als ich, das ist interessant. Die Linke in Frankreich, die Linke in Deutschland, ach Gottchen. Naja, irgendwann hat dann keine Kneipe mehr auf, wo man weiter dieses Zeug reden könnte, und die Wohnung, in der er schläft, ist so nah. Im Bett erzählen wir uns, wie es aussieht, wo wir wohnen und welchen Blick man aus dem Fenster hat. Das ist wie in einem amerikanischen Film über erwachsene Leute, denke ich – sie Journalist, er Journalist, Berlin-Paris, olala, ganz Patrice träumt von der Liebe... Und dann noch dieser französische Akzent – sehr international! Und fast gar nicht leidenschaftlich oder verliebt, seltsam. Eine Frau und Kinder hat er, und später, bei den immer spärlicher tröpfelnden Telefonaten spricht er immer von »einige Prrobläm« – das ist normal. Nicht mehr amerikanischer Film, eher Hör-Zu-Roman. Dann ist Ende.
Aber gar nicht schlimm, denn im Flugzeug treffe ich Alan aus New York, und das ist ja noch internationaler. Er ist auch sehr klein und sieht aus wie eine Mischung aus jenem berühmten Stadtneurotiker und Peter Falk, Jude noch dazu! Außerdem hat er sowas Geheimnisumwobenes, wahrscheinlich Agent. Dieser Verdacht erhärtet sich, da seine Besuche immer unverhofft stattfinden, grundsätzlich nachts bis zum ersten Morgengrauen, und von recht unorthodoxer Romantik begleitet sind. »Warum bist du so braun?« frage ich ihn eines Nachts ganz mutig, weil bisher sämtliche Privatangelegenheiten ausgeklammert wurden. »Oooh«, hebt er belustigt die Augenbrauen, »vielleicht weil ich in einem Land war, wo die Sonne mehr scheint als hier...« – »Also doch Eugene Hasenfuß«, vermute ich ganz lässig. »Aber das bleibt besser unter uns«, erwidert er. Wahrscheinlich ist er ein Spinner. Ich brauche Beweise, sollte ihn beobachten lassen – könnte aber auch ebensogut weiter meine vielen Krimis lesen. Witzige Affäre, aber im Kopf schon viel weiter als im Leben. Außerdem kosten mich die schlaflosen Nächte zuviel Nerven und Kraft. Dann ist da auch Ende.
Mit Lothar ist es dann wieder eine Nummer kleiner. Eigentlich ist er so, wie

ich es mir vom Vater meines Sohnes immer wünschte: Er geht mit ihm in den Zoo, ins Kindertheater, in die Nachmittagskinovorstellungen, er kümmert sich um seine Schularbeiten, repariert sein Fahrrad, schenkt ihm Bücher – ja, fast glaube ich, er ist verliebt in meinen Sohn und nicht in mich. Also, das geht ja nicht, ich wollte ihn schon alleine erziehen, hatte ich mir fest vorgenommen, und Lothar scheint seine ganze entbehrungsreiche Kindheit an ihm austoben zu wollen – nee! Außerdem diskutiert er mir ein bißchen zu viel mit dem Kind über mich. Ob ich abends oft weggehe, wer nachmittags zu Besuch da war und so was alles. Es kommt mir vor, als hätte ich innerhalb eines Jahres alle die Männertypen kennengelernt, von denen ich bislang nur in Persönlichkeitstests gelesen hatte.

Realität III

Irgendwie habe ich das dumpfe Gefühl, daß mein ganzer Verliebtheitswahn nur auf einem schrecklichen Irrtum beruhte: daß ich annahm, sich verlieben sei gleichbedeutend mit sich vergnügen! Weit gefehlt, sich verlieben in diesen Zeiten bedeutet: Herzklopfen, Ohrensausen, Magenschmerzen, Kniewackeln, unruhiges Aufs-Telefon-Starren, es abwechselnd auf laut oder leise stellen, entweder direkt neben's Kopfkissen oder gleich drei Decken drüber, damit es scheint, als sei man nicht da, obwohl man doch beim ersten Anzeichen auch des noch so leisen Klingelgeräuchs alle Decken umwühlt, nur um festzustellen, daß es entweder der falsch gestellte Wecker, das Telefon der Nachbarin oder eine Halluzination war. Sich verlieben, wie konnte ich es nur vergessen, sich verlieben ist das Schrecklichste, was es gibt. Ständig ist einem schlecht, man mag nur noch rauchen und Kaffee trinken, stiert aus hohlwangigem Antlitz sinnlos in die Gegend und ist seiner Umgebung ein rätselhaftes Greuel, weil man über gar nichts anderes mehr zu reden weiß, und ganz schlimm wird es dann, wenn zwei, die nicht ineinander verliebt sind, zusammentreffen – diese Art autistischer Kommunikationslosigkeit hat man ansonsten nur noch bei politischen Fernsehdiskussionen.
Und dann kommt er natürlich auch, der unvermeidliche Gedanke: Was will ich denn überhaupt? Für das Kind einen Vater, einen Mann für mich, ich meine, was suche ich denn? Einen, der mich ernährt? Brauch ich nicht. Jemanden, der im Haushalt die Technik erledigt? Finde ich im Bekanntenkreis. Einen, der mich beschützt? Vor was? Manchmal, wenn die Weltnachrichten zu schlimm werden, dann wünschte ich, es gäbe einen wie früher meinen Vater, der mir bei der Tagesschau immer sagte, wer die Guten und die Bösen sind. Der mir erklärt, ob Gaddhafi wirklich irre und gemeingefährlich ist und wie sich das mit den Atomstrahlen verhält. Einer, der weiß, wann man die Koffer zu packen hat und wohin die Reise gehen soll, um ein

andres Land zu suchen, »wo Mauern und Zäune schon abgebaut sind, wo Wiesen ohne Kettenspur grünen und der Sommer den Tieren im Maule liegt«, wie es in einem meiner früheren Lieblingslieder heißt.
Dann ist sie da, die Angst vorm Alleinsein und davor, es nicht zu schaffen. Dann seh ich die Falten im Gesicht nicht mehr mit freundlicher Sympathie, sondern mit Schrecken vor der Härte, die mir aus dem Spiegel entgegenblickt. In den unmöglichsten Momenten, z. B. wenn ich gerade ganz in Ruhe Musik hören will, vor mich hin überlege, dann blitzen Bilder aus der Vergangenheit des scheinbar heilen Familienlebens auf, dann sehe ich den Vater meines Kindes in irgendeiner Situation, ganz kurz beobachte ich ihn, und unsere Blicke treffen sich. Dann kommt es wieder, das Gefühl – nein, nicht von wehmütiger Trauer, die verbiete ich mir, viel schlimmer ist die ohnmächtige Wut, der Haß, der Zorn – Gefühle, die mir mehr als unangenehm sind, die nicht so schnell wegzuschieben sind, wo ich nur warten kann, bis der Anfall vorbei ist. Weil ich sie nicht besonders mag, diese Zustände, kommen sie glücklicherweise nicht allzuoft – vielleicht ein-, zweimal im halben Jahr, aber das reicht dann auch...

Freunde III

»Ich weiß auch nicht«, sagt Gabi, als wir fast ein Jahr später mal wieder erste Sonnenstrahlen ausnutzend im Kiez-Café sitzen, »guck uns doch mal an – gut, wir sind nicht mehr irre jung, aber überall steht doch, daß Frauen über dreißig diejenigen welche sind – ich meine, die Jugend ist vielleicht dahin, aber die Erfahrung...« – »Ja, eben«, nicke ich mißmutig in mein Bananensplit, »guck dich doch mal um, mit wem die Männer, die für uns in Frage kämen, unterwegs sind.« Unsere Blicke schweifen neidisch an den andern Tischen entlang: Zwanzigjährige, blondgelockte oder schwarzgefärbte Nixen schimmern in pink- oder türkisfarbenen enganliegenden Trikots über Drinks, die zu ihrer Kleidung ausgesucht scheinen, strecken die braungebrannten, glattrasierten Jungmädchenbeine in modischen Shorts wollüstig der Sonne entgegen und – sagen tun sie kein Wort! Lassen sich vollquatschen von glatzköpfigen oder fettsträhnigen Mittdreißigern mit Bauchansatz, die immer noch die Lederjacken von anno dunnemals tragen, mit denen sie einst bei Springer an unserer Seite die Auslieferung der Nachtausgabe verhinderten, was sie doch tatsächlich heute in den Augen dieser Jungmädchen zu Helden stilisiert, oder? »Ach Quatsch«, weiß Gabi nach kurzem Nachdenken, »die lassen sich von denen was erzählen, warten, daß er den Drink bezahlt, und dann ab zu knackigen Gleichaltrigen. Von denen wissen sie wenigstens, daß die besser über die neuen Platten informiert sind und nicht immer noch von Dylans ›strike another match, go start a new‹ schwärmen...«

Also, ich weiß nicht. So leicht lasse ich mir meinen mißtrauischen Neid nicht kaputtmachen – es gibt so viele von diesen gutaussehenden Mädchen hier in Berlin. »Ja, und?« Gabi wird ungeduldig. »Und es gibt 'ne ganze Masse von ausgepowerten Jungs in unserm Alter, die ganz glücklich darüber sind, daß sie heute endlich in der Lage sind, diesen jungen Frauen an ihrem Tisch das Getränk zu bezahlen, bevor sie wieder in ihre elenden WGs zurückmüssen. Komm, laß uns lieber mal gucken, daß wir für unsere Balkons 'n paar schöne Pflanzen kriegen ...« Stöhnend und kichernd wuchten wir unsere welken Körper aus zierlichen Caféhaussesseln und strafen die Verräter mit Nichtachtung, als wir an ihnen vorbeirauschen. Die merken das gar nicht.

Astrologie

Auf Anraten einer Kollegin besuche ich einen Astrologen. »Er ist großartig«, schwärmt sie, »der erzählt dir Sachen, die glaubst du gar nicht.« Das hatte ich mir fast gedacht. John ist Amerikaner, schaut mich prüfend an, als ich in der Tür stehe, und sagt als erstes: »Warum bist du so ungeduldig? Steinböcke haben doch Zeit, viel Zeit.« Das beeindruckt mich zutiefst, und ganz vertrauensvoll lasse ich mich in den bereitgestellten Sessel fallen. Stirnrunzelnd kramt er eine Weile in seinen Zetteln rum und sagt, daß es mir irre gut gehe. Aha! Ich merke schon, daß mir gleich besser wird. Tatsächlich, so Astrologen sind doch nicht nur billiger, sondern auch sinnvoller als Analytiker, wenn ich daran denke, wie fix und fertig Gilla manchmal von ihren Sitzungen kommt. John berichtet mir die wundervollsten Sachen: meine Gesundheit sei phantastisch, die Arbeit gehe mir glänzend von der Hand, meine Talente seien ausbaufähig und so weiter... »Ja, aber die Liebe, was ist denn mit der Liebe?« Verständnisvoll lächelt John und rechnet wieder eine Weile rum. »Tja«, meint er schließlich, »die Liebe, weißt du, die Liebe – was willst du denn jetzt mit der Liebe? Du hast doch Affären.« Verdutzt starre ich ihn an, woher weiß er das denn? »Also«, fährt er fort, »mit vierzig, da kommt noch mal was ganz Großes ...« Ist der Mann verrückt? Ich bin noch nicht mal 35! So lange soll ich jetzt mit den Händen im Schoß dasitzen und warten? »Nein«, beruhigt er, »es werden weitere Affären da sein, immer mal wieder, aber nichts Ernstes! Jetzt ist erst mal deine Arbeit wichtiger. – Aber du solltest dich an Wassermänner und Skorpione halten, die haben Verständnis für dich.« Skorpione, grüble ich fieberhaft meine Erinnerungen durch, Skorpione kenne ich gar keine, außer Boris Becker, und den mag ich nicht, rein äußerlich. Und Wassermann, empöre ich mich über diese Zumutung – das war der Vater meines Sohnes und dieser Patrice, so einen will ich nicht wieder...
»Keine demokratischen Wassermänner«, korrigiert er sich, »mehr so spa-

cige Typen.« Auf meinen fragenden Blick erklärt er, daß es jetzt, im Zeitalter des Wassermanns, sowohl die sogenannten demokratischen Vertreter dieses Zeichens gebe, Menschen, die sich mit den materiellen und gesellschaftlichen Problemen unseres Lebens beschäftigen, als auch die anderen, denen die Dinge zwischen Himmel und Erde, der Blick hinter die Kulissen quasi, noch wichtiger seien. »Meinst du vielleicht solche, die alles verstehen, auf ihre und meine Gesundheit achten und ziemlich ungeil sind?« erkundige ich mich leicht amüsiert. Ja, etwa solche hat er wohl gemeint, merkt aber durchaus, daß mich diese mehr zu irritierten Lachanfällen als zu erotischer Neugier animieren – also verlegt er sich sogleich auf die Skorpione und preist sie an wie Sauerbier. Nach anderthalb Stunden verlasse ich frohgelaunt sein Haus (was ich dort bezahlt habe, darf ich gar nicht erzählen), immerhin mit der Gewißheit, daß ich keine Angst haben muß, vierzig zu werden, und außerdem würde ich jetzt mein Augenmerk auf Skorpione richten.
Zunächst mal erkundige ich mich bei meinen männlichen Kollegen nach ihren Geburtstagen – nicht, daß von ihnen etwa einer in Frage gekommen wäre, ich wollte ja nur mal die Richtung wissen. Aber es war tatsächlich kein Skorpion darunter. Das machte diese Sorte Mensch natürlich noch geheimnisvoller. Irgendwann gab ich aber dann trotzdem auf. Es war einfach zu lächerlich, in meinem Alter – zumal sich der Frühling in diesem Jahr darauf versteift hatte, nur einmal im Monat kurz aufzutauchen, was beginnende Liebesgelüste sogleich wieder im Keim ersticken ließ.

Skorpione

Irgendein Preis wurde vergeben an irgendwen. Und das mußte gefeiert werden. Diese Feiern, zumal wenn der Senat Veranstalter ist, werden immer im ganz großen Stil abgehalten. Diesmal in Schildhorn, wo ich damals mit Gabi und den Kindern so glücklich und zufrieden war ... Ein wunderbares Fest, mit Tanz und Gesang, und ich wandere mit Gesine an reichhaltigen Buffets entlang. Dann muß sie mal verschwinden, und ich stehe neben einem schlechtgelaunten Herrn, der, eine Bulette in der einen Hand balancierend, versucht, sein Zigarillo und den Biertopf gleichzeitig in den Mund zu stopfen. Auf meine Frage, ob ich ihm in irgendeiner Weise behilflich sein könne, schnauzt er mich an, daß das hier doch das Allerletzte sei, wie sich diese blöden Journalisten mal wieder für lau durch die Gegend fressen, »alles bezahlte Senatsschreiber«, wütet er mit wilden Grimassen und läßt mich erst den Biertopf, dann die Bulette halten.
Ich bin entzückt über dieses ungewöhnliche Exemplar von Senatsgast, stimme ihm begeistert, an seiner Bulette kauend, zu, und gemeinsam schimpfend räumen wir auch noch das Buffet mit den Desserts leer. Was er

denn eigentlich von Beruf sei, frage ich, als wir vollgefressen nach einem Stand mit Schnäpsen suchen, nicht ohne jeden unserer Nachbarn mit verächtlichem Blick ob seiner bezahlten Senatsschreiberei zu mustern. »Schriftsteller natürlich«, gibt er rülpsend zu, und ich bin noch entzückter. Jetzt muß sie einfach kommen, die Frage nach seinem Sternzeichen... Hurra, er ist es, der Skorpion, der da kommen sollte, mir Verständnis entgegenzubringen. Herr Schultz ist allerdings schon 55, wie sich jetzt herausstellt, obwohl man ihm das nicht ansieht, wie ich mich beeile, ihm schmeichlerisch zu versichern. Aber, ich gebe zu, es schreckt mich ab; muß mich erst mit Gilla und Gabi beraten, ob sie diese Wahl nicht auch verfrüht finden. Herr Schultz blickt sowieso mittlerweile nicht mehr richtig durch. Meine spitzen Entzückensschreie ob seiner schlecht gelaunten Meckereien, seines Sternzeichens und seines Alters haben ihn zutiefst verunsichert, so scheint's, denn irgendwann ist er plötzlich verschwunden, ohne daß wir unsere Telefonnummern ausgetauscht hätten. Wie schade, Herr Schultz, was hätte aus uns für ein Spitzenpärchen werden können – zumindest laut meinem Astrologen...

Aber wenigstens hab ich jetzt schon mal einen Skorpion kennengelernt und weiß, daß sie ganz unkonventionell auf Partys und Empfängen sein können. Als hätte diese Begegnung die berühmte Auslöserfunktion gehabt: plötzlich wimmelt meine ganze Umgebung nur noch so von Skorpionen. Noch den brennend-heißen Wüstensand an den Füßen krabbeln sie um mich herum: mein Anwalt, der Zahnarzt, der Mann in der Autowerkstatt... Mit allen führe ich die interessantesten Gespräche über Sinn und Unsinn der Astrologie, versuche herauszukriegen, ob sie schon Erfahrungen mit Steinbockfrauen haben – aussichtslos, keiner kann mir bestätigen, daß dies tatsächlich eine gute Kombination wäre. Der Zahnarzt ist schwul und will nur junge Knaben, deren Sternzeichen ihm wurscht sind, der Automechaniker hat vier Kinder und ist froh, wenn er abends seine Ruhe hat, und mein Anwalt würde sowieso nur eine reiche Frau nehmen, die ihm endlich eine eigene Kanzlei finanzieren kann. – Ich laß das jetzt sein, schmeiße die ganzen Astrologie-Bücher in die hinterste Ecke meines Regals und gebe auf: die Suche nach verständnisvollen Skorpionen, nach ausgeflippten Wassermännern, nach selbstgebackenen Zwillingsbrüdern, die alle meine Wünsche wortlos erfüllen wollen.

Ich schaffe mir ein Klavier an und stelle fest, daß Gilla recht hatte: im Gegensatz zu all den angefangenen und wieder abgebrochenen Affären beruhigt Klavierspielen meine Seele, meinen Geist und meinen Körper in ganz außerordentlicher Weise, und abends falle ich rechtschaffen müde ins Bett, wenn ich, statt in verrauchten Kneipen zu hocken, meine Tonleitern geübt habe. Zugegeben, es ist wahrscheinlich nicht der ideale Weg, den neuen Mann meines Lebens kennenzulernen, aber wenigstens kann ich ihm

dann, wenn er da ist, fehlerfrei ein paar Mozart-Sonaten vorspielen, und schließlich – wer kann das denn heute noch?

Ein Traum

Ich bin, so scheint es, erst mal über den Berg. Arbeite fleißig, versorge meinen Sohn recht unfrustriert, wie ich finde, bis auf einige Tage, an denen mir einfach alles auf den Keks geht: das Allein-verantwortlich-Sein, das Sich-alleine-Kaffee-kochen-Müssen, das Tapfer-und-zäh-Sein – aber schon während ich es so empfinde, weiß ich, daß es nur eine Alternative gibt, von der wir manchmal träumen, die Doros, Gesines, Gillas und ich: einen Haushälter. Jung und schön soll er sein, gut riechen, sauber, ordentlich und zuverlässig die lästigen Arbeiten wie Putzen, Spülen, Steuererklärungen und Strafzettel erledigen, mit den Kindern Schularbeiten machen, uns nach der anstrengenden Tagesarbeit massieren, ein Täßchen Tee hinstellen und uns alle seine tollen, ebenso hübschen Freunde vorstellen, denen wir gern unsere bezaubernde Anwesenheit für den einen oder anderen Abend zur Verfügung stellen wollen. Ja, so soll es sein, und bis es soweit ist, wollen wir jede freie Minute nutzen, um so viel Geld zu verdienen, daß wir ihn uns eines Tages leisten können, wenn wir in unserer großzügigen Dahlemer Villa wohnen, neuesten Blumenzüchtungen unsere Namen geben, schon vormittags in lauen Lüftchen Cocktails aus langstieligen Gläsern trinken, kultivierte Gespräche führen und ab und zu Johannes, Giovanni oder Jean herbeirufen, damit er neue Eiskügelchen bringt und nicht vergißt, rechtzeitig die Petit fours für den Nachmittag zu besorgen, wenn Doro, Gilla und Gesine zu Besuch kommen. »Nein, lassen Sie heute die Pfauenfedern im Hintern weg – wir wollen nicht abgelenkt werden, Sie wissen doch, wie Doro ist. Wir müssen heute nachmittag arbeiten – ein Projekt, Sie verstehn?«
Ja, wir werden mit hellem Lachen im Garten sitzen, unsere Kinder spielen brav im Baumhaus, und in der Ferne rauscht das Meer...

Realität IV

... das Telefon reißt mich heraus aus dem Traum. Herr Schultz ist dran. »Der von Schildhorn, mit der Zigarre und der Bulette«, erinnert er mich.
»Ach, Herr Schultz – ich war gerade so in Gedanken versunken«, erwache ich allmählich und freu mich sogar ein ganz kleines bißchen.
Aber Herr Schultz, frech wie schon damals, wollte mir nur sagen, daß er sich jetzt auch mal die *taz* gekauft und da doch einen ganz furchtbaren Artikel von mir gelesen hat, und dann zanken wir eine Weile rum, bis er

fragt, ob wir nicht beim Bier weiterzanken wollen, er sei ganz in der Nähe...

Ach, Herr Schultz, wenn Sie wüßten – ich hatte mich doch gerade mit meinem Schicksal abgefunden und wollte mich bis vierzig rein und streßfrei halten, das bringt's doch alles nicht vorher. Könnten Sie nicht vielleicht so in fünf Jahren noch mal anrufen, will ich sagen, da fällt mir noch rechtzeitig ein, daß er ja bis dahin schon tot sein könnte und daß ich mich dann mein ganzes Leben lang ärgern würde, weil ich es nicht ausprobiert habe.

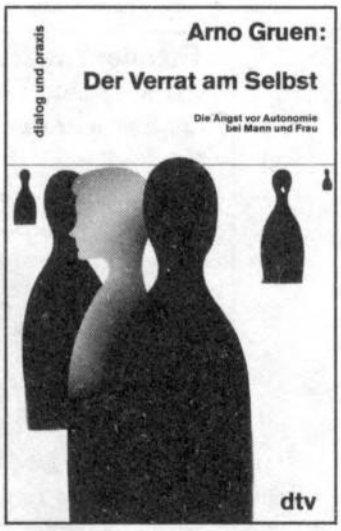
Ich muß mich beeilen, umziehn, waschen, bißchen Rouge auflegen und die Haare kämmen. Herr Schultz kommt mich jetzt abholen, und er fährt Porsche. Mit Dach offen und so... So einen hatte ich noch nie.

dialog und praxis

Psychologie, Therapie, Lebenshilfe im dtv

Harriet Sarnoff Schiff, selbst eine Betroffene, gibt in ihrem Buch Eltern, die den Tod eines Kindes zu beklagen haben, praktische, unsentimentale Hilfe und Trost.
(15019 / DM 8,80)

Nur das Nein in der Liebe ermöglicht das Ja zum Partner. Eine echte Hilfeleistung für alle, die Konflikte in der Liebesbeziehung akzeptieren und bewußt lösen wollen.
(15023 / DM 9,80)



Der Begriff der Autonomie, die volle Übereinstimmung des Menschen mit seinen Gefühlen und Bedürfnissen. Ein Buch, das eine Grunddimension mitmenschlichen Daseins erfaßt. (15016 / DM 9,80)

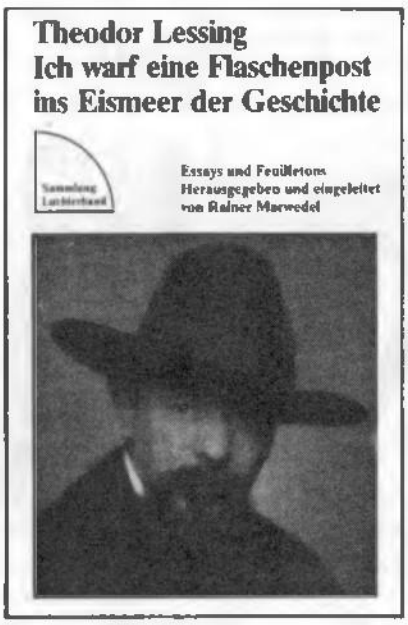
Bei dem Bemühen, die Kunst der Erziehung zu erlernen und zu beherrschen, gibt dieses Erziehungsbuch klar und systematisch praktische Ratschläge.
(15022 / DM 15,80)

Aufschlußreiche Erfahrungsberichte über das Verhältnis zwischen erwachsenen Kindern und Eltern und wie diese eine neue harmonische Beziehung zueinander aufbauen können.
(15009 / DM 9,80)

Die Gestalt-Familientherapie befaßt sich mit der Gesamtheit der Familie und deckt so die Bedürfnisse und Konflikte jedes einzelnen Familienmitglieds auf.
(15008 / DM 8,80)

„Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte"

Theodor Lessing



»Die ›kleine Form‹ der Essays, Feuilletons und Glossen hat Theodor Lessing, wie dieser Sammelband anschaulich belegt, als Waffe der Kritik vortrefflich genutzt. Ihren Biss, ihre Schärfe, ihre Aktualität haben seine Schriften bis heute nicht verloren. Gehören doch die Entlarvung ›kurzsichtiger Kleingeisterei‹ und die Demaskierung von Heuchelei und hohlen Phrasen, hinter denen sich, wie Lessing richtig erkannt hat, oft Eigennutz und Profitgier verbergen, nach wie vor zu den Aufgaben kritischer Publizistik.«
Neue Zürcher Zeitung

Originalausgabe SL-Band 639
DM 22,80

Im März 1987 erscheint, von Rainer Marwedel verfaßt, erstmals eine umfassende Biographie über das Leben und Werk Theodor Lessings.

»Wir möchten gerne Engel sein. Oder wenigstens möchten wir rechte Teufel sein. Nur nichts Gewöhnliches. Und doch ging alles im Menschenleben grenzenlos gewöhnlich zu. Und gerade die vermeintlich großen Personen, die ›historisch‹ werden, erweisen sich bei Lichte als etwas recht Menschliches, ›Allzumenschliches‹.«
Theodor Lessing

Mit Abbildungen und einer kommentierten Bibliographie.
Pappband. DM 48,–

Luchterhand

Asmus Petersen
Uns trennen Welten
Verwunderungen eines nie Geschiedenen

1. Nun danket alle Gott!

Jedesmal, wenn die Frau das Haus verließ, ergriff der Erste Trompeter der Bamberger Symphoniker sein Instrument, trat auf den Balkon und blies: Nun danket alle Gott! Das trug ihm keine Anzeigen der Nachbarn ein – die freuten sich im voraus –, wurde aber vor Gericht als besondere Grausamkeit gewertet.
Mit solchen Soli kann man eine Weile leben. Wie aber soll man mit ganz anderen Zumutungen, Merkwürdigkeiten oder Prügel fertigwerden?

Karin: »Er verlangte, daß wir alle, ich und die drei Kinder, aber sie waren schon Jugendliche eigentlich – daß wir immer nach ihm im selben Badewasser badeten, und er guckte denn zu.«
Senta: »Es war einfach so, wir saßen beim Essen, und er trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte, wenn irgendwas fehlte. Er sagte nicht was, ich mußte drauf kommen und konnte dann rennen und hatte genauso gearbeitet wie er den ganzen Tag. Oder das Ding mit dem Mantelfutter. Das war kaputt bei ihm, eingerissen, ich ahnte von nichts, da kürzt er mir das Haushaltsgeld, ich sage wieso? Ja, sieh dir mal mein Mantelfutter an. Ich sage, und warum sagst du mir nichts? Da meint er, das kann ich wohl erwarten, daß du dich um meine Sachen kümmerst.«
Elisabeth: »Bösartig ist auch, wenn ich schwanger war, daß er jeden Tag mehrmals – mit so 'nem Bauch. Ziemlich quälend das ...«
Viktor: »Da stand sie in der Tür des Kinderzimmers, wir hatten uns den ganzen Abend gestritten, und kam da raus – mit einem Fleischmesser in der Hand! Um mir Angst zu machen, und das gelang ihr allerdings, daß sie den Kindern was getan hätte. Und sie ist Psychiaterin, habilitiert, meine Geschiedene!«
Hanna: »Ich habe ja in Mozambique Portugiesisch gelernt, natürlich ohne meinen Mann zu fragen. Dann hat er das quittiert, indem er sich immer, wenn ich vom Goethe-Institut nach Haus kam, zurückgezogen hat in sein Schlafzimmer, also in unser gemeinsames, aus dem ich schon zwei Monate ausgeschlossen war, und hat dann onaniert. Aber so laut, daß man das auf jeden Fall hören mußte. Um mich zu bestrafen, mit mir machte es ja keinen Spaß.«

Hans-Jürgen (mein Freund, Familienrichter in Bonn): »Es wird unglaublich geprügelt in deutschen Ehen, viel mehr, als bekannt ist.« – »Aber Unterschicht?« – »Nein, mein Lieber, in den besten Kreisen. Wenn du denkst, nur bei Arbeiters – ich habe jetzt zwei Fälle von Gewalt in der Ehe sozusagen aus dem Bundeskanzleramt zu entscheiden gehabt.«
Obgleich Männer, was sie toll finden, dreißig Prozent mehr Muskeln haben als Frauen, weshalb sie gefahrlos prügeln können, schindet die deutsche Frau und Mutter, wenn sie stärker ist, ihren Mann ebenfalls erbarmungslos: »Man könnte durchaus Männerhäuser vertreten!« – Ein Witz unseres Familienrichters? »O nein, ich war elf Jahre mit Scheidungen befaßt.« Sicher erleiden hier Männer, die Angst vor ihren kraftvollen Frauen haben müssen, die Prügel stellvertretend und wohlverdient für die Mehrzahl ihrer Genossen im Penisprimat, »die von ihren ewig klebrigen Müttern zu Chauvinisten erzogen werden, zu phantasielosen, toten Monstern, jederzeit den Schwanz in der Stimme, mit ihrem Nachtwerkzeug«, wie Hanna sagt.
Was erwarten wir eigentlich, wenn wir seelische Flattermänner und -frauen teils zartfühlend, teils brutal nach ihren Trennungserfahrungen befragen? Immer hoffen wir zumindest auf einen Rest Bedauern, den die Befragten nach ihrem Scheitern ausdrücken könnten, eine ausgewogene Kritik soll es doch geben. »Sie glauben an den Weihnachtsmann«, sagt Hanna schon wieder, »was soll ich bedauern? Von den Männern jedenfalls ist nichts zu erwarten. Ich habe heute im Stau gesteckt, wenn man da so im Linksabbieger steht, dann kommen zur Spitzenzeit diese ganzen Geschäftsgeier an einem vorbei in ihren ekelhaften Mercedessen, und dann sitzen sie da, durchgestylt, haben so schleimige Haare, das sieht man sogar durch ihre getönten Klimascheiben, seidene Hemden, und in der Unterhose bloß Unrat! Sie müssen das im Zusammenhang sehen. Ich glaube, unsere Gesellschaft ist so entgleist, weil sie von solchen Männern beherrscht wird.«
Und auch diese Überlegung muß gestattet sein: Wieso, wenn die Welt so kaputt ist, wie können da die Bindungen okay sein? Keiner soll uns doch erzählen, er lebe in einer harmonischen Beziehung, in einer guten Ehe gar, wenn es pro Jahr 300 000 sexuelle Übergriffe an Kindern gibt, also alle zwei bis drei Minuten ein Inzest in diesem unserem Lande, dazu 30 000 Vernachlässigungen von Kindern, 170 000 Vergewaltigungen (bestimmt sind auch ein paar arme Kerle dabei). – Was erwartet man da, wer staunt noch, daß alles, was mit Familie zu tun hat, aus den Fugen geraten ist?
»Der Normalfall der Ehescheidung«, doziert Hans-Jürgen, der Jurist, »ist die Trennung in den ersten drei Jahren. Und warum? Wegen falscher Ansprüche: Das sind junge Leute, die wollen nur gewinnen, nur haben. Reagieren äußerst enttäuscht, wenn sie in der Ehe merken, daß es ja eine wechselseitige Sache ist, ein Geben und Nehmen, das macht glatt mal 40 Prozent unserer Fälle aus.«

Distanz halten

Annette: »Also so 'ne Angst hab ich vor dieser Symbiose und Verschmelzung, wo du einen Teil deiner Persönlichkeit verlierst. Innerhalb einer Beziehung muß unbedingt eine Trennung sein. Hier bin ich und da bist du. Und das soll man auch nicht vermischen.«
Interviewer: »Ihr habt doch 'ne Klatsche.«
Annette: »Das sagst du! Ja, wenn die Beziehung ganz sicher wäre und ganz integriert ...«
Interviewer: »Verschmelzen, wie du gesagt hast, nichts ist schöner!«
Annette: »Horror! Horror!«
Interviewer: »Und ich kriege doch auch, wenn ich gebe?«
Annette: »Nee.«
Interviewer: »Dann erklär mir's mal.«
Annette: »Ja, das ist vielleicht typisch für unsere Generation, daß es ganz gut ist, so eine Reservatio, wie du sagst, zu haben. Um nicht immer wieder in so ein tiefes Loch zu fallen. Das kann man nicht aushalten, so'n Schmerz.«

In den Wohnungen solcher Annettes (bildschön das Kind, doch ach, keiner kriegt sie wirklich) irrt der Niegetrennte orientierungslos umher. Die Zusammenlebenden haben zwischen sich Zäune aufgerichtet, hinter deren demonstrativer Funktion wir nun, wenn schon, nach noch feineren Scheidungen und Abschreckungsvarianten suchen, die sich vielleicht mit Hilfe der Möbel ausdrücken könnten – umsonst, übermäßig Hintersinniges kommt hier nicht vor. »Wir leben zusammen, aber getrennt, verstehst du.« Mein verstörter Gesichtsausdruck bringt mir schnell die Bezeichnung Grufti ein, aber ich habe doch Erfahrung, Mensch, habe schon ab 69/70 im Verlauf turbulenter Jahre Freunde in allen Arten real existierender Wohnstätten, besonders in WGs aufgesucht. Die alten WGs sind ja nun inzwischen ausgestorben, und je länger es her ist, umso größerer Unsinn wird darüber erzählt. War es warm, hören wir heute, saß man nackt zu Tische. Dank und Bitten, das stimmt, galten als obszön. Der symbolisch und leider auch faktisch fehlende Schlüssel in der WC-Tür, auch das ist richtig, verschlug dem Feinsinnigen die Notdurft, und gelegentlich entbehrte auch die Liebe der Abgeschiedenheit, was ihr zur Entzauberung gereichte. Vorbei und schon wieder schade. Die heutigen WGs sind WEGs eigentlich, Wohnungseigentümergemeinschaften nachgebildet, Einzelzimmer sind zu bestaunen und ein Minimum am notwendigen Gemeinsamen. Das paßt in die Zeit und ist daher traurig, so traurig wie die Einteilung in den Wohnungen der

gemeinsam lebenden Trennungsverdächtigen. »Du verstehst das falsch, wir haben jeder zwei Zimmer. Aber wir wollen kein Wohnzimmer.« – »Schlafzimmer?« Das hätte ich nicht fragen sollen. »Na hör mal. Mit Engelreigen überm Bett und so?« Nun mag ich ja Engel, man muß sie sich nicht so schicksalswütig vorstellen wie Rilke, der Schlumpf, und dann müßte ganz gut mit ihnen Kirschenessen sein. Doch jetzt, in der Wohnung der engelsgleichen, engelfreien Annette und ihres austauschbaren Gerhard könnte ich mir denken, daß ein gepackter Koffer hinter ihrer und hinter seiner Tür steht, damit jederzeit aufbrechen und die Flucht ergreifen kann, wem danach zumute ist. Vielleicht ist es auch nur ein gedankliches Gepäckstück, das jeder der beiden Teilnehmer an diesem Mensch-ärgere-dich-nicht, bei dem man bekanntlich leicht rausfliegen oder auch die Spieler wechseln kann, in der Ecke stehen hat.
Annette sagt: »Das stimmt schon, dein Vergleich, der Koffer steht irgendwie sozusagen da. Der ist vielleicht auch ein sicheres Mittel, daß es nicht zu einer Trennung kommt, weil du weißt ja, ich könnte. Ich bin innerlich immer auf eine Trennung vorbereitet. Auch jetzt in dieser Beziehung, von der ich annehme, daß sie dauert.« Dazu nickt Gerhard emanzipiert. Wo sind seine Träume und Sehnsüchte? Doch weiter geht es, unausweichlich, ehern logisch. »Das bedeutet, meinen eigenen Krempel zu haben und wenig gemeinsamen Besitz. Auch einen autonomen Freundeskreis, wo der Gerhard zwar integriert ist ein Stückchen« – erneut exzessiv überzeugtes Kopfnicken –, »aber wo ganz klar ist, das sind meine Freundinnen und da gehe ich allein hin. Und sollten wir uns mal trennen, dann sind die loyal.«

Alle trennen sich, aber doch nicht alle

Ingeborg: »Ich glaube, es ist sehr schwer, sich heutzutage nicht zu scheiden.«
Interviewer: »Ah!«
Ingeborg: »Einfach aus dem Grunde, weil heute alles auf Mobilität angelegt ist. Alles wechselst du, nur deinen Ehepartner nicht. Das ist eigentlich nicht einsehbar.«
Interviewer: »Oh!«
Ingeborg: »Und widerspricht völlig der Dynamik unserer Zeit, weil die alten Abhängigkeitsverhältnisse gar nicht mehr bestehen. In meinem Freundeskreis, also alles Leute, die an der Universität lehren, sind es ja die Frauen, die abspringen ...«
Interviewer: »Die?«
Ingeborg: »... und die lassen ihre Männer wirklich hängen. So wie das früher in den Romanen umgekehrt war. Und wer da heult, das sind die Männer.«

Interviewer: »Früher kam die frische Studentin ...«
Ingeborg: »... heute kommt der Neue aus orientalischen Landen; für ein Weilchen jedenfalls. Bei unseren Freunden in Stuttgart hat der Liebhaber in dem Augenblick das Weite gesucht, als der Ehemann ging. Da hat er gesagt, das ertrage ich nicht. Heute beschwert sich der Freund beim Ehemann über die Frau. Also eine kenne ich, da hat sie einen ihrer Studenten genommen, und der ging eines Tages wütend zum Ehemann und beklagte sich, daß er impotent geworden sei, und das läge an seiner Frau. Die haben ja das Ideal, daß man sich zu dritt zusammensetzt und über diese Probleme diskutiert, wenn das Schweigen vernünftiger wäre. Es gibt auch keine Scham mehr, über Ehebruch zu reden, also wenn du das noch hast, dann bist du unheimlich hinter dem Mond. Ich muß mich immer bei meinen Freundinnen mit meinem Bernhardiner entschuldigen, daß ich keinen Liebhaber habe.«
Interviewer: »Mit Barry!«
Ingeborg: »Ich sage dann immer, dem Barry kann ich das nicht zumuten! Aber die wirklich guten Männer haben sehr gute Frauen, die sie auch niemals verlassen würden.«

Also was denn nun?

Interviewer: »Lisaschatz, was hatte sich denn nun angehäuft, was du nicht mehr aushalten konntest? Laß mich mal sortieren. Dein erster Mann – gut, lange abgehakt. Dann den Hans auf langjähriger Basis, daß er sich nicht fürs Zusammenleben entschieden und dir's überlassen hat, obwohl du ihm schon gesagt hattest, daß du bei ihm bleiben willst? Und jetzt obendrauf den Dirk? Es ist doch kein Zufall, wenn in einer Woche zwei Trennungen passieren, und du hast die Initiative dazu ergriffen. Du bist auch ganz dünn geworden. Gefällt mir aber sehr.«
Lisa: »Ich bin dünn geworden?«
Interviewer: »Mußt du auch sein bei einer Trennung, mußt blaß sein und trauern und so.«
Lisa: »Trauer war wirklich. Mir wurde bewußt, daß ich etwas tun mußte, als mein Vater starb. Das war an demselben Tag. Und dann habe ich den Hans tatsächlich vor die Entscheidung gestellt. Und dann hat er, als er sich darüber geärgert hat, daß ich ihn als passiv dargestellt hab, weil er selbst keine Entscheidung trifft und mir das Schicksal zuschiebt, da hat er das erst so gesagt: Er würde sich mir zuliebe von mir trennen.«
Interviewer: »Das ist ein Gehirnfick!«
Lisa: »Ja, uns beiden wurde immer deutlicher, daß das ein Punkt war, wo einfach die Nähe und die Vertrautheit und die Liebe so groß geworden waren, daß es eine Entscheidung geben mußte.«

Interviewer: »Verstehe ich schon wieder nicht, dann hätte es doch nur eine *dafür* werden können.«
Lisa: »Nee, wenn die Angst davor so groß ist, die Angst, in den nächsten Jahren festzustellen: ach hätte ich doch bloß nicht, wäre ich doch nicht – jetzt habe ich mich gebunden, und eigentlich hätte ich doch dies und das noch machen können. Und dann trennt man sich lieber gleich. So wie ich ihn verstanden habe, ist er sich durchaus nicht sicher, ob er nicht einen wahnsinnigen Fehler gemacht hat. Und ich habe gemerkt, daß er eigentlich gern nach der Melodie weitermachen wollte: Aber wir bleiben doch Freunde! – und das will ich nicht. Hat er auch gleich wieder so Köder ausgeworfen: er könnte sich denken, daß er jetzt sieht, daß er alleine leben kann und die Trennung in einem Jahr oder so bedauert und sich dann für mich entscheiden kann ...«

Ein bißchen kompliziert, oder?

Ricarda: »Ich habe, müssen Sie wissen, fast fünf Jahre mit einem Mann zusammengelebt, der also eher Männerbeziehungen hatte, was ich sehr gut tragen konnte. Als dann ein Mann kam, der quasi Konkurrenz für mich war, da ist mein Bewußtsein als Frau zusammengebrochen. Er hat immer so Vorstellungen gehabt ...«
Interviewer: »Wer?«
Ricarda: »Der Mann.«
Interviewer: »Ja, welcher?«
Ricarda: »Na, der, von dem ich rede die ganze Zeit hauptsächlich. Also der dachte immer, eine Frau kann einem Mann nicht alles sein. Und von daher war es für ihn also vollkommen in Ordnung, daß es einen Mann gibt, den er liebt, und eine Frau, die er liebt.«
Interviewer: »Sie.«
Ricarda: »Ich wollte Geborgenheit und Vertrauen bei nur einem Mann finden. Wenn dann so nebenher was läuft, gut, das kann man aushalten – aber man muß eine Grundbeziehung haben. Als er sich also in seinen Freund verliebte, hat mich verletzt, daß ich komplett austauschbar war. An sich sollte alles immer zusammenbleiben, seine Frau ...«
Interviewer: »Er war verheiratet?«
Ricarda: »Sag ich doch. Die war dafür, alle vier sollten wir eine Möglichkeit finden. Aber seine Frau hat mir dann abgeraten.«
Interviewer: »Ich tippe mal drauf: mit der Frau haben Sie auch eine Beziehung gehabt?«
Ricarda: »Sehr eng. Wunderschön. Aber nur kurz.«
Interviewer: »Sagen Sie mal, als Ihr Konkurrent auftauchte, haben Sie sich was dabei gedacht oder hat Ihr Mann ...«

Ricarda: »Er hat mir das gesagt. Und zu der Zeit hatte ich auch 'nen anderen Partner, das hab ich ihm auch gesagt.«
Interviewer: »Wenn ich richtig gezählt habe, ist das jetzt der Fünfte im Bunde ...«
Ricarda: »Und dann hat er gesagt, aber wir bleiben trotzdem zusammen, wir wollen heiraten. Und dieser Mann, den er sich eben erträumt hat, mit dem wollte er auch immer zusammenbleiben.«
Interviewer: »Haben Sie dann geheiratet?«
Ricarda: »Nein, er war doch verheiratet, ich hab versucht, mich erst mal so zu arrangieren mit dem Mann und seiner Familie.«
Interviewer: »Und das war offen?«
Ricarda: »Alle wußten Bescheid. Der Mann hatte auch einen Sohn, 17 Jahre, der wußte auch von allem.«
Interviewer: »Mit dem ...«
Ricarda: »Nein, mit dem war nichts.«
Interviewer: »Na.«
Ricarda: »Na gut. Das lief auch nur ganz kurz. Aber das ist nicht der Punkt, ich finde überhaupt, Sie fragen immer, wer mit wem geschlafen hat, das interessiert Sie!«
Interviewer: »Das sind wenigstens Tatsachen in diesem ganzen Gefühlswirrwarr, der da entsteht.«
Ricarda: »Gefühlswirrwarr! Sie haben nichts verstanden.«

3. Trennungsgründe, oder das Gegenteil

Wohlfeil sind Trennungsgründe. Schwierig scheint heute eher die Suche nach Rechtfertigungen zu sein, weshalb man nicht allein sein will, erst mal nicht, später vielleicht natürlich. Am Ende, nach kneipenlangem, gemeinsamem Nachdenken, hat man alles erarbeitet, dazu Prämissen aufgestellt, Konditionen festgelegt und Kontrollen eingebaut – nun kann es an die zeitlich begrenzte Verwirklichung dieses in jeder Hinsicht durchdachten Vorhabens gehen: zu zweit zu leben.
Gründe für Gemeinsamkeit haben stets rational zu sein und verständlich. Verstanden? Liebe – für die eigene Future bitte nicht mal als romantischen Background. Kleine Wegwerflieben dagegen sind ungefährlich, schnelle kleine Trennungen nach kurzen Bindungen sogar nützlich und könnten richtig neidisch machen (aber sie gehören nun mal in eine andere Generation, »denn so geht man heute nicht mehr miteinander um«):
Michael erzählt, wie immer ohne Punkt und Komma: »Mein Geographielehrer der war knapp unter 60 und kam von einem Amerikaurlaub zurück und berichtete bewundernd von einem Professorenkollegen Soundso. Wie

enorm fit dieser Typ gewesen ist. In der kalifornischen Sonne hat der gefragt wollen wir ein bißchen Tennis spielen. Nach zehn Minuten konnte mein Prof nicht mehr und hat sich schweißtriefend an den Rand gesetzt während der Ami zu seiner Freundin sagte komm wir spielen noch weiter. Hat dann noch eine Stunde mit der und kam dann zu ihm an den Tisch und schwitzte überhaupt noch nicht und war frisch. Mein Lehrer sagte ja der hat mir sein Prinzip erzählt. Seit seinem Studium nimmt er immer wieder 19jährige Freundinnen und mit 22 sind sie ihm zu alt, dann schießt er sie ab und nimmt die nächste mit 19. Das hat er über dreißig Jahre durchgehalten und ist dabei herrlich vital geblieben.«

Zwei Gründe fürs Zusammengehen:

1. Hälse: »Günter liebte nun mal das Knabenhafte, aber Frauen mußten's sein, jahrelang war der auf dem Audrey-Hepburn- oder Schwanensee-Trip, so Ballerinenfiguren, und heiratete sowelche auch, dreimal hintereinander.« (Hannelore)

2. Karriere: »Sie sah das Ganze ja mehr als Kampfplatz mit den Männern an. Mir lag eher was an ihrem Body. Ihre Doktorarbeit als Physikerin, die brauchte ja nicht – mußte bei ihr aber gleich nobelpreisverdächtig sein. Und in mir sah sie ein bißchen sehr den Institutschef, und da konnte ich ihr eben einiges bieten. Also da habe ich mal Ehrgeiz aus der Nähe kennengelernt. Dazu war sie auch erzogen worden, das einzige Mädchen einer humanistischen Jungenklasse, und ist vom Sportlehrer, einem alten Nazi, gezwungen worden, vom Dreimeter beim Schwimmen einen Negerköpper zu machen, also Arme am Körper und so was. Das bringt's dann wohl ...« (Detlev)

Nun also, auseinander oder nicht?

URTEILER: »Trennungsgründe? Wenn man bei der Verhandlung früher fragte: Wie ist es, wenn Sie intim zusammen waren, welches Gefühl haben Sie danach gehabt? Wenn sie dann beide sagten, uns war es kotzelend, dann ist das ein sicheres Zeichen dafür gewesen, daß die Ehe scheidungsreif war. Dagegen wenn sie sagten, es war immer noch ein Gefühl der Zärtlichkeit vorhanden und wir haben uns genauso gern umschlungen wie vorher, dann haben wir nicht ohne weiteres geschieden. – Natürlich, das alte Machoverhalten ist sehr stark verbreitet: ›Ich hatte doch so ein reizendes Püppchen, ich habe sie immer gepflegt, sie war sauber und adrett angezogen – und plötzlich will sie mich nicht mehr!‹ – Oder anders herum, daß der Mann sich selbstverständlich das Recht herausnahm, fremdzugehen, aber wehe, wenn die Frau das auch tat, dann brach eine ganze Welt zusammen, völliges Unverständnis auch bei jungen Leuten, das haben sie einfach nicht verstan-

den. – Geschieden wird heute auch, weil junge Frauen bedenkenlos die kleinsten Kinder alleinlassen. Der Mann war verreist, die Ehefrau brach mit einem Galan auf, ließ die kleinen Kinder völlig unversorgt zurück. Das ist immer wieder vorgekommen.« (Hans-Jürgen)

Vertreter: »Ich denke auch, daß das was Typisches für Frauen meiner Generation ist, sich zu lösen aus einer Beziehung, aus so einer ungelösten Geschlechterproblematik.« (Annette)

Neider: »Sie hatte wohl auch Haß auf meine Herkunft, haßte diese Geschichten von den großen Freitreppen und von den Pfauen im Park und der uralten Fliederhecke. Ein Klassenunterschied und einer der Gründe für sie, sich wieder von mir zu trennen.« (Stephan)

Alte Genossen: »Trennung nicht von der Partei – das war ein Kapitel für sich –, sondern die Trennung von einem Weltbild, von dem, das in der Studentenbewegung entstanden ist. Da findet sich wirklich eine ganze Generation wieder. Alle mußten sich trennen, alle haben den Bruch aus der Zeit, vor allem Kursbuchleser – wenn du das hinkriegst zu erklären, wäre es vielleicht gut, aber ich glaube, du kriegst ihn nicht hin, weil du hast ihn nicht selbst durchlebt, diesen Bruch!« (Jochen)

Verletzte: »Das Gefühl, daß ich keine Angst mehr haben muß! Weißt du, bei blanker Gewalt schwörst du dir jedesmal: das war's dann! Ich sehe mich noch immer total mit Blut verschmiert am Eingang des Grundstücks liegen. Und ich habe im Badezimmer – ich bin schon über ein Jahr allein – da habe ich einen wunderbaren Teppich. Wenn ich ihn manchmal hochnehme und lege ihn in die Badewanne, ohne dran zu denken, da siehst du ihn von unten, dann ist er dunkelrot voller Blut. Und dann muß ich raus. Dann kann ich nicht mehr.« (Angela)
»Wieder allein zu leben, habe ich an dem Tag beschlossen, als wir in Mozambique zusammengeschlagen wurden von den Söldnern, die uns verwechselt hatten, wie sich rausstellte – an der Grenze von Zimbabwe. Es waren nicht nur die gebrochenen Knochen – mit Frauen kann man ja viel mehr anfangen. Soldaten – ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen wollen. Das haut ganz schön hin. Mein Mann hat sich kein bißchen eingesetzt, hinterher auch nicht, wollte auch nicht, daß wir das der Botschaft zur Kenntnis brachten ... Als ich mich wieder bewegen konnte, als mein Gesicht abgeschwollen war, hatte ich nur noch Verachtung für ihn, der ganze Haß war weg. So schlimm es gewesen ist, ich müßte Gott danken, daß ich ihn auf diese üble Weise losgeworden bin.« (Hanna)

Frauen: »Hat er andere Frauen gehabt?« – »Nee, aber ich hatte eine Beziehung. Er wäre nie auf die Idee gekommen.« – »Auch langweilig.« – »Meine Beziehung war zwar nicht dauerhaft, aber es war meine große Liebe, wo ich dachte, hier kriege ich alles!« – »Wie war er denn, dieser Mann deiner Träume?« – »Asmus, es war eine Frau, du! Da war es aus, du, da wollte er weg, eine ganz große Kränkung war das für ihn, so ein Kicks gegen seine Männlichkeit.« (Annette)
»Mit Ernst, das war 'ne gewachsene Trennung, das war bei mir schon'n Jahr vorher immer präsent. Und dann kriegte ich plötzlich meine neue Stellung, wo so'n kribbeliger Identitätsschub eintrat und ich merkte, daß da viel mehr passierte an Lebendigkeit als in der Beziehung mit Ernst – da brauchte ich ihn eben nun auch wirklich nicht mehr. Inzwischen hat er's auch kapiert. Also es ist vielleicht gemein von mir, aber auf der anderen Seite, jeder hat so seine psychische Ökonomie, also ich hab gewonnen durch die Trennung.« (Ursula)

Psychoterroristen: »Zu Anfang hat er gesagt, du mußt ins Irrenhaus, du bist verrückt, da gehörst du hin! Und weißt du, was ich immer sein sollte? Demütig! Er hat immer gesagt, du mußt demütig sein mir gegenüber! Das mußt du dir aufschreiben, das ist das Schlimmste gewesen – der Anfang vom Ende.« (Anna)

Schweiger: »Vor allem, sie konnte ja nie ein Gespräch führen. Wenn sie doch darüber hätte reden können, unsere Anfänge, was sie da wohl störte – ich bin ja nicht ganz harmlos, bin auch böse –, aber sie ging dann, sagte, ich habe keine Zeit. Wenn man nicht redet, hört irgendwann alles auf.« (Jochen)

4. Ton und Takt der Trennungsweisen

Bekanntlich kommen die spektakulärsten und die plattesten Ereignisse zuerst im Leben vor und danach erst in den Medien, obwohl uns jeder durchschnittliche Zwölftausendmarksredakteur das Gegenteil weismachen will. Den Mann, der nach dem Abendessen Zigaretten holen geht und nie wiederkommt, gibt es häufig, wie der Familienrichter erzählt. Ich könnte verstehen, daß das während der Tagesschau passiert, sobald die Bonner Klöße mit ihren Klopsen erscheinen, da verspürt man stets den Impuls, schnell wegzulaufen, egal wohin. Aber aus der Familie treten? Einer meiner schlimm progressiven Gedanken ist, es könnte vielleicht auch passieren, daß die Frauen losgehen! Das fehlte noch, Gott strafe mich! Muß ich jetzt, wenn meine Frau abends den Mantel anzieht, gleich fragen: Und wie denkst

du dir das, was wird aus den Kindern? Panik erfaßt mich: Wie soll ich das schaffen? Als Alleinverdiener komme ich unmöglich klar, und meine Rente ist auch viel zu niedrig, und soll ich mich vielleicht um diese verhinderte Hure von Schwiegermutter in ihrer Einliegerwohnung kümmern, mich mehrfach am Tag gar ihrem Anblick aussetzen und ihr Tee bringen? Na gut, den könnte ich vergiften, endlich wenigstens das – aber prinzipiell sind das doch grauenhafte Aussichten! Und diese Fälle sollen nicht selten sein!

Liebe Paare, natürlich bewundern wir Feiglinge am meisten jene Unerschrockenen, die sich schweigend entfernen, ihres soeben gefaßten Entschlusses zufrieden, jene, die wirklich vom Tisch aufstehen, um niemals wiederzukehren. Ach, könnten wir von diesem Gefühl kosten! Es muß schöner sein als Fliegen! Doch es ziemt sich, zweitens, Hochachtung auch solchen Wackeren entgegenzubringen, in deren Busen die Entscheidung zum Entweichen lange beschlossen war, ob nun mit begleitender Sicherstellung gewisser Vermögensteile oder lediglich nackten Willens. Endlich, drittens, geschieht es (Ihnen auch?), daß einer nachts aufwacht und seinen Partner als fremden Mann neben sich sieht oder staunt, wer diese merkwürdige Frau sei. Anders als beim wohlbekannten Überdruß im Zuge flüchtiger Abschweifungen ist in diesen Nächten des Neumonds alles erloschen, was an Wärme jahrelang greifbar war.

Unserer Gesetzgeber Stumpfheit und schlichte Denkungsart erkennt der Anhänger eines reichen Ehelebens voller täglicher Aussprachen, Geistigkeit und Geschlechtsvorfälle am kodifizierten Scheidungsrecht. Dort gleicht die Scheidung einem Angebot zum Mitnahmepreis in der praktischen Familienpackung. Läßt man die Versorgungslage einmal, um es deutlich zu machen, aus dem Spiel, drängt sich auch dem, der seit dem Tage seiner Eheschließung ununterbrochen überglücklich ist, die Scheidung geradezu auf. Anders früher, als die Zeichen auf Ewigkeit, nicht auf Beliebigkeit standen. Initiative und Einfallsreichtum waren gefragt, denn verweigerte der Tyrann sein Einverständnis, triezte seine Geschundene ihn mit tausend Neckereien, deren jede unter die Haut ging – etwa mit dem alten Spiel Scharfmachen-und-nicht-Ranlassen – so lange, bis er zuschlug, worauf sie strahlend dem nächsten Arzt ihre Wunden als Scheidungsgrund weisen konnte. Die Phantasie war aufgerufen, eine Ehe zu begleiten. Diese Tugend ist verkommen, Dahinschlurfen und irgendwann Schlappmachen sind angesagt. Doch gelegentlich gibt es wenigstens noch Anflüge klassischer Schuftigkeit:

Ricarda: »Dann kam dieser andere Mann, der wollte sich also von seiner Frau trennen und hat gesagt: wir wollen heiraten, und ich hatte meine Stelle aufgegeben, bin da hingezogen zu ihm, und dann hat er so nebenher zu seiner Frau Kontakt gehalten. Und das wurde meine dritte Trennung, und die war auch ganz fürchterlich, weil, dieser Mann hat also bei meinem Vater so ganz nach alter Sitte um meine Hand angehalten. Und drei Tage später,

das war an einem Freitag, und am Montag habe ich dann den Abschiedsbrief gekriegt, daß er zu seiner Frau zurückginge, und er könnte wieder mit ihr zusammen schlafen, es ginge alles toll, und er würde mich zwar lieben, aber nun müßte er zurück zu seiner Frau.«

5. Das neue Leben danach: Es will nicht so recht

Bodybuilding soll es ja bringen, sagen die ganz frisch Getrennten wie Lisa und Angela. Das läßt sich noch am besten verstehen, weil die Anstrengung spürbar und der Erfolg, wenn er eintreten dürfte, weil man mehr als fünfmal hingerannt ist, fühlbar wäre. Man darf sogar schwitzen, diesmal nicht vor Angst und Wut, und es ist befriedigend und nicht unangenehm. Allen Nichtsportlern unendlich überlegen, duscht man, gemixt natürlich, auch nicht schlecht, und hat nie erlebte Körpergefühle, ist stolz auf seinen Muskelkater und kann von einer echten Kondition träumen. Von der erreicht man zwar, aber wer weiß das schon, nur einen schwachen Anflug, sonst müßte immerfort trainiert werden, was in diesen Fitneßcentern zu öde und zu teuer ist. Es sei denn, man geht in eins, wo bei Sauna und Solarium noch mehr läuft.

Es muß irgendwie Bewegung sein. Tennis, wie immer? Lieber erst mal nicht, der Club hat ohnehin bei soviel besoffenen Beichten alles mitgekriegt. Ski? Im Winter wieder. Surfen – alleine nicht. Volleyball, das ginge. Oder was Exotisches anfangen, was ganz Neues, was keiner macht, dafür ist jetzt der richtige Zeitpunkt, wo ich endlich frei bin: Fechten! Ein Supersport, elegant, elitär und schicke Leute, ein bißchen Ballett, sogar gefährlich – das ist mir ja jetzt egal, was kann mir noch passieren! Elegant, das vorweg, war's dann doch nicht, sondern ruppig, eine richtige Klopperei, von Tanz keine Spur, gefährlich auch nicht, und die Leute – völlig normal.

Ach nee, so kompliziert sollte sich das Leben danach, die endlich erreichte Freiheit, nicht zeigen. In ihrem Trennungstaumel und -schmerz machen sich die demnächst wieder Ledigen vor, daß sich Ablenkung, Muße und Ausgeglichenheit von selbst einstellen werden. Statt dessen beklemmt sie »ein Gefühl, du stehst mitten in einem kalten Raum und alles ist feindlich, als ob du nichts anhast –«. Chaotisch sind die Empfindungen: Ich geh wieder in die Disco, reiß mir 'n Kerl auf. Ich sehe super aus. Ich kaufe morgen noch eine halbe Boutique leer. In den ersten acht Wochen fängst du an, mit dir vor dem Spiegel zu reden: Wie sehe ich aus, ich habe zuviel abgenommen, ist es das wert, was habe ich falsch gemacht. Daß ich es als Letzte gemerkt habe! Alle wußten es. Es ist so schwer, die restlichen Illusionen aufzugeben.

»Aber glaubt ja nicht, daß ich leicht zu haben bin«, sagt eine, die es wissen

muß. »Außerdem, in meiner Altersgruppe über 40, wenn ich da wieder wen kennenlerne, ist der ja auch irgendwie kaputt. Ich werde auch mit den Männern meiner Freundinnen sehr vorsichtig umgehen. Einer habe ich gesagt: Wenn du glaubst, als ich noch verheiratet war, hätte ich deinen Mann nicht ins Bett gekriegt! Es war wirklich eine Kleinigkeit. Als ich noch verheiratet war!«

Was ist mit den Kindern, was mit dem geschiedenen Ehemaligen?

Angela: »Es ist mir nach zwanzig Jahren unheimlich egal, ich habe es mir abgewöhnt, mit meinen Kindern auf Konfrontation zu gehen. Von mir aus kann eine Granate bei denen im Zimmer explodieren oder Mäuse können rumlaufen, das läßt mich kalt. Eine Familie kommt für mich nicht mehr in Frage. Weißt du, meine Familie war mein Heiligtum. Jetzt haben sie das zerstört. Jetzt sind nur noch Einzelwesen da. Meine Kinder sind erwachsen, die können blendend für sich sorgen, können auch blendend gegen mich intrigieren. Ich hab meine Zuchtergebnisse hinter mir. Was ich jetzt mache, hätte ich mit zwanzig, fünfundzwanzig machen sollen. Gedanklich hab ich mir schon eine Wohnung eingerichtet. Aber ich habe keins der Kinder dabei. Die können mich besuchen. Die können übernachten, im Schlafsack auf dem Boden.«

Was macht der Alte, der mit dem neuen, jungen, frischen Mädchen (»dies Fabriklottchen – so was Ordinäres!«) ein Kind hat, sieht man sich noch manchmal? Was sagt Angela?

»Das war an dem Tag, wo ich den Keller aufgeräumt hab, da lagen sie, unsere Liebesbriefe aus der Anfangszeit: Feierabend, in den Ofen! Dann hab ich mir ein paar neue Handschuhe gekauft und habe sie angezogen, damit er mich beim Treffen jetzt nicht anfassen kann. Nicht an die Haut kommen lassen! Hab ihm die Hand gereicht mit Handschuh, guten Tag, ohne Entschuldigung, ich krieg die so schnell nicht runter. Dann wollte er mich auf die Seite küssen, und ich bin mit dem Kopf sofort abgebogen, das war instinktiv. Wie grau der Kerl aussah, mit seinen gelben Zähnen, und an der falschen Seite ging er wieder, auch das Mantelausziehen im Restaurant klappte wieder nicht, ich weiß das noch, wie er mir in der Bar immer die Tür vor der Nase zugeknallt hat. Da hab ich gedacht, der Auftakt ist wieder da. Ich hätte jeden Satz, jede Antwort, die von da ab kam, vorprogrammieren können. Ein erschütterndes Wiedersehen, es hat mich erschreckt zu sehen, dieser da, ein anderer, der hat ein Viertel meines Lebens vom Tisch gefegt. Wir saßen uns gottseidank gegenüber, weit auseinander: ich konnte ihn nicht mehr riechen! Körperlich nicht mehr, also wenn ich in seine Nähe kam, hätte ich knurren können wie ein Hund. Dann bin ich nach Hause gefahren, in die Badewanne, eine Valium und einen Cognac.«

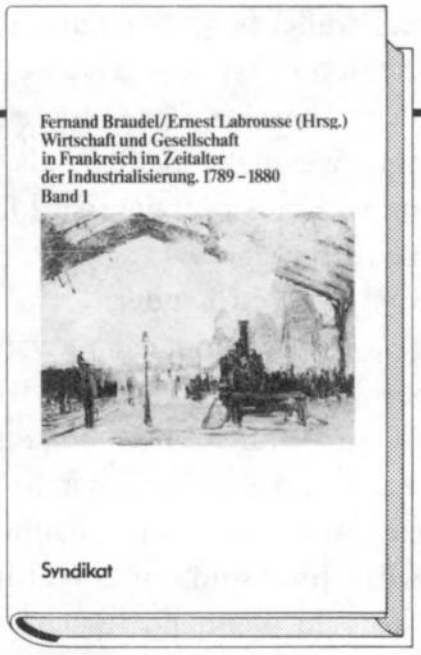
Stil

Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements
Herausgegeben von Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer
stw 633. 803 Seiten. DM 28,-

Ausgehend von der Kunstgeschichte hatte der Stilbegriff seit der Jahrhundertwende die Forschung und die diskursive Praxis der kulturwissenschaftlichen Disziplinen geprägt. Nach 1945 bot er sich (zumal an den deutschen Universitäten und in bescheidenerem Zuschnitt) noch einmal als ein Refugium an, das Schutz vor Politisierung der akademischen Praxis verhieß. Seither gehört der Stilbegriff zu den ausgemusterten Beständen geisteswissenschaftlicher Tradition. Was hat es nun vor diesem Hintergrund zu bedeuten, daß sich der Stilbegriff seit etwa einem Jahrzehnt in den Sozialwissenschaften - und dort besonders in der Zone theoretisch anspruchsvoller Diskussion - neuer Beliebtheit erfreut?

Suhrkamp

In allen Buchhandlungen
Prospekte durch:
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Suhrkamp Haus
6 Frankfurt 1



Fernand Braudel/Ernest Labrousse (Hrsg.)
Wirtschaft und Gesellschaft in Frankreich im Zeitalter der Industrialisierung (1789–1880)
Band 1, 401 Seiten mit zahlreichen Schaubildern, Tabellen und Illustrationen, geb. mit Schutzumschlag. Subskriptionspreis bis 31.12.1987 DM 78,-. Ab 01.01.1988 DM 94,- (Band 2 erscheint im Mai 1987).

Immanuel Wallerstein
Das moderne Weltsystem
Die Anfänge kapitalistischer Landwirtschaft und die europäische Weltökonomie im 16. Jahrhundert. 1986. 595 Seiten, Leinen. DM 84,-, kart. DM 68,-.

athenäum
Reihe Syndikat

Andreas Kaplan
Bis daß der Tod ...
Aus den Archiven des Jüngsten Gerichts

Ich, Andreas Capellanus, seit nun bald 800 Jahren dazu verdammt, in den Archiven des Himmlischen Gerichtshofs zu büßen, tief unten im Keller, der fast an die Erde rührt, dort, wo ich einst sündigte – ach, nur mit der Feder (für die Sache mit dem süßen Nönnlein erhielt ich ja Absolution), nur mit meinem Traktat *De amore*, der im Kern nichts anderes sagt, als was die Kirche jahrhundertelang gepredigt hatte: daß *Amor* und *Caritas* sich nicht vertragen; der aber andere Schlüsse daraus zog, wie sie zu meiner Zeit als schicklich galten, zwar nicht bei eifernden Gottesmännern in Seide oder Sack, wohl aber bei den edlen Damen von Aquitanien und Burgund, der Bretagne und der Ile de France: nämlich daß zwischen Eheleuten wahre Liebe nicht möglich ist; daß aber jeder zur Liebe verpflichtet ist; daß deshalb kein ehelich Gebundener dieser Pflicht genügen kann, es sei denn, er nähme außerhalb der Ehe Dienst – am Hofe der Liebe. So entschied es am 7. Mai anno 1174 die Gräfin Marie von Champagne, eine der größten Autoritäten in Fragen des höfischen Comments, und ich, ihr getreuer Sekretär, habe es nur wiederholt.

Schluß jetzt mit dem Selbstmitleid, Andreas! An die Arbeit: sortieren, exzipieren, archivieren, was dort unten alles geschrieben wird zum Thema meines Traktats – die angemessene Strafe für einen Skribenten wie mich. Neben mir in den zahllosen Zellen sitzen andere Clercs, ein jeder mit seinem täglichen Pensum, um die Akten zu füllen fürs Jüngste Gericht. Ob es jemals stattfinden wird? Wir Büßer hier zweifeln mehr und mehr daran. Was soll da noch gerichtet werden, und nach welchem Gesetz? Der HERR – gelobt sei sein Name – hat sich ja leider, was die irdische Liebe betrifft, sehr dunkel ausgedrückt, und seine Diener, die Kirchenväter und -lehrer und -fürsten, haben die allerhöchsten Unklarheiten immer wieder anders ausgelegt, unsere Akten sind voll davon. »Liebe! Und dann tu, was du willst«, empfahl der hl. Augustinus (doch da meinte er wohl, satt von der anderen, nur die Liebe zu Gott, das heißt zu sich selbst, der Narziß). Die Ehe aber nannte er ein Verdienst, sofern sie die Sinnenlust eindämmt, die Regung des Fleisches zähmt – wohingegen sein Kollege Johannes Chrysostomus, der Goldmund also, die Jungfräulichkeit pries: »Siehst du den Zwang, die unausweichliche Knechtschaft und die beide umschlingende

Fessel? Denn die Ehe ist wirklich eine Fessel... weil sie die Ehegatten zwingt, sich in noch höherem Grade als jeder Sklave einander zu unterwerfen.« (Genau so lautete dann auch das Argument, mit dem sich Heloisa gegen eine Ehe mit Abaelard sträubte, jedoch nicht um der Jungfräulichkeit willen, nein: »Deine Geliebte zu heißen, ja, Deine Buhle, Deine Dirne«, nur nicht »Gattin«.) Aber war es denn nicht die Kirche, die jene Fessel erst geschmiedet hatte fürs sündige Fleisch? Sie hält sie noch heute hoch. Doch wo ist das Fleisch?

Auf meinem Terminal erscheint soeben eine Meldung von aa, der Angelischen Agentur: 1. Advent. Papst Johannes Paul II. erklärt bei einer Messe in Victoria (Seychellen), wenn die Zahl der Eheschließungen abnehme, die Ehen brüchiger würden und das Hauptanliegen der Menschen die Befriedigung eigener Bedürfnisse sei, dann zerfalle die Gesellschaft. Er bezog sich damit auf die hohe Scheidungsrate und die große Zahl außerehelicher Kinder (70 Prozent) auf den paradiesischen Seychellen. Ach Wojtyla, du bist auch nur ein Goldmund. Soll ich das jetzt zu den Akten nehmen? Die quellen schon über von solchem Kohl.

Da kommt eine neue Meldung von aa: Châteauneuf-du-Pâpe. Nach 30 Ehejahren erschoß der Schriftsteller Michael Horbach (61) seine Frau Ursula (50), die unter dem Namen Alexandra Cordes rund 60 erfolgreiche Liebes- und Schicksalsromane geschrieben hat. Dann legte Horbach Hand an sich selbst. – Nanu, will aa den Heiligen Vater blamieren? Oder ist das eine Aufforderung an mich, das Lebenswerk der Cordes zu durchleuchten? Das mag doch einer meiner deutschen Kollegen tun, zum Beispiel der Wolfgang Goethe. Ach so, der Geheimrat (er war so etwas Ähnliches wie ich, am Hofe von Weimar) ist ja kürzlich entrückt worden, schon nach läppischen 150 Jahren! Und war doch ein großer Sünder, nicht nur mit der Feder. Muß wohl höheren Orts Protektion gehabt haben, vielleicht seitens dieser Grete, von der er mal sagte, sie ziehe ihn hinan. (Wer sein Nachfolger wird, ist noch nicht heraus. Man munkelt etwas von einem gewissen Max Frisch, der aber noch lebt, will sagen: noch unten ist.) – Was also soll ich mit dem schönen Mord im Rhônetal nun anfangen? Als Antwort schickt mir aa Zitate aus einem irdischen Nachrichtenmagazin: »Alexandra Cordes hieß in Freundeskreisen die ›heilige Ursula‹. Sie ertrug ergeben das cholerische Naturell, die jähzornigen Eruptionen ihres Mannes – ›ganz altmodisch‹, sagt ein Vertrauter, ›im fast biblischen Zugehörigkeitsgefühl einer Frau zu ihrem Mann‹...« Die hl. Ursula: das war doch die mit den 11 000 Jungfrauen, die durch die Gegend zogen, bis sie von den Hunnen gemetzelt wurden zu Köln am Rhein. Die Legende kam in meiner Jugend auf und machte viel frommen Lärm. Aber sie scheint jetzt vergessen zu sein, denn die damalige Ursula hat sich dem Hunnenkönig versagt, während die heutige... »Bis daß der Tod euch scheide«, glimmt es jetzt grün auf meinem

Terminal: ein makabrer Scherz unserer braven Agentur. Aber nicht unbedingt eine Empfehlung der Ehefessel à la heilige Ursula.
Andererseits, in ›freien‹ Liebesverhältnissen wird heute genauso gemordet, mir liegt eine ganze Liste vor, beginnend mit Show-downs: der Regisseur Harald Reinl wird von seiner Lebensgefährtin erstochen, die Schauspielerin Ingrid van Bergen erschießt ihren Geliebten, der Schauspieler Gunnar Möller erschlägt seine – halt, das war wieder eine Ehefrau, aber warum ließ er sich nicht scheiden? Und all die anderen – warum liefen sie nicht einfach weg? Da hat man nun, um der ehelichen Mordlust zu wehren, rund um die Erde die Scheidung eingeführt, in Europa halten heute außer Irland nur noch drei Winzlinge, Malta, Andorra und San Marino, am katholischen Eherecht fest, und trotzdem können diese Narren sich nicht mit Anstand trennen. Tragödien, wohin man blickt, doch meistens von der miesen Sorte. Nicht der wilde Schrei der Begierde, nur das blöde Wimmern des Wunsches. Ganz nach dem Satz, den in einem modischen Spektakel (es nennt sich ›Dämonen‹, aber ›Laren‹ wäre passender) eine zerknautschte Gattin spricht: »Entweder töte ich dich, oder du tötest mich, oder wir trennen uns, oder wir machen so weiter.« Vermutlich kommt alles aufs gleiche hinaus.

Genug davon, und zur Sache! Mein Literaturbericht ist fällig, sobald der Hahnrei kräht, will sagen: am Josephstag. Werke von Historikern liegen mir diesmal vor, hauptsächlich über meine Zeit, die sie heute das Mittelalter nennen, weil sie selbst sich so neu, so modern wähnen; oder schon so postmodern, daß sie sich geradezu auf dem Weg in ein »Neues Mittelalter« sehen. Ob sie das schaffen? *Der Name der Rose* macht ja noch keinen *Roman de la Rose*, ganz zu schweigen von der hohen Minne der Trobadors, von Lanzelot und Ginevra, Tristan und Isolde – dazu mangelt es denen schon an edlen Damen. Aber ich täte, im Blick nach oben, wohl besser daran, vor dieser amourösen Kultur zu warnen, zum Beispiel mit Professor Hans Wolter SJ, der im wohlfeilen *Handbuch der Kirchengeschichte* schrieb: »Die höfische Minne der Troubadours hatte sich zersetzend auf das Ehe- und Familienethos auszuwirken begonnen. Die Besserung der Dirnen und ihre eheliche Versorgung wird als Problem erkannt« – nämlich von dem Reformpapst Innozenz III., der gleich nach seiner Wahl (1198) »allen Gläubigen, die Prostituierte heiraten und ihrem Lebenswandel entziehen, einen Ablaß gewährt«. Wieviele meiner Zeitgenossen in den Genuß dieses Ein- und Ablasses kamen, ist leider nicht überliefert. Auch nicht, ob das wirklich zur Besserung der Dirnen führte oder eher zur Befleckung der Ehen. Denn hatte nicht Petrus Lombardus 50 Jahre vorher gelehrt: »In der Ehe sind die Werke der Kindererzeugung zugelassen, aber die Lüste, die man aus den Umarmungen der Huren gewinnt, sind bei der Gattin verdammt«? Und Petrus Lombardus, der große Kanonist, war nicht irgendei-

ner. Was er in der Mitte des 12. Jahrhunderts über die Ehe schrieb, im vierten Buch seiner *Sentenzen*, ging schon bald darauf in den theologischen Unterricht ein und befruchtete das kanonische Recht.
Das neue Eherecht konnte sich nicht nur auf die Bischöfe Petrus Lombardus und Ivo von Chartres und manchen anderen Sexualneurastheniker meiner Zeit berufen, sondern auch auf berühmte Kirchenväter wie Augustin, der bekanntlich nicht (mehr) wußte, »wozu die Frau dem Manne dienen könnte, wenn nicht zum Kinderkriegen«, oder auf Hieronymus, der »das wollüstige und unmäßige Beilager in der Ehe« schon als Ehebruch brandmarkte. Wie die Alten sungen ... Aber die Jungen zwitscherten noch schriller, zum Beispiel Huguccio von Pisa, der gerade zu der Zeit, als ich meinen bescheidenen Traktat verfaßte, seine üppige *Summa* abschloß, in der er, auf Papst Gregor den Großen gestützt (und von unkeuschen Träumen geplagt), gleich *jeden* Geschlechtsakt, selbst zum Zwecke der Zeugung, als sündhaft bezeichnete: wegen der Lust, die man dabei verspüre. Ganz lüstern gesagt, mit Gandolf von Bologna: »Libido vero, sine qua coitus esse non potest, semper peccatum erit.« Dem guten Mann blieb manche Enttäuschung erspart!
»Der leidenschaftliche Liebhaber seiner Frau, so lehrt es das apostolische Recht, kommt einem Ehebrecher gleich.« Das aber sagte nicht Huguccio oder Gandolf, das sagte der kleine Hofkaplan Andreas, oder richtiger, ich ließ es in einem meiner Dialoge einen Grafen zur Frau eines Ritters sagen, deren Bekenntnis zur ehelichen Liebe ohne Sünde, zum *amor castus*, er mit kanonischen Argumenten untergräbt: »Denn auch die eheliche Umarmung wird zur Sünde und kann nicht mit dem Wunsche, ein Kind zu bekommen oder seine Pflicht zu tun, gesühnt werden ... Hier versündigt die Ehefrau sich sogar mehr als eine Liebende« – schließlich geht es um eine heilige Sache, um ein Sakrament. Deshalb ist es besser, man liebt sich nicht im Ehebett – nicht unter den Augen der Kirche.
So, das wollte ich doch noch loswerden. Außerdem steht es auch in dem Buch *Ritter, Frau und Priester. Die Ehe im feudalen Frankreich.* Sein gelehrter Autor Georges Duby, Professor am Collège de France, kennt sich in meiner Zeit vorzüglich aus, hat auch meinen Traktat gelesen und besser verstanden als die meisten, die mich zitieren. Nur in einem Punkt muß ich ihm klar widersprechen. Der »pädagogische Weg« meines Buches, sagt Duby, führe »Schritt um Schritt zur Vergeistigung, zur Abkehr vom Fleischlichen und somit von der Frau« – Unfug! Merkt Duby denn nicht, daß der pädagogische Weg nicht nur, wie er mir zubilligt, einen ironischen Oberton, sondern auch einen satirischen Generalbaß hat? Denn der *letzte* Teil, der vor der Liebe warnt und die Frauen schmäht, wiederholt doch nur hämisch die asketische und misogyne Litanei der Priester und Mönche, die Duby in seinem Buch so treffend beschreibt, während der *erste* Teil mit

seiner Liebesdialektik diese finsteren Lehren auf den Kopf stellt, so daß christliche Sünde zur erotischen Tugend wird und umgekehrt: Nicht wer sich der Liebe hingibt, sondern wer sich ihr versagt, kommt in die Hölle. Die gegensätzlichen Wertungen stimmen nur darin überein, daß beide die rohe Sinnlichkeit verurteilen. Deshalb zeigt mein kasuistischer Mittelteil, wie man ›vernünftig‹ *(sapienter)* liebt, in Anlehnung an Ovids *Ars amatoria,* dieses Kultbuch unserer Damen. Dort steht ja bereits, daß Liebe ein Spiel ist, daß Lust nicht aus Pflicht erwächst, daß die Ehe die Liebe erstickt, daß Treue ein leeres Wort ist und Kunst allein einer Liebe Dauer verleiht: *arte perennat amor.*

›Vergeistigung‹? Nun ja. Aber mit dem, was Duby die Vergeistigung und Spiritualisierung der *Ehe* nennt, hat es nichts zu tun. Oder doch: es war die erotische Antwort auf die Entsexualisierung der Ehe, auf jenen mühsamen Prozeß, in dem sich Verhaltensformen entwickelten, die laut Duby »bis auf unsere Tage in Geltung geblieben sind«. Das mag so sein. Aber es gab daneben immer auch die ehefeindliche Tradition, die heute freilich, so kommt es mir vor, von der christlich geprägten Ehemoral vereinnahmt wird: seit man die Ehe als Liebe erlebt, wird die Liebe als Ehe geführt. Ein endlicher Sieg der Monogamie (als sukzessiver, versteht sich).

Monogamie: das war die Erfindung der Griechen und Römer. Aber im Hellenismus und in der römischen Kaiserzeit ging's schon bergab damit. Da kam das Christentum als Retter. Es machte die Einehe zur Pflicht, lebenslänglich. Aber die Erfüllung dieser Pflicht galt nicht als Bonum, eher als Malum, als kleineres Übel gemessen am Ideal der Enthaltsamkeit. Wer nicht enthaltsam leben kann, soll in Gottes Namen heiraten. Es ist besser zu freien als zu brennen, sagt Paulus (1. Kor. 7,9). Die sündige Begierde muß gefesselt werden, das Fleisch muß weg. Der erste Schritt dazu ist, daß man aus zwei Leibern einen macht – »die zwei werden ein Fleisch sein« (Matth. 19,5) – und diese Verbindung für unauflöslich erklärt, damit sich nichts mehr regt. Der zweite Schritt, den wiederum Paulus tut (Eph. 5,28 ff.), ist die Heiligung der nunmehr toten Hose. »Wer seine Frau liebt, liebt sich selbst..., so wie Christus die Kirche liebt... Das ist ein tiefes Geheimnis«: ein *Mysterium.* Die Vulgata hatte das mit *sacramentum* übersetzt, und manche Kirchenväter haben das Wort aufgegriffen; aber erst kurz vor meiner Zeit wurde der Sakramentscharakter der Ehe strenger formuliert: Zwischen den Gatten, sagte Petrus Lombardus, besteht eine doppelte Verbindung, der Konsens der Seelen und die Vermischung der Leiber. Entscheidend aber ist der Konsens, der am Anfang jeder Ehe stehen muß; er symbolisiert die geistige Verbindung Christi mit der Kirche durch Liebe: das Sakrament. Deshalb kann Hugo von St. Viktor nun erstmals von »ehelicher Liebe« *(amor conjugalis)* sprechen, ja sogar erklären, ohne das »Bündnis der Liebe« sei die Ehe »nichtig« *(cassa sit).* Das war eine kühne, gefährliche Position,

die glücklicherweise nicht in dieser Schärfe ins kanonische Recht einging. Denn sonst, wer weiß? Aber die Absicht war klar: die Theologen mußten sich wehren gegen mancherlei Bedrohungen ihres Werks, der Spiritualisierung des Fleisches in der Ehe. Es gab nämlich noch fleischliche Rückstände, von Buhlteufeln bedrängt, und es gab soviel unverheiratetes Fleisch!
Die Bedrohungen kamen nicht nur von den ›ehebrecherischen‹ Spielen der höfischen Minne, wie ich sie lehrte (»Nur die Frauen, die sich der Liebe ergeben, genießen Ruhm und Ehre und werden in allen Himmeln gepriesen...«). Gefährlicher war die offene Sinnenlust der Vagantenpoesie. Da gingen Verse um wie dieser: »Mehr Bock auf Liebe als aufs Himmelreich, / Meine Seele ist tot, ich steh' nur auf Fleisch.« Die sogenannten Vaganten, richtiger die Goliarden, an die Jacques Le Goff mich erinnert hat mit seinem Buch über die *Intellektuellen im Mittelalter* (er versteht darunter freischwebende und -lehrende Kleriker ohne Priesterweihe, also Leute wie mich, die sogar heiraten durften), die Goliarden also, städtische Intelligenz, deklassiert, in Opposition zum Feudalismus, rivalisierten mit den Rittern um die Frauen. Das Ergebnis war – nicht mit Le Goff, doch mit Verlaub gesagt – eine Halbierung der Frau im Sinne jener Streitfrage, die in meinen Kreisen, an den Höfen von Troyes, Blois und Paris, gern erörtert wurde: Eine Frau, die zwei Bewerber hat und den einen nicht ganz abweisen, den anderen nicht ganz erhören will, entscheidet sich, einem von beiden mit der oberen, dem anderen mit der unteren Hälfte zu gehören. Jeder möge wählen. Welcher Teil wäre die bessere Wahl? Und warum? Nun, daß der Ritter die obere Hälfte vorziehen muß, liegt auf der Hand. So habe ich die Frage ja auch in meinem Traktat entschieden: keusche Liebe (»sich küssen, sich umarmen, sich nackt liebkosen, zur Hingabe kommt es nicht«). Aber ich gebe zu, daß auch der Rivale gute Argumente hat; ich lasse sie, mit List, von einer edlen Dame vortragen: »Die obere Leibeshälfte würde keinen Genuß gewähren, stünde sie nicht in Verbindung mit der unteren... Alles andere ist nur Vorspiel der Liebe... Denn man soll immer im Einverständnis mit der Natur leben...«
Die neue Naturmoral, die Entdeckung des Menschen als Mikrokosmos, der erotische Naturalismus: das war eine starke antiklerikale Strömung im 12. und 13. Jahrhundert, dem Averroismus verpflichtet, von der Schule von Chartres und der Pariser Artistenfakultät getragen – ein Vorgriff, möchte ich fast sagen, auf Renaissance und Aufklärung zugleich. Bei diesem Aufbruch ins Diesseits wurden auch die Begriffe von Liebe und Sünde neu gefaßt – am Anfang von Abaelard (sündigen heißt, unseren Schöpfer mißachten), am Ende von Jean de Meun (sündigen heißt, der Natur den Gehorsam verweigern). Merkwürdig, daß dieser Jean de Meun, der um 1265 den zweiten *Rosenroman* schrieb, heute wieder gewürdigt wird, nach Jahrhunderten der Mißachtung und Verunglimpfung seines erotischen Werkes.

Sollte sich da unten doch endlich eine neue Liebeskultur anbahnen, trotz aller gegenteiligen Anzeichen? Vor 40 Jahren noch hatte ein berühmter Bonner Professor, jener, der alles gelesen und wenig verstanden hat, über diesen »plump zynischen« Text so gewettert, daß ihm sein Zettelkasten durcheinandergeriet. »Göttin Natura ist zur Handlangerin geiler Promiskuität geworden«, schimpfte der Herr Curtius und freute sich, daß nicht nur Thomas von Aquin über diese »sinnverwirrten Menschen« herzog, die »gegen das Gut der geschlechtlichen Mäßigkeit« sprechen, sondern daß Bischof Etienne Tempier von Paris 1277 neben averroistischen Irrlehren auch die ganze »häretische Scholastik des Liebeslebens« verurteilte (und einige Lehrsätze des mäßigen Thomas gleich dazu). Das war die Wende. Die Zeit der Finsterlinge war gekommen. Die Bußprediger herrschten. Die christliche Ehe war gerettet.

In meinem Bericht werde ich die Akzente natürlich anders setzen. Ich werde auch erwähnen, daß die kirchliche Familienpolitik ihre Stabilisierung weniger der »häretischen Scholastik« als der häretischen Praxis verdankte. Die Katharer, unsere Alternativen, die damals überall auftraten und großen Zulauf fanden, beschrieben die Ehe kaum anders als die Kirchenlehrer, nämlich als sündhaft, sofern sie fleischlich sei; aber sie waren viel radikaler, sie wollten die Ehe nicht vergeistigen, sondern abschaffen. Wer vollkommen *(parfait)* sein will, muß in absoluter Enthaltsamkeit leben. Doch wer ist schon ein Parfait? Den anderen, den einfachen Gläubigen, waren Kompromisse gestattet. Da aber alles sündhaft war, war praktisch alles erlaubt, es kam schon nicht mehr darauf an. So jedenfalls schilderten es uns die polemischen Schriften *contra Catharos*. Die Realität sah vermutlich anders aus. Die reine Lehre scheitert ja immer an der Zähigkeit der Sitten. Das bestätigte kürzlich Emmanuel Le Roy Laduries Buch über *Mantaillou*, dieses Dorf in den Pyrenäen, wo die Häresie spät nochmals aufgelebt war. Dort sagten die Einwohner dem Inquisitor zwar, die Ehe sei nichts wert, echte Liebe gebe es nur außerhalb ihrer, aber sie praktizierten doch weitgehend die Monogamie. Ehen wurden wie zuvor arrangiert, ohne Rücksicht auf Gefühle und Lüste – im Interesse der *domus*, der Familie. Die sexuelle Freizügigkeit, die im übrigen herrschte (vom Konkubinat ganz zu schweigen), unterschied sich vermutlich nicht so sehr von dem, was in rechtgläubigen Dörfern Brauch war. Aber die Irrlehren! Der Eigensinn! Item, die Ketzerei mußte ausgerottet werden. Und das wurde die Aufgabe der Bettelorden, deren Gründer zwar ähnlich rigorose Lehren verbreiteten wie die Katharer und deshalb selbst in Häresieverdacht gerieten, die es aber schafften, von der Kirche in Dienst gestellt zu werden. So zogen sie denn brennend und predigend nicht nur durchs Ketzerland, sondern auch durch die anderen Gegenden, gründeten Klöster und Schulen, eroberten sich manche Universität (vor allem Paris) und erreichten es mit Gottes Hilfe, daß die

einfachen Menschen, die von dem neuen Glauben bisher nur ein bißchen Hokuspokus mitbekommen hatten, richtig gottesfürchtig wurden. Mindestens einmal im Jahr, wenn sie zur Ohrenbeichte gingen, wie es seit dem 4. Laterankonzil vorgeschrieben war. Da sagte ihnen dann der Beichtvater anhand seiner Bußbücher, dieser intimen Sittenspiegel, worin sie gefehlt hatten. (Für Frauen gab es besondere Fragen, in Richtung Unzucht und Zauberei.) Kurz, das Christentum wurde zur Volksreligion. Liebe hieß jetzt Ehe – das Nähere, vom Verlöbnis bis zum Vermächtnis, regelte die Kirche, die seit dem 12. Jahrhundert die alleinige Autorität in Sachen Ehe und Familie beanspruchte und streng über der Unauflöslichkeit wachte. Denn was Gott zusammengefügt hat...

»*Oru:* Eine dieser Handlungen, die er euch als schlecht verboten hat, besteht wohl darin, mit einer Frau oder einem Mädchen zu schlafen. Warum hat er dann zwei Geschlechter geschaffen?
Kaplan: Damit sie sich vereinigen, aber nur unter gewissen Bedingungen, nach der Ausübung bestimmter Zeremonien, denen zufolge ein Mann nur einem Weib gehört.
Oru: Für das ganze Leben?
Kaplan: Ja, für das ganze Leben...
Oru: Wenn es also vorkäme, daß eine Frau mit einem anderen Mann als ihrem eigenen oder ein Mann mit einer anderen Frau als seiner eigenen schliefe...
Kaplan: So sündigen sie gegen das Gebot Gottes, verstoßen gegen das Gesetz des Landes und begehen ein Verbrechen...
Oru: Diese sonderbaren Vorschriften finde ich wider Vernunft und Natur, also dazu angetan, die Verbrechen zu vermehren... Wider die Natur sind solche Gebote, weil sie voraussetzen, daß ein freies, empfindendes und denkendes Wesen das Eigentum eines anderen, ihm gleichen Wesens werden könne... Dies widerspricht dem allgemeinen Gesetz der Dinge. Erscheint dir irgend etwas anderes so unvernünftig wie ein Gebot, das die Veränderung ausschließt, die in uns liegt; das eine Beständigkeit erheischt, die nicht in uns liegen kann, und das die Freiheit von Mann und Weib vergewaltigt, indem es beide für immer aneinander fesselt? Erscheint dir irgend etwas so sinnlos wie eine Treue, die den launischsten aller Genüsse auf ein und dasselbe Geschöpf beschränkt...? Glaube mir, ihr habt die Lage des Menschen schlimmer gemacht als die des Tiers...«
Dieser ›Kaplan‹ bin natürlich nicht ich, und ›Oru‹ ist nicht der tahitische Häuptling, als den er sich ausgibt, sondern ein Sprachrohr Diderots. Ja, Diderot war gerade hier – ein wahrer Goliarde – und las mir aus seinem *Nachtrag zu »Bougainvilles Reise«* vor. Mich hat gewundert, daß er sich auf die rohen Sitten eines Naturvolkes beruft, um in der Liebe Vernunft und

Humanität zu befördern, während ich immer darauf bedacht war, die rohe Natur zu überwinden. »Denn wenn die Liebe zugäbe, alle Menschen sollten ihrer Geilheit nachlaufen und ihrer Lust am anderen Geschlecht frönen können, würde sie ja nur das Gegenteil von Liebe erreichen«, zitierte ich aus *De amore*. Und auch die Stelle über die Bauern (das waren *unsere* Naturvölker): »Sie finden sich zum Venusdienste auf so natürliche Weise wie Pferd oder Maulesel.« Aber Diderot, der in meinem Traktat geblättert hatte, hielt mir eine andere Stelle daraus entgegen: »Das ist ja gerade das Wesen der Liebe, daß sie wie die Natur selbst handelt.« Was denn nun, grinste er, ganz goliardisch. Doch auch ich hatte ein Zitat zur Hand, aus seinem Enzyklopädie-Artikel über *Untreue:* »Wir leben doch nicht mehr im wilden Naturzustand... Die Menschen zeugen heute Menschen. Sollen wir den barbarischen Zeiten nachtrauern, in denen sie nur Tiere zeugten?« Diderot erwiderte nur: *Natura facit saltus.* Und entschwand. Wie soll ich das verstehen: die Natur macht Sprünge – meinte er Seitensprünge?

Ich muß mich wieder an meinen Bericht machen. (Der Zettel, den Diderot hier liegengelassen hat, weist mir die Richtung: »...verabscheue ich das *treulose* Liebespaar mehr als das *treulose* Ehepaar. Wer hat die Liebenden denn genötigt, sich zu verbinden?«) Das *Konsensprinzip*, seit dem 4. Laterankonzil von 1215 Kern des Eherechts: das war in der Tat revolutionär. Was ich über die freie Liebe sagte – »Die Liebe liegt letzten Endes im freien Willen des Liebenden, so daß nur, wer will, geliebt wird, niemand aber wider seinen Willen zur Liebe gezwungen werden kann« –, das bestimmte die Kirche für die Ehe. Allerdings nur für ihren Anfang; dann war's mit dem freien Willen vorbei, es herrschte das Sakrament. Trotzdem: die von Duby rekonstruierte Herauslösung der Ehe aus dem Geschlechtlichen war zugleich eine Herauslösung aus den Geschlechtern, den patriarchalen Sippenverbänden, und damit eine Befreiung der Individuen von den Familien. Während das römische Rechtsprinzip »Consensus facit nuptias« de facto den Konsens zweier Familien meinte, die sich durch eine Ehe verbündeten (wobei für die Braut ihr Vater handelte), zielte die christliche Konsens-Idee von Anfang an auf die Lösung von der Familie, und dies nicht nur für den Mann, der »Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden« wird (Matth. 19,5), sondern vor allem für die Frau, die sich sogar von ihrem Gatten trennen durfte, um der christlichen Sekte (später: einem Kloster) beizutreten. Anders hätte diese Sekte gar nicht den starken Zulauf von Frauen verzeichnen können, durch den sie mächtig geworden ist. (Ähnlich zogen die Häretiker meiner Zeit vornehmlich Frauen in ihren Bann, weil sie ihnen mehr Freiheit gaben, diesmal weniger zur Eheschließung als zur Ehelösung.) Shulamith Shahar beschreibt in ihrem fleißig-flüchtigen Buch *Die Frau im Mittelalter* diesen im 12. Jahrhundert gipfelnden Prozeß, der die

Ehe allein von der Willensäußerung abhängig machte, auch *gegen* den Willen der Eltern und *ohne* den Segen der Kirche (der ohnehin erst seit 1215 vorgeschrieben war), also den Weg zur Privattrauung und selbst zur heimlichen Ehe (die ihrerseits 1215 verurteilt wurde, aber erst viel später verschwand oder vielmehr nicht verschwand, sondern eben ›heimlich‹ weiterlebte). Aber Shulamith Shahar sieht nicht den revolutionären Impuls der christlichen Ehe, nur ihre repressive Praxis, und tut die gegenläufigen Bewegungen, vor allem die Minnekultur an den Höfen, mit der Bemerkung ab, das habe mit der Realität nichts zu tun. Gerade wie ein Kirchenvater oder Bettelmönch meint sie immer die Frau als Gattungswesen (als »Pforte zur Hölle« oder »Topf der Sünde«, christlich gesprochen) und ignoriert alle Bemühungen individueller Frauen, sich aus diesem Topf herauszuheben, stößt sie vielmehr dahin zurück: Eine Eleonore von Aquitanien oder Hildegard von Bingen, eine Marie de France oder Christine de Pizan hätten sich bedankt!

Also: die Ehe als Privatangelegenheit, auf Zuneigung gegründet und durch Willensäußerung gestiftet (auch wenn dieser Wille in die Vollzugsanstalt führt, lebenslänglich). Ach nein, es war anders. Vor allem darum, weil nach wie vor die Familien, die Väter so unchristlich waren (und blieben), die Ehen nach Gutdünken zu arrangieren und auf den Konsens der Betroffenen zu pfeifen, besonders im Adel, dem Ehen als Instrument der Hauspolitik dienten. Ihr Hauptzweck war die Fortsetzung des Hauses und die Knüpfung verwandtschaftlicher Beziehungen mit anderen Häusern. Wenn aber der Erbe ausblieb oder die Hauspolitik sich änderte, mußten neue Ehen arrangiert, mußte die erste Frau (vielleicht auch die zweite, dritte, vierte) ersetzt werden können. Persönliche Motive bei der Partnerwahl und -bindung waren da nur hinderlich. Auch Abneigung zählte nicht. Das hat ja mein König, Philipp II. August, erfahren, als er 1193 seine Frau, die dänische Prinzessin Ingeborg, gleich nach der Hochzeitsnacht verstieß (er konnte sie nicht ausstehen). Es gab einen Skandal. Erst zwanzig Jahre später, nach endlosen politischen Verwicklungen und kirchlichen Einmischungen, die ganz Europa in Mitleidenschaft zogen, wurde Ingeborg als rechtmäßige Gattin anerkannt. Joachim Bumke beschreibt diesen Fall in seinem Buch *Höfische Kultur*. Er erwähnt dort auch eine Verzerrung des Heiratsmarktes infolge der Primogenitur: um das Erbe zusammenzuhalten, wurden die jüngeren Söhne oft nicht verheiratet, obwohl es genug ledige Frauen gab, die aber ihrerseits nur um den Preis einer *dos* unter die Haube zu bringen waren. Diese Jungfern verlobten sich dem HERRN oder blieben im Haus, während die ledigen Jünglinge, sofern sie keine geistliche Karriere einschlugen, als Knappen und Ritter an die Höfe zogen, auf der Suche nach Abenteuern und Liebe. Ich nahm mich ihrer an, was die Liebe betrifft. Das Problem dieser anarchischen Feudaljugend, die es zu zähmen galt, hat wie-

derum Duby in einem Aufsatz gut dargestellt. Ihr Traum war es natürlich, eine reiche Erbin zu erobern, eine Sancho-Panza-Insel zu freien. Damit begründeten sie, wie ich glaube, eine für die europäische Entwicklung entscheidende Karrierevorstellung: die Heirat ›nach oben‹ dank eigener Tüchtigkeit, die den Aufsteiger mehr als alle Liebe an die neue Familie bindet. Die umgekehrte Karriere, das Aschenputtel-Schema, blieb demgegenüber ein Märchenmotiv, ohne reale gesellschaftliche Auswirkung, es sei denn die, daß es viel Frustration, viel Eheleid erzeugte.

Zum Glück, möchte ich fast sagen, hat das abenteuerliche Leben, das diese ledige Jugend führte, ihre Zahl stark reduziert. Und für die übrigen, die älter wurden, gab es immer noch das Konkubinat. Es soll mir ein Vergnügen sein, meine Oberen (mit Material von Duby) daran zu erinnern, daß die Kirche diese ehrwürdige Institution lange duldete, vom 4. bis zum 11. Jahrhundert sogar ausdrücklich – notgedrungen, denn sonst hätte sie ihre Priester vergrätzt, denen erst Gregor VII. den Zölibat auferlegte. Allerdings galt auch hier der Monogamievorbehalt: entweder Ehefrau oder Kebsweib, und beide zugleich nur dann, wenn die Ehe nicht vollwertig war (aber dafür ließ sich ja sorgen). Nach Ivo von Chartres sollte das Konkubinat sogar unauflöslich sein, wie die Ehe; nicht einmal um zu heiraten, dürfe man seine Konkubine entlassen. Aber Recht und Brauch deckten sich nicht. Vor allem in Deutschland, wo die Sitten insgesamt noch ziemlich barbarisch waren (viele Stämme waren ja erst kürzlich christianisiert worden und hatten daraufhin prompt das Wergeld für Frauen herabgesetzt: wenn man nur noch eine Frau haben und sich nicht von ihr trennen durfte, dann sollte sie wenigstens billig zu beseitigen sein) – in Deutschland also blühte das Konkubinat. Zur Zeit der salischen Kaiser klagte Hermann von Reichenbach, daß der Arme, durch Mangel gezwungen, sich mit *einer* Gattin begnügen müsse, der Reiche aber eine, zwei, viele Beischläferinnen habe und öffentlich mit ihnen verkehre. Und das, obwohl das Ehe-Decretum des Burchard von Worms schon Anfang des 11. Jahrhunderts bestimmt hatte, nur geschiedene Männer dürften sich, wenn sie ›brennen‹, eine Konkubine halten. (Den geschiedenen Frauen hingegen erlaubte er die Wiederverheiratung, so waren sie weniger gefährlich für die Moral.)

Erst im 12. Jahrhundert wurde das Konkubinat inkriminiert, aber das traf mehr die Priester als Adel und Bürgertum. Tatsächlich lebte es weiter, auch nach dem Verbot durch das protestantische Eherecht: als eine legitime Verbindung minderen Rechts, zuweilen auch nur in der Schrumpfform der Probe- oder Dienstehe auf Zeit, so wie heute. Und ebenso erhielt sich das nicht weniger ehrwürdige Pendant des Konkubinats, das *Cicisbeat*, über das die Historiker heute so dröhnend schweigen. War nicht die höfische Minne ein heimliches Cicisbeat? Die offenen Formen traten freilich nur isoliert auf, Reisende berichteten staunend darüber. So erzählte Aeneas Silvius Pic-

colomini, der Mitte des 15. Jahrhunderts durch Deutschland reiste, von einem Herzog zu Troppau, der eine Frau aus Litauen freien wollte und, als er ihr entgegenzog, einen schöngewachsenen Jüngling in ihrer Begleitung fand, auf Flaumenkissen in einem gefederten Wagen ausgestreckt. Es sei, erfuhr der erzürnte Herzog, in Litauen so Brauch, daß verheiratete Frauen vornehmen Geschlechts sich (mindestens) einen Beischläfer im Hause hielten, der die ehelichen Pflichten auf sich nehme, wenn der Ehemann darin nachlässig oder sonstwie verhindert sei. Kein Wunder, vermerkt Aeneas Silvius, daß in Litauen nur sehr wenige Frauen ihren Männern davonlaufen. Oder: als Lady Montague 1716 den Wiener Hof besuchte, war dort das Cicisbeat eine feststehende Sitte; jede Frau von Stande hatte zwei Männer, der eine gab ihr den Namen und die Apanage, der andere den Rest. Und hatte nicht Saint-Simon am Hofe Ludwigs XIV. neben vielen Maitressen auch manchen Cicisbeo gesichtet? Nun ja, die Regel war es nicht. Die Regel war die Einehe aus Notdurft; oder eben die Polygynie der Wohlhabenden. Ach, wir Armen!

Doch zurück zum Thema, zur Ehe als Sakrament. Wenn es damit haperte, so lag das nicht nur an der Zähigkeit der Bräuche, auch nicht daran, daß immer wieder Frauen verstoßen wurden oder weggelaufen sind, daß die Ehegatten sich gegenseitig des Ehebruchs, der Unfruchtbarkeit, des Mordversuchs bezichtigten, um eine Scheidung zu erreichen, oder daß sie tatsächlich zum Gift griffen, weil eine Scheidung nicht möglich war – oh, diese Mittelchen alle, vom Stechapfel bis zum Arsenicum, die zumal in regierenden Häusern auf dem Speisezettel standen! Man starb sehr viel und sehr schnell damals, oft in der Blüte seiner Jahre. Da kommt der 27jährige König Ludwig X. (1314-16) erhitzt vom Ballspiel, trinkt einen Becher Wein und fällt um. Kurz zuvor hatte er seine Frau Margarete von Burgund verstoßen und Klementia von Ungarn gefreit. Aber ob nun die eine oder die andere, und ob überhaupt? Gemunkelt wurde viel damals in solchen Fällen; die heutigen Historiker hingegen halten sich zurück. Duby, in dessen Fallbeispielen sich manch ein plötzlicher Hinschied findet, sagt immerhin, daß die im 11. Jahrhundert sich durchsetzende Tendenz zur agnatischen Familienstruktur – mit Vorrang der (erstgeborenen) Männer und Ausschluß der Frauen vom Erbe – nicht nur zur Unterordnung der adligen Frau geführt habe, sondern auch »zur Steigerung des heimlichen Schreckens, den die Gattinnen ihren Gatten einflößten, zur Angst vor einer heimlichen Revanche in der Form von Ehebruch oder Mord. Kaum zu zählen sind die Fürsten, von denen die Chronisten der Zeit berichten, daß sie von ihren Frauen vergiftet worden seien ...« Wenn nicht zum neuen Mann, so führte das Gift doch zur Mitgift, die Dosis zur *dos* – es war, scheint mir, eine durchaus christliche Lösung des Problems der lebenslänglichen Ehe und sicher eine

humanere als der endlose Ehekrieg. ›Vergeben‹ war das schöne deutsche Wort dafür. Auch später traten solche Vergebungen fast epidemisch auf, mal hier, mal da, besonders in den Städten. In Wien, so berichtet wieder Aeneas Silvius Piccolomini, gab es Mitte des 15. Jahrhunderts viele berufsmäßige Giftmischerinnen, »die die Männer, welche ihren Frauen zur Last sind, durch Gift beseitigen«. In Rom wütete um 1660 die Aqua Tofana, eine arsenige Säure, mit der viele Frauen der Gesellschaft – die Beichtväter wurden zu Plaudertaschen – sich ihrer Männer schon beim geringsten Anlaß entledigten. In Paris wirkte kurz darauf die berüchtigte Voisin, sie nahm bis zu 50000 Franken für einen Ehemann. (Aber Scheidungen in protestantischen Ländern waren auch nicht billig.)

Soll ich hier auf den hl. Augustin verweisen, der seine Mitbürger bei Gelegenheit beschwor, doch in Gottes Namen lieber mal einen Seitensprung zu begehen als gleich einen Gattenmord? Nein, das wäre anachronistisch. Zu meiner Zeit hatte sich die Sündenskala verändert; sie führte nicht mehr von der Ehe über den Ehebruch zum Mord, der Mord rückte an die zweite Stelle, und auf den Ehebruch folgte das überhaupt größte Übel: die Blutschande. Die sei schlimmer als Ehebruch, lehrte zum Beispiel Ivo von Chartres. Damit komme ich zu einem heiklen Punkt, um den die Moraltheologen heute einen riesigen Bogen zu schlagen pflegen. Im *Lexikon der christlichen Moral* wird Blutschande (Inzest) definiert als »der (unehel.) Geschlechtsverkehr zw. Blutsverwandten od. Verschwägerten«. Verräterisch ist die Klammer, denn Inzest galt der Kirche immer als »unehel.«, eine entsprechende Ehe als null und nichtig – sie wurde aufgelöst, die Partner konnten sich wieder verheiraten, was sie im Fall der Scheidung nicht durften. Der Widerspruch dieser Regelung zum Unauflöslichkeitsgebot wurde offenkundig, als die Kirche die Schraube des Inzestverbots anzog. Im 6. Jahrhundert wurde der Bann auf den 3. Grad ausgedehnt (gemeinsame Urgroßeltern), Gregor der Große ging um 600 bis zum 4. Grad, im 9. Jahrhundert war schon der 7. Grad erreicht, der dann im 11. und 12. Jahrhundert, im Zuge der gregorianischen Reformen, streng durchgesetzt wurde, wenn es der Kirche paßte. Sie verlangte jetzt, daß die zur Heirat Entschlossenen genealogische Nachforschungen anstellten (wie sie erst wieder von den Nürnberger Gesetzen gefordert wurden). Ehepartner, die des Inzests überführt waren und sich nicht trennen wollten, wurden exkommuniziert. Wenn sie aber gehorchten, mußten sie vor dem Bischof schwören, nie wieder zusammenzutreffen.

Dies schworen 1105 auch König Philipp I. von Frankreich und seine Frau Bertrada nach einer zehnjährigen Auseinandersetzung mit der Kirche und wiederholter Exkommunikation. Duby erzählt die Geschichte in allen Details, die überliefert sind. Philipp hatte 1092 seine Gemahlin Bertha verstoßen und Bertrada, die Frau des Grafen von Anjou, geheiratet. Das war

Ehebruch und Bigamie in einem, doch niemand warf es ihm vor. Als er aber bald darauf im Konflikt mit Papst Urban II. und den Bischöfen nicht nachgeben wollte – es ging um Machtfragen, was sonst –, klagte ihn Ivo von Chartres, ein Eiferer für die päpstlichen Reformen, der Blutschande an: nicht mit Bertrada, aber mit ihrem ersten Mann sei er verwandt durch seinen Urgroßvater (4. Grad). Das war der Skandal. Den König traf der Bannfluch, der Himmel verdüsterte sich über seinem Reich. Aber er beugte sich nicht. Erst nach zehn Jahren kam es zur Versöhnung. Philipp und Bertrada leisteten im Bußgewand den Eid – und lebten weiter zusammen.
Der Fall zeigt, daß es der Kirche gar nicht um den Lebenswandel ging. Aber worum ging es dann? Der Widerspruch der neuen Ehegesetze zum weithin herrschenden Brauch der Verwandtenheirat war eklatant. Eklatant war aber auch der Widerspruch zwischen Unauflöslichkeitsprinzip und Inzestverbot. Und das war die große Chance: Wenn man kaum noch jemanden fand, den man ohne zu sündigen heiraten konnte – denn im Adel waren praktisch alle miteinander versippt, und auf den Dörfern war's noch enger (aber dort hielten die Leute in der Regel zusammen, dort wußte man schon, welche Felder zueinander paßten) –, wenn andererseits eine verbotene Heirat die Möglichkeit bot, sich im Bedarfsfall zu trennen: dann wählte man eben fröhlich unter seinen entfernteren Verwandten, es gab ja immer Leute, auch Priester, die dies oder jenes zu beschwören bereit waren. Graf Gottfried II. Martell von Anjou zum Beispiel: nachdem er vier Konkubinen gehabt hatte, suchte ihm sein Vater 1032 eine Erbin aus; er heiratete also Agnes, die Witwe seines Vetters dritten Grades. Nach zwanzig Jahren Ehe fühlte er sich beschmutzt; er entließ Agnes, heiratete eine andere Witwe, Grecia, verstieß auch diese, nahm eine Cousine vierten Grades, was ihm die Möglichkeit bot, sich ihrer zu entledigen, als er Grecia zurückholte, nur um sie bald durch Adelheid zu ersetzen ... »Diese scheinbare Unbeständigkeit«, beteuert Duby, »entsprang einer einzigen Sorge: dem Wunsch nach einem Erben.« Dies war wohl auch der Wunsch von Kaiser Barbarossa, als er sich 1159, wg. zu enger Verwandtschaft, von Adele trennen ließ. Aber es gab vermutlich noch andere Gründe. Und es gab auch Frauen, die auf dem Inzest-Instrument zu spielen wußten. Beispielsweise Eleonore von Aquitanien, über die unlängst Régine Pernoud eine flotte Biographie geschrieben hat. Aliénor, die Königin der Trobadors, die Mutter meiner Herrin Marie von Champagne – diese brillante Frau hatte 1137, mit fünfzehn Jahren, den kaum älteren Ludwig VII. geheiratet, der ihr verfiel. Sie begleitete ihn 1147 auf seinem Kreuzzug ins Heilige Land. In Antiochia kam es offenbar zu einer Affäre mit ihrem Jugendfreund und Onkel Raimund von Poitiers, der Ludwig in einem Streit aufforderte, seine Eherechte zu klären, es ging um den fünften Grad. Ludwig zwang seine Frau zur Abreise. In Italien sollte Papst Eugen III. vermitteln. Der legte das Paar in ein Luxusbett und sprach,

unbekümmert um Blutschande, seinen Segen darüber. Aber der Segen wirkte nicht lange. 1152 hatte die Königin ihr Ziel erreicht, der König war mürbe: Ein Bischofskonzil erklärte die Ehe für nichtig. Eleonore setzte sich aufs Pferd, ritt in ihre Erblande und heiratete unverzüglich Heinrich Plantagenet, den Grafen von Anjou und Herzog der Normandie, der 1154 König von England wurde. Das Nachsehen hatte Ludwig, sein halbes Reich kam ihm abhanden durch Eleonores neue Ehe. Die war nicht *arrangiert*. Eleonore hatte den zehn Jahre jüngeren Heinrich *gewählt*, denn er entsprach ihr besser *(magis congruus)*, wie ein Chronist es ausdrückte. So verwundert es nicht, daß Königin Elonore in einem strittigen Liebesfall, den sie entschied (ich zitiere ihr Urteil in meinem Traktat), sich gegen eine Frau aussprach, die ihre blutschänderische Ehe fortsetzen wollte, weil die Liebe noch wie zu Anfang sei, als sie nichts von der Sünde wußten. »Die Frau handelt gegen Ehre und Zucht, wenn sie die unkeusche, verbotene Liebe in Schutz nimmt.« Mit harten kanonischen Argumenten für die Trennung! Eleonore trennte eben gern, auch sich selbst später von Heinrich Plantagenet.
Die guten Beispiele, die der Adel gab, verfeinerten die Sitten. Petrus Cantor, der Pariser Philosoph, hörte damals einen einfachen Ritter über seine Braut sagen: »Sie paßt mir, denn die Mitgift ist groß. Vielleicht ist sie mir im dritten Grad verschwägert, was jedoch nicht nah genug ist, daß ich von ihr getrennt werde. Wenn ich aber eines Tages möchte und sie mir nicht mehr gefällt, kann ich mir durch die Schwägerschaft eine Scheidung besorgen.« Seit Ende des 11. Jahrhunderts häuften sich nun die Inzestprozesse, und es ging dabei wohl öfter um Trennung als um Dispens. Viele verdienten daran, Kardinäle, Advokaten, Genealogen und Schwurzeugen. Die Kirche wurde endlich wach. Auf dem 4. Laterankonzil (1215) reduzierte sie die verbotenen Grade um drei. (Heute gilt das kanonische Verbot für *alle* Blutsverwandten in gerader Linie, in der Seitenlinie bis zum 3. Grad, sowie für *alle* Verschwägerten in gerader Linie, in der Seitenlinie bis zum 2. Grad.) Das war immer noch viel und aus der Heiligen Schrift nicht zu begründen. Es war auch anders nicht zu begründen, am wenigsten eugenisch, denn das hätte nur für die Blutsverwandtschaft getaugt, nicht für die Schwiegerverwandtschaft, schon gar nicht für die ›spirituelle‹ Verwandtschaft, also Tauf- und Kommunionspaten, die ebenfalls unter das Inzestverbot fielen, während uneheliche Kinder unberücksichtigt blieben. Und wer, außer dem stammbaumstarken Hochadel, erinnerte sich denn so weit zurück? Papst Alexander II. behauptete zwar 1059, der Familienzusammenhang würde bis zum siebten Grad erinnert, und zwischen all diesen Verwandten und Verschwägerten bestehe die natürliche Caritas, die nicht durch neue Bündnisse aufgefrischt werden müsse; und Thomas von Aquin befürchtete sogar, wenn zu dieser natürlichen Caritas noch die geschlechtliche Liebe hinzukäme, entstünde ein zu großer Andrang der Begierde, der sündhaft sei.

Aber das glaubten wohl nicht mal diese Herren selbst. Wozu also der ganze Inzestzauber, der nur als Gegenzauber gegen das Scheidungsverbot Sinn zu machen schien? Ich muß eine Erklärung finden für die da oben.

War gerade auf einen Sprung bei unserem Neuling, Michel Foucault, bis gestern Professor am Collège de France, jetzt Hilfsarbeiter am HGH. Er fremdelt noch, versteht sich. Interessiert sich aber sehr für unseren »Diskurs« hier oben. Ich bemühte mich, ihm zu erklären – aber weiß ich's denn selbst? –, daß das sogenannte Jenseits nur eine Widerspiegelung des sogenannten Diesseits ist, vielleicht seine Simulation. Er müsse sich das so vorstellen wie eine große Datenbank. Weniger die irdischen Handlungen als ihr Niederschlag in Texten, in Diskursen (das versteht er) werde hier gespeichert, und das liege wohl daran, spekulierte ich, daß das Zwischenreich nur eine Erfindung von Intellektuellen sei. Ich verwies ihn auf *Die Geburt des Fegefeuers*, das faszinierende Buch seines Kollegen Jacques Le Goff von der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, das er natürlich kennt. Ursprünglich gab es nur Himmel und Hölle, also wenig Hoffnung für die Sünder. Gregor der Große hatte dann gelehrt, es gebe außer dem Feuer, das verbrennt, auch ein Feuer, das reinigt. Aber bis zur Etablierung eines Zwischenreichs war es noch ein weiter Weg. Erst durch eine große intellektuelle Anstrengung zu meiner Zeit, diesen aufgeklärten Diskurs im Frühling der Scholastik, konnte das Purgatorium geschaffen werden. Ich selbst war ein bißchen daran beteiligt (was Le Goff leider nicht erwähnt): In einer kleinen Allegorie schildere ich, welche Belohnungen und Strafen die Frauen nach dem Tode zu gewärtigen haben. Ins Paradies, einen Garten der Wonne, kommt jede, die wahrhaft liebte; in der Hölle, einem glühenden Ofen, landen alle, die sich der Liebe versagten. Aber dazwischen gibt es noch einen dritten Ort, wo jene büßen, die sich wahllos der Sinnlichkeit hingaben. Das Wort ›Purgatorium‹ stand mir noch nicht zur Verfügung, und es war damals auch noch strittig, ob dieser dritte Ort kalt oder heiß sein sollte; deshalb erfand ich einen eisigen Sumpf, über dem glühend die Sonne brennt. – Gleichviel, ob geistlich oder weltlich gedacht: das Fegefeuer, das unser optimistischer Diskurs erschaffen hatte, garantierte uns, daß wir sündigen, daß wir auch Unzucht und Ehebruch begehen konnten, ohne gleich der ewigen Verdammnis zu verfallen. Mit meinen Worten: »Ich glaube nicht, daß wahre Liebe Gott kränkt. Was die Natur nun mal verlangt, kann leicht gesühnt werden.« So kam dann auch ich hierher. (In Foucaults Zelle war es eisig.)
Foucault wollte wissen, ob wir das denn geglaubt hätten, das ganze Zeug über die *novissima*, die Letzten Dinge und den Jüngsten Tag. Zwei unversöhnliche Diskurse, einen geistlichen und einen weltlichen, miteinander zu verquicken, das sei doch schizophren. Ich war ein bißchen verärgert und

sagte hämisch »Aids«, erinnerte ihn an all die Körperstrafen, die die Heutigen riskieren, weil sie ihren Ärzten zwar jedes Wort glauben, aber erst gehorchen, wenn es zu spät ist – ob das weniger schizophren sei? Und ob nicht gerade er in seinem Buch *Sexualität und Wahrheit* die unauflösliche Ehe von Glauben und Wissen behandelt habe? Da taute er auf und zitierte sich (das tut hier jeder, neue Ideen hat eigentlich niemand): »Der Sex dient heute als Stützpunkt jener alten Form, die dem Abendland so vertraut und wichtig ist, der Form der Predigt. Eine große sexuelle Predigt, die ihre scharfsinnigen Theologen und ihre populären Kanzelredner hat, durchzieht seit einigen Jahrzehnten unsere Gesellschaft, geißelt die alte Ordnung, denunziert die Heuchelei und besingt das Recht des Unmittelbaren und des Wirklichen; sie läßt uns von einem neuen Jerusalem träumen. Denken wir an die Franziskaner...« Nein, an die Minderbrüder wollte ich jetzt nicht denken, die hatten in Paris unsere schönen Gedankenblüten zertrampelt mit ihrer Predigt. Eines freilich konnten sie nicht verhindern: daß das Fegefeuer letztlich gegen die Absichten der Kirche brannte, weil es die Sünder selbstbewußter machte: protestantischer, sozusagen. Aber der Protestantismus, rief Foucault, hat doch das Dogma vom Fegefeuer verworfen! Nein, er hat das Fegefeuer nur privatisiert, ins Gewissen jedes einzelnen gepflanzt, wo es lebenslang brennt. Jetzt begriff er plötzlich: Dieses Feuer, sagte er, werde durch die jeweiligen irdischen Diskurse geschürt, und das beantworte auch die Fragen, die er in seinem Buch gestellt habe: »warum man so lange Zeit den Sex und die Sünde verbunden hat« und »warum wir uns heute dermaßen dafür anschuldigen, ehedem eine Sünde aus ihm gemacht zu haben«. Es erkläre vor allem, sagte ich, warum er hier sei. Er wischte sich den Schweiß von der Glatze. Es war unerträglich heiß geworden...

Eine Erklärung für das Verbot der Verwandtenheirat: Professor Jack Goody, Cambridge, bietet sie an. Sein Buch *Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa* liest sich fast wie ein Polit-Krimi. Da wird eine große Verschwörung aufgedeckt – ich frage mich nur, wer die Verschwörer sind, denn die Päpste, die Bischöfe, die Theologen, die er bezichtigt, hatten bestimmt nicht den Weitblick und die kriminelle Energie, die er ihnen unterstellt. Aber ich muß weiter ausholen, wie Goody es tut. Als Ethnologe kennt er nicht nur die europäischen, sondern auch viele andere Kulturen, von denen wir gar nichts wußten oder wissen wollten; z. B. die afrikanischen. Naja, bei denen war ohnehin alles anders, was die Verwandtschaftsstrukturen betrifft. Aber die Völker rund ums Mittelmeer, sagt Goody, hatten ursprünglich ganz ähnliche Bräuche und Regeln. Erlaubt, ja sogar erwünscht waren (1) die Verwandtenehe (bevorzugt: die Kreuzbase), (2) die Eheschließung mit Schwiegerverwandten (vor allem das Levirat), (3) die Überlassung von Kindern auf dem Wege der Adoption und (4) die Praxis

des Konkubinats. Das änderte sich, in allen vier Punkten, mit der Einführung des Christentums. Die Kirche betrieb durch ihre Exogamiegebote die Auflösung der Verwandtschaftsgruppen, förderte durch das Konsensprinzip die Eigenständigkeit des konjugalen Paares, verhinderte aber durch das Verbot von Scheidung und Wiederverheiratung nach einer Trennung, von Levirat und Adoption die Sorge um einen Erben und schloß auch die unehelichen Kinder als illegitim vom Erbe aus. »Warum führte die Kirche ein ganzes Spektrum neuer Verhaltensweisen im Bereich der Verwandtschaft und Ehe ein, obwohl diese im krassen Gegensatz zu den Gebräuchen der einheimischen Bevölkerung standen, die zu bekehren sie gekommen war, die auch im Gegensatz standen zum römischen Erbe, auf das sie sich berief, und ebenso zu den Lehren ihrer Heiligen Schrift?« Nicht aus irgendwelchen moralischen Gründen, antwortet Goody, sondern um über die Ehe und das häusliche Leben »Kontrolle bis in die Wurzeln der Gesellschaft hinein« auszuüben. Im Falle der Inzestverbote, die geradezu dafür geschaffen schienen, übertreten zu werden, liegt das besonders klar auf der Hand: »Alle Welt sündigte und zahlte dafür.«

Das Ergebnis war eine gewaltige Besitzkonzentration in den Händen der Kirche. Sie erhielt ihre Reichtümer (die Priester standen ja am Sterbebett) in Form frommer Vermächtnisse von ledig oder kinderlos Gebliebenen, vor allem von Witwen (auf deren Testierfreiheit sie bestand), aber auch von vielen anderen, die um ihr Seelenheil bangten, und konfiszierte das Erbe illegitimer Nachkommen. So konnte sie sich in Frankreich bis zum 8. Jahrhundert schon ein Drittel des Bodens aneignen. Ein Teil ihrer Einkünfte (ein eher bescheidener) diente zur Betreuung der Witwen und Waisen, die zuvor von ihren Sippen versorgt worden waren. Die Kirche hatte diese Verwandtschaftsgruppen zerschlagen, sie setzte auf die Kleinfamilie, auf eine Ehe, die, anstatt den Familienbesitz zusammenzuhalten oder zwei Familien zu verbinden, praktisch in jeder Generation eine neue Familie gründete, die dann wieder erlosch und – idealiter – ihr Vermögen der Kirche hinterließ, wenn es keine legitimen Erben gab. (Und weil es fiktive Erben nicht geben durfte, verschwand der Brauch der Adoption für 1500 Jahre aus Europa.) Goody folgert: »Es scheint kein Zufall zu sein, daß die Kirche gerade die Bräuche verurteilt hat, die ihr Besitz vorenthalten hätten... Wenn eine Witwe sich wiederverheiratet, statt einem Kloster beizutreten, fällt ihr Besitz in die Hände des neuen Partners. Adoptiert ein Alleinstehender oder ein kinderloses Ehepaar ein Kind, dann verschaffen sie sich damit einen Erben für ihre Güter. Ähnlich verfährt ein Mann, der sich eine zweite Frau oder eine Konkubine nimmt, weil seine erste Frau unfruchtbar ist... Eine solche Taktik [der Kirche] förderte ›Freiheit‹ und ›Individualismus‹ ebenso, wie sie die Unabhängigkeit der Frauen bestärkte.«

Das ist der Punkt. Auch wenn die alten Bräuche den steilen Forderungen

der Kurie vielfach trotzten, wenn der Adel sich freikaufte und die Bauern eine ›heimliche‹ Verwandtschaft praktizierten, wenn Luther (»die Ehe ist ein sehr weltlich Ding«) wieder die Zustimmung der Eltern verlangte und die Inzestschranken, die allein der päpstlichen Gewinnsucht wegen errichtet seien, kräftig reduzierte (auf den 2. Grad der Bluts- und den 1. Grad der Schwiegerverwandtschaft) – es blieb die Tendenz zur affektiven Kleinfamilie, die sich auf Zuneigung gründet und deren Scheitern deshalb als persönliches Versagen erfahren wird. Das hat die Kirche geschafft. Aber hat sie es gewollt, wie Goody meint? Die Kurie als Verschwörungszentrale? *Ein* Ergebnis ihrer Familienpolitik kann sie nicht gewollt haben: daß zwei Pfeiler der christlichen Ehe, Konsens und Exogamie, sich vom Unauflöslichkeitsgebot, zu dem sie in Widerspruch standen, emanzipierten. Der freie Wille, der nur für die Schließung, nicht für die Führung der Ehe entscheidend sein sollte, und das Inzestverbot, das die Verwandtschaftsverbände auflöste und jede Ehe zu einer riskanten Familiengründung machte, verbündeten sich gleichsam gegen das Scheidungsverbot. In der Tendenz führte damit der freie Wille zur freien Liebe, und die Exogamie wurde zur Lust am Fremden, das heißt: seine Liebe wählt man gegen den Willen der Eltern; außerhalb der eigenen Kreise; in verbotenen oder verpönten Beziehungen; im Abenteuer. Romeo und Julia. Tristan und Isolde. Carmen und Don José. Lulu und Dr. Schön. Und so weiter. Und hinein ins Unglück, das der Konvention zufolge der Preis solcher Liebe ist.

Ich habe diese These vorhin meinem späten Landsmann Alexis de Tocqueville vorgetragen, der in solchen Fragen sehr klar sieht. Er stimmte mir zu, meinte aber, das sei gar nicht der Fluch des Christentums, sondern der ›aristokratischen‹ Gesellschaften, in denen die väterliche Autorität – gegen das kanonische Gesetz, aber im kirchlichen Interesse – ungebrochen blieb, selbst im Bürgertum, wo arrangierte Ehen noch zu seiner Zeit die Regel gewesen. Er sprach wie gedruckt. (Natürlich ist das alles auch gedruckt, in seinem hellsichtigen Wälzer *Über die Demokratie in Amerika* von 1840). »In den aristokratischen Ländern«, sagte er, »bezweckt die Heirat eher die Vereinigung des Besitzes als die der Personen... Es ist nicht erstaunlich, daß das Eheband, das die Vermögen der beiden Gatten zusammenhält, ihre Herzen in Abenteuer verstrickt... Nichts rechtfertigt die außereheliche Liebe besser in den Augen derer, die sie erleben, oder der Menge, die sie beobachtet, als erzwungene oder durch Zufall entstandene Eheschließungen.« Tocqueville holte Luft, so daß ich einwerfen konnte: Das spricht doch wohl für die christliche Neigungsehe! Keineswegs, fuhr er fort: »Da unsere Väter bemerkt hatten, daß die kleine Zahl von Neigungsehen, die in ihrer Zeit geschlossen wurden, fast immer unglücklich ausgingen, folgerten sie mit Entschiedenheit, daß es in dieser Sache gefährlich sei, das eigene

Herz zu befragen. Es schien ihnen, der Zufall sehe klarer als die Wahl.« Aber, so räumte er ein, das sei ein fragwürdiger Schluß. Denn solche Paare, die auf nichts anderes Rücksicht nähmen als auf ihre Neigung und Überzeugung, die sich über herrschende Vorurteile und oft auch über Unterschiede des Standes und Vermögens hinwegsetzten, müßten fast zwangsläufig unglücklich und schuldig werden. Die Leidenschaft führe sie zusammen, aber die Gesellschaftsordnung verhindere ihre dauernde und öffentliche Bindung, weshalb es so viele flüchtige und heimliche Verhältnisse gebe. Ganz anders sei es, wenn eine solche Handlungsweise von der öffentlichen Meinung empfohlen werde wie in demokratischen Ländern (er bezog sich auf Amerika in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts). Dann werde dadurch die eheliche Bindung verstärkt. Andererseits sei die öffentliche Meinung in der Demokratie unerbittlich gegenüber Verfehlungen, besonders seitens der Frau, sobald sie einmal gewählt habe. »In Amerika geht die Unabhängigkeit der Frau unwiederbringlich in den Fesseln der Ehe verloren. Steht das junge Mädchen da weniger unter Zwang als irgendwo sonst, so unterwirft sich die Gattin einschränkenden Pflichten..., lebt in der Wohnstätte ihres Gatten wie in einem Kloster.« Demnach siege das aristokratische Ehe-Ideal gerade in der Demokratie? Das hörte er nicht gern, aber bevor er antworten konnte, kam Louis Sébastien Mercier herein. Tocqueville grüßte und ging. Er kann immer noch nicht den Untergang des Ancien régime verwinden, zu dem, wie er meint, der Literat Mercier einiges beigetragen habe. Dabei liegen die beiden in ihrem Urteil über die französische Gesellschaft vor der Revolution gar nicht so weit auseinander. Natürlich, raunzte Mercier, »die Unauflöslichkeit der Ehe führt zum Ehebruch... Seht nach in unseren sämtlichen Komödien: ein pausenloses Lob des Seitensprungs!« Allerdings sei die Liebe edler Damen, die von den Komödien gezeigt werde, in Wahrheit nichts als die Liebe von Grisetten. Denn nur im Kleinbürgertum könne man nach Belieben lieben. »Alle übrigen empfangen ihre Gatten aus der Hand der Eltern. Und der dazugehörige Kontrakt ist nichts als ein Geschäft; ausgehandelt wird er ohne sie.« Mercier denkt noch ganz in seiner Zeit, und er behauptet, die habe sich lange erhalten, stimmt's, Honoré? Balzac (der eben hereingekommen war) erzähle in seinen Romanen doch von nichts anderem als von Eheverträgen und Eheleid, und überall, wo er ›Glück‹ sage, könne man ›Geld‹ einsetzen. Im Gegenteil, brummte Balzac, er habe immer wieder empfohlen, die Mädchen vom Erbe auszuschließen, um die Ehen glücklicher zu machen. Denn dann würde der Mann bei der Wahl nur der Stimme des Herzens folgen. »Der Weg zum Genuß jenes häuslichen Glücks, das durch nichts anderes auf der Welt zu ersetzen ist«, frotzelte Mercier. Aber Balzac war schon davongestapft, weil sich Madame de Staël näherte. In ihrer Begleitung kam Stendhal. Ich schätze ihn sehr: wir schrieben beide ein Buch über die Liebe, und Stendhal hat

mich in dem seinen ausführlich zitiert. Er pfiff eine Melodie aus »Figaros Hochzeit« und sagte dann: »Der Ausspruch des Grafen Almaviva scheint in Deutschland entstanden zu sein: ›Man ist eines schönen Tages ganz verwundert, Überdruß zu empfinden, wo man Glück erwartet.‹« Mercier, der notorische Pariser, warf lachend ein: »Wie ernüchternd ist doch das Erwachen des verliebten Bürgersgatten schon am Tage nach der Hochzeit oder allerhöchstens eine Woche später!« Stendhal mokiert sich gern über die Treue der deutschen Frauen, wenigstens in protestantischen Ländern. »Hier werden die Ehemänner nicht betrogen, das ist wahr; aber, ihr Götter [er räusperte sich], was sind das für Frauen! Steinbilder, keine belebten Wesen. Vor der Heirat sind sie sehr anmutig, flink wie Gazellen, ihre lebhaften gefühlvollen Augen verstehen alle Anzeichen der Liebe. Denn sie sind auf der Jagd nach dem Gatten. Kaum haben sie diesen gefunden, so sind sie wirklich nichts anderes mehr als, in ununterbrochener Anbetung des Erzeugers, Gebärerinnen.« Germaine de Staël, die etwa zur selben Zeit durch Deutschland gereist war wie er, verteidigte die deutschen Frauen. Die vollkommene Redlichkeit der Deutschen mache die Liebe für das Glück der Frauen weniger gefährlich, sie müßten Geringschätzung und Untreue weniger fürchten als anderswo. Nicht die Ehe sei ihnen heilig, sondern die Liebe – die sei in Deutschland eine Religion. Und wegen der Leichtigkeit der Ehescheidung in den protestantischen Gegenden wechsele man dort die Gatten so friedlich, daß sich durchaus keine Bitterkeit in die Trennung mische. Stendhal blieb galant und schloß: »In der Ehe ist die Treue der Frauen, wenn sie nicht auf Liebe beruht, offenbar etwas Widernatürliches... Es gibt nur ein Mittel, die Treue der verheirateten Frauen zu sichern: nämlich den jungen Mädchen ihre Freiheit und den Verheirateten die Möglichkeit zur Scheidung zu geben.«

Das alles war mehr oder weniger durch die blaue Blume gesagt. Es ging um die ›romantische Liebe‹, zu der sich die christliche Caritas entfaltet hatte, mit einem Einschlag von Hysterie, wie mir scheint. Denn das Gefäß dieser Liebe sollte die bürgerliche Ehe sein, als ›Basis der Gesellschaft‹ oder ›Keimzelle des Staates‹ verstanden, mit sich nur langsam lockernder Unauflöslichkeit. Wie vertrug sich das? Schlecht. Da mußte dauernd repariert werden, bald an der Sinnlichkeit, bald an der Sittlichkeit. Der große Kant hat sich in seiner *Metaphysik der Sitten* sehr drastisch geäußert: »Ehe (matrimonium), d. i. die Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen (!) wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften. Der Zweck, Kinder zu erzeugen..., wird zur Rechtmäßigkeit dieser Verbindung nicht erfordert; denn sonst würde, wenn das Kinderzeugen aufhört, die Ehe sich ebenso von selbst auflösen.« Und wenn nun einer der beiden Vertragspartner aufhört, die Geschlechtswerkzeuge des anderen

zu genießen, was dann? Da der Ehevertrag nach Kant »nur durch die eheliche Beiwohnung vollzogen« wird und deshalb ein »simulierter Vertrag... durch jeden der beiden nach Belieben aufgelöst werden« kann, müßte auch der Nichtvollzug aus Abneigung oder Unvermögen zur Selbstauflösung des Vertrages führen. Aber bei Kant herrscht eben noch das christliche Konsensprinzip, wenn auch ohne das christliche Keuschheitsgebot. Die Reaktion war heftig. Hegel zum Beispiel sprach in der *Rechtsphilosophie* von der »Schändlichkeit« dieser Subsumption der Ehe unter einen Vertrag, lehnte aber auch die Vorstellung ab, »welche die Ehe nur in die Liebe setzt«; Ehe sei vielmehr »rechtlich sittliche Liebe, wodurch das Vergängliche, Launenhafte und bloß Subjektive derselben aus ihr verschwindet«. Verschwinden *soll*, meinte er. Es verschwand aber nicht, so wenig wie durch Kants Definition der Ehe die *copula carnalis* lebenswierig wurde.

Und erschwerend kam noch hinzu, daß sich die Lebenswierigkeit der Ehe im 19. Jahrhundert immer mehr dehnte. Zu meiner Zeit – und noch ein halbes Jahrtausend danach – war es ja so: Wenn man heiratete, konnte man damit rechnen, nach ein paar Jahren entweder tot oder verwitwet zu sein. Wer nicht früh starb, heiratete wohl zwei- oder dreimal, alte Männer nahmen junge Frauen und umgekehrt – ›ungleiche Paare‹, wohin man sah. Das war *unsere* Form der sukzessiven Monogamie. Der Konstanzer Professor Arno Borst bestätigt meinen Augenschein statistisch: In deutschen Adelsfamilien lag das durchschnittliche Heiratsalter der Männer bei 30,5, der Frauen bei 22,1 Jahren. Die durchschnittliche Lebenserwartung aber betrug nur 28,4 Jahre für Männer, 23,2 Jahre für Frauen. (Trotzdem gab es, jedenfalls in den Städten, einen hohen Frauenüberschuß.) Fürs Matrimonium, heißt das, blieb wenig Zeit. Unsere Ehen waren kurz und hielten deshalb besser. Das ging noch lange so, bis ins 18. Jahrhundert. Ein anderer deutscher Professor, Arthur Imhof, hat am Beispiel eines hessischen Dorfes eine interessante Rechnung aufgemacht: Von 1691 bis 1900 blieb das Durchschnittsalter bei Erstehen praktisch konstant (24,1/24,3 Jahre bei Frauen, 25,8/25,4 Jahre bei Männern). Und trotzdem änderte sich Entscheidendes: die Streuung verschwand, individuelles und durchschnittliches Heiratsalter fielen mehr und mehr zusammen, ungleiche Paare bildeten schließlich die Ausnahme. Es war der Weg zur ›Intim-Ehe‹, selbst auf dem Land. Man hat von der »Revolution der Affektivität und Intimität« gesprochen, aber vorausging dem, so Imhof, eine andere ›Revolution‹, hin zu den gleichen Körpern, den gleichen Lebensläufen.

Also Intimität, Affektivität. Dazu hat Peter Gay, Professor an der Yale University, einiges zu sagen. Oder doch nicht? Gay nimmt die späten Bürger in Schutz gegen den Vorwurf der Avantgarde, sie seien unfähig, aufrichtigen Herzens zu lieben, weil sie aus dem ganzen Leben eine Ware machten. Diese »Flaubertsche Phobie«, die das 19. Jahrhundert überdauerte, habe im

Namen der »romantischen Liebe« die viktorianische Prüderie attackiert, die Verlogenheit und Verlegenheit der bürgerlichen Ehe – zu Unrecht, denn die Mittelschichten seien sehr wohl zur Liebe und auch zur Sinnlichkeit fähig gewesen. Das hatte eigentlich niemand bezweifelt, aber Peter Gay beweist es uns trotzdem mit einer Fülle intimen Materials aus Tagebüchern, Briefen, Memoiren. (Man sollte den Datenschutz dort unten wirklich ausdehnen, das nimmt langsam überhand, dieser als ›history from below‹ getarnte Voyeurismus, und ich muß dann alles sortieren und speichern!) Das 19. Jahrhundert, behauptet Gay zu meiner Überraschung, habe der »Liebe aus Zuneigung« zum erstenmal »eine konsequente, plausible Ideologie und ein ausdrucksstarkes Vokabular« gegeben, und er fährt tapfer fort: »Gewiß, für viele Bürger war Liebesschwärmerei nach wie vor nichts weiter als eine Ablenkung von dem ernsten Geschäft der Partnersuche ... Aber für immer mehr Bürger des 19. Jahrhunderts wurde Zuneigung eine unentbehrliche Voraussetzung für die Ehe«, um dann gleich die Rechnung zu präsentieren: »Die Ideologie der vorbehaltlosen Liebe innerhalb der Familie war anziehend, aber anstrengend ... In zunehmendem Maße fand der Familienstreit nicht mehr vor Gericht, sondern in den Köpfen der Beteiligten statt.« Immer dieser verfluchte Konsens, der in Dissens oder Hysterie umschlägt!

»Hysterie?« zischt es da an mein Ohr. »All diese neuen Lehren sind eine schändliche gemeine Dummheit! Von meiner Frau hätte Charcot bestimmt gesagt, daß sie hysterisch sei, und von mir, daß ich anomal sei, und hätte uns beiden vielleicht eine Kur verordnet. Aber es war an uns nichts zu kurieren ... Wir waren zwei Sträflinge, die an eine Kette geschmiedet sind, einander hassen, sich gegenseitig das Leben vergiften und sich bemühen, das nicht zu sehen. Ich wußte damals noch nicht, daß von hundert Ehepaaren neunundneunzig in der gleichen Hölle lebten wie ich und daß es gar nicht anders sein konnte ...« Wer ist dieser gräßliche Greis – der alte Tolstoij? oder eine seiner Schöpfungen? Er hört gar nicht hin, als jetzt ein anderer Bärtiger, der Berliner Professor Paulsen, auf ihn einredet: die meisten Ehen seien weder gut noch schlecht, sondern mittelmäßig, und davon lebten ja die modernen »Gesellschaftsankläger und Ehedramatiker«; schon der große Beifall, dessen sich Ehetragödien in der Literatur erfreuen, spreche gegen ihre Häufigkeit in der Realität, denn: »Glichen die Ehen der Zuschauer durchweg den auf der Bühne dargestellten, dann würden sie sich gegen die Dichtung empören ...« Mehr ist nicht zu verstehen, es drängt jetzt von überall heran, ein wahrer Totentanz des neuen Jahrhunderts, angeführt von Edgar und Alice, »Hyäne« brüllt er, »Vampir« giftet sie, von Strindberg aufgehetzt (warum steckt der Kerl nicht in dem Inferno, das er sich selbst erschaffen hat!), und kommt da nicht auch Dr. Freud, inmitten eines schrillen Reigens von Hysterikerinnen? Eine bedrängt ihn: »Sie sagen ja selbst,

daß mein Leiden wahrscheinlich mit meinen Verhältnissen und Schicksalen zusammenhängt...: auf welche Weise wollen Sie mir dann helfen?« Er antwortet mild: »Ich zweifle ja nicht, daß es dem Schicksale leichter fallen müßte als mir, Ihr Leiden zu beheben: aber Sie werden sich überzeugen, daß viel damit gewonnen ist, wenn es uns gelingt, Ihr hysterisches Elend in gemeines Unglück zu verwandeln...« Der Geistertanz verebbt, entschwindet ins gemeine Unglück von heut, nur noch der alte Russe sitzt in der Ecke und schimpft vor sich hin, auf die Frauen, die Liebe: »Was vor allem so gemein ist: es wird in der Theorie vorausgesetzt, die Liebe sei etwas Ideales, Erhabenes; in der Praxis aber ist die Liebe etwas Gemeines, Schweinisches; Scham und Ekel erfaßt einen, wenn man daran denkt. Nicht umsonst hat die Natur selbst es so eingerichtet, daß...« Hau ab, du frömmelnder Lüstling! Du erinnerst mich an den letzten Teil meines Traktats, aber du meinst es nicht ironisch, sondern geifernd ernst. »Die Liebe«, murmelt er, »die Ehe, diese entsetzliche Hölle, durch die der Mensch dem Trunk verfällt, zur Pistole greift oder zum Gift...«

Die Liebe: geht es nicht auch ohne sie? Oder eben ohne Ehen und eheähnliche Fesseln? Da reden die dort unten seit 200 Jahren von Ich-Autonomie als individuellem Entwicklungsziel, das erreicht werden soll durch lauter Trennungen, zunächst von der Mutter, vom Elternhaus, dann von den Meistern und Lehrern, vom Angestammten und Überkommenen, und wozu? Um ›reif‹ zu werden für eine ›Bindung‹, die lebenslängliche Haft bedeutet! Wie wird das gerechtfertigt? Gar nicht. Es soll eben so sein. Damit die nächste Generation sich wieder aus dem Familienschoß befreien kann, um reif zu werden für die Gründung eines neuen. Und überall, fast überbordend, das Reden über die Liebe, alle paar Jahrzehnte wird sie neu entdeckt; heute ist es die »große sexuelle Predigt«, wie Foucault es nennt, die »Diskursivierung des Sexes« nach angeblich langer Verschwiegenheit, »der Wille zu wissen« – ja was denn noch? Wir damals lasen Ovid. Aber wo, bitte, bleibt der Gegen-Diskurs, der über die Trennung, die Lösung, die Distanz, auch die erotische Distanz? Den gab es, in Ansätzen, zu meiner Zeit, und dann nochmals im 17. Jahrhundert, das ebenfalls eine höfische Liebeskasuistik entwickelte.
Richtig, davon handelt ja ein kluges Buch, das ich noch auswerten muß, von einem Professor Niklas Luhmann aus Bielefeld (dort gab's zu meiner Zeit nur Teutoburger Wald): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität.* Was für Foucault der Diskurs, ist für Luhmann der Code. Der wird ›ausdifferenziert‹ und ›ausplausibilisiert‹: »Geht man vom Postulat funktionsspezifisch ausdifferenzierter selbstreferentieller Sozialsysteme für Intimbeziehungen aus [zu deutsch: »Liebst du mich auch wirklich?«] und versteht man Intimität als Interpenetration [»Wollen wir uns jetzt ausziehen?«],

kann man rückblickend sondieren, ob und in welchen Hinsichten die semantische Tradition des amour passion und der romantischen Liebe dafür Orientierungsvorlagen geliefert hat [»Gehen wir in ›Carmen‹ oder lieber in ›Männer‹?«].« Nun ist ja alles klar. Aber wenn man begriffen hat, daß Luhmann gar nicht über ›amour passion‹ und ›romantische Liebe‹ spricht, sondern nur über deren Codes, ist man schon wieder hereingefallen, denn der Code ist dann plötzlich doch die Sache, und die ist das alte Lied. Kurz, was Luhmann in der Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts entdeckt, kommt mir überaus bekannt vor, das gab es alles schon zu meiner Zeit, auch in meinem Traktat, den er natürlich nicht kennt; zum Beispiel die Paradoxierung des Codes, die Trennung von Liebe und Ehe, die Fiktion der Dauer, die Berufung auf Natur – bis der ›klassische‹ Code um 1800 dann umkippt in den angeblich ganz neuen ›romantischen‹, der, in Rebellion gegen moralische und ständische Normen, Liebe allein aus Liebe begründet. Also etwa so: »Wie die Liebe Menschen jeden Standes zueinander entbrennen läßt, so dürfen Liebende auch nur darauf sehen, ob jemand wirklich liebt oder geliebt werden will.« Aber das schrieb *ich*, vor 800 Jahren! Gleichviel. Es bedeutete ja jetzt, also seit 1800, etwas anderes: Vorbei war's mit den Spielen, der Code der Liebe wurde ernst, er zielte auf die Liebesheirat, die Familiengründung, die Treue. Aber als Code? Oder als Leim?

Leider ist Luhmann in den Texten, die er verzettelt hat, etwas Wichtiges entgangen. Im Code der romantischen Liebe, der ihm zufolge bis heute Problemorientierung im Alltag ermöglicht, also in die Ehe oder in ein Verhältnis führt, jedenfalls ins Bett, gewinnt allmählich ein Moment Vorrang, das schon sehr alt ist, so alt wie die frühe Stadtkultur zu meiner Zeit: die Buchhaltung der Liebe. »Vergiß doch bitte nicht, was ich für Dich getan, und vergiß auch nicht, was Du mir alles schuldest... Meine Leistung ist groß, Deine Gegenleistung ist nicht entsprechend, oder besser gesagt, sie ist ein Nichts...« So geschäftlich endet ein Brief der Heloisa an Abaelard, in dem sie auch die Gründe nennt, »die mich den Ehebund bekämpfen ließen, um den Liebesbund zu retten«. Dieser kaufmännische Code (ich selbst benutzte ihn nicht, ich hielt mich ja mehr an den Höfen auf) entfaltete sich freilich erst im 18. Jahrhundert, stabilisierte sich im 19. und beherrscht heute die Intimität. Romantik als Geschäft mit Gefühlen. Wer weniger liebt als der andere, wird zu dessen Schuldner – er kommt nicht mehr los, oder nur mit entsprechenden Schuldgefühlen. (Bei mir hieß es noch, und die Moralisten des 17. Jahrhunderts wußten das auch: »Wenn der eine der Liebenden mehr liebt als der andere, hört die Liebe auf.«) Mit Luhmann gesagt: »Die ›romantische Liebe‹ muß es daher übernehmen, Glück und Unglück in der Ehe zugleich zu erklären.«

So ist das eben mit dem freigesetzten christlichen Konsens, der überforder-

ten Zuneigung. Und man kann nicht einmal sagen: Wärt ihr doch bei der Vernunftehe geblieben und hättet die Liebe draußen gelassen! Denn das hat ja auch nicht geklappt. Außerdem ist die Liebe ›draußen‹ heute schon so wie die drinnen in der Ehe: Intimität, aber nicht mehr romantisch codierte, wie Luhmann unterstellt, sondern unmittelbar tyrannische, mit einem Absolutheitsanspruch fast ohne Code. So daß, nachdem bereits drei Säulen der christlichen Ehe das säkularisierte Himmelbett stützen, nämlich Exogamie, Konsens und (sukzessive) Monogamie, jetzt auch noch die vierte dort aufgerichtet wird, damit der Himmel der Liebe nicht durchhängt; nämlich die im Begriff der Keuschheit versteckte Verschmelzung der Partner, der Ein-Fleisch-Eintopf, der einem alten Menschheitstraum, nicht dem besten, sein Rezept verdankt. Die getrennten Geschlechter wollen wieder eines werden: die vollkommene Kugel aus Platons *Symposion*, die in dreifacher Gestalt erscheint, als Himmel (doppelt männlich), als Erde (doppelt weiblich) und als keuscher Mond (männlich-weiblich); oder der Androgyn der abendländischen Mythologie, bei dem Libido und Askese zusammenfallen; oder das Ein-Fleisch-Paar der jüdisch-christlichen Tradition, das im kabbalistischen *Sohar* – er wurde kurz nach meiner Zeit verfaßt und gelangte auf okkulten Wegen in die humanistische Anthropologie – geschlechtslos Gestalt gewinnt: »Wann wird der Mensch eins genannt? In der Stunde, wenn Mann und Weib sich finden in himmlischer Heiligkeit.«

Ein alter Traum. Auch ein neuer? Die katholische Kirche war wieder einmal vorneweg, als sie beim Zweiten Vatikanischen Konzil eine Ehelyrik anstimmte, die der ›Ganzheitlichkeit‹ des New Age präludiert. Die Ehe wurde da besungen »als ganzheitliche Lebensgemeinschaft«, Mann und Frau »sollen sich einander in ganzheitlich-personaler Liebe schenken (›ein Fleisch‹)«, und das bedeute »unauflösliche Treue, die im Glück und Unglück Leib und Seele umfaßt«. Dieser frommen Sprache bedient sich heute auch die ›alternative‹ Kultur. Beschworen wird ein ›ganzheitlicher‹ Zustand, der sich nicht leben läßt, es sei denn in der Regression. Vielleicht ist die gerade gemeint. Aber warum, zum Teufel, der die Lüste erfand, während Gott die Keuschheit schuf (Augustin), warum nicht lieber die Distanz? Warum nicht das Spiel von Nähe und Ferne anstatt einer tyrannischen Intimität, die nur lebenslängliches Scheitern erzeugt? Denn die Liebe dauert ja nicht (Ovid). »Die Liebe nimmt entweder ab oder zu« (Andreas).

Bevor ich zusammenpacke, noch ein Blick aufs Terminal. Nichts von Bedeutung; nichts vom Jüngsten Gericht. Nur eine Meldung von aa: Der deutsche Bundespräsident sagte in seiner Weihnachtsansprache 1986: »Die Ehe ist kein Paradies.« Auf was die da unten alles kommen!

Andreas Capellanus: *De amore* (ca. 1190). Übers. Hanns Martin Elster *(Über die Liebe)*, Dresden 1924

Borst, Arno: *Lebensformen im Mittelalter*, Frankfurt, Berlin (Ullstein) 1979

Bumke, Joachim: *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*, München (dtv) 1986

Curtius, Ernst Robert: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern (Francke) 1948

Duby, Georges: *Ritter, Frau und Priester* (1981), Übers. Michael Schröter, Frankfurt (Suhrkamp) 1985

– : »Die ›Jugend‹ in der aristokratischen Gesellschaft« (1973), in: Duby: *Wirklichkeit und höfischer Traum. Zur Kultur des Mittelalters*, Übers. Grete Osterwald, Berlin (Wagenbach) 1983

Gay, Peter: *Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter* (1984), Übers. Holger Fließbach, München (Hanser) 1986

Goody, Jack: *Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa* (1983), Übers. Eva Horn, Berlin (Reimer) 1986

Imhof, Arthur E.: *Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren ...*, München (Beck) 1984

Le Goff, Jacques: *Die Geburt des Fegefeuers* (1981), Übers. Ariane Forkel, Stuttgart (Klett-Cotta) 1984

– : *Die Intellektuellen im Mittelalter* (1975/1985), Übers. Christiane Kayser, Stuttgart (Klett-Cotta) 1986

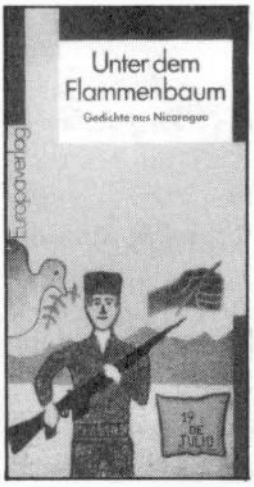
Le Roy Ladurie, Emmanuel: *Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor. 1294–1324* (1975), Übers. Peter Hohlbrock, Frankfurt, Berlin, Wien (Ullstein) 1980

Lexikon der christlichen Moral, Hrsg. Karl Hörmann, Artikel »Blutschande«, »Ehe«, »Ehebruch« und »Ehescheidung«, Innsbruck, Wien, München (Tyrolia) 1976

Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt (Suhrkamp) 1982

Pernoud, Régine: *Königin der Troubadoure – Eleonore von Aquitanien* (1965), Übers. Rosemarie Heyd, München (dtv) 1979

Shahar, Shulamith: *Die Frau im Mittelalter*, Übers. Ruth Achlama, Frankfurt (Fischer) 1983



Zweisprachig spanisch – deutsch,
Paperback, 176 Seiten,
DM 29,80, öS 198,–

Unter dem Flammenbaum

Gedichte aus Nicaragua

Mit einem Vorwort von Ernesto Cardenal

Herausgegeben von der Grazer Autorenversammlung und dem Verein Slowenischer Autoren Österreichs

Die erste umfassende Anthologie nicaraguanischer Poesie – von den Anfängen, von der indianischen Volksdichtung bis heute. In Nachdichtungen u. a. von Erich Fried, Ernst Jandl, Elfriede Jelinek, Friederike Mayröcker.

Die Übersetzer stellen ihr Honorar der Nicaraguahilfe zur Verfügung.

Paperback, 52 Seiten,
DM 12,80, öS 78,–

Peter Turrini

Ein paar Schritte zurück

Gedichte

Turrinis seit langem vergriffener Gedichtband endlich wieder in Einzelausgabe lieferbar. Mit bisher unveröffentlichten Gedichten aus der Entstehungszeit.

EUROPAVERLAG

Informationen zu Themen — der Zeit —

11509 / DM 14,80

11542 / DM 16,80

GOLDMANN

Fritz Kramer
»Eine Frau ist wie ein Schatten«
Scheidung auf Afrikanisch

Balthasar

Da Afrika für unser öffentliches Bewußtsein heute ein Kontinent von Hungerleidern ist, von dessen Kultur kaum jemand etwas wissen will, beginne ich vorsichtshalber mit einer Erinnerung an bessere Zeiten, als wir uns noch nicht gedrängt sahen, ›den‹ Afrikanern zu helfen, sondern es für möglich hielten, daß sie uns etwas Nützliches zu sagen hätten. Der christliche Kult zitierte den Mohren zum höchsten Fest der Christenheit, als Repräsentanten der ganzen ungeheuren Vielfalt des Menschseins, die sich in ihm, dem Fremden, sammelte. In den Anfängen unseres Jahrhunderts erbauten sich Monarchisten immer noch – oder wieder – am Bild des Schwarzen Heiligen Königs, während die Jugend den Jazz entdeckte, die Moderne den primitiven Künstler. Später diente der paradigmatische Mohr als Vorbild für Staatsfeinde, die in Afrika den Beweis fanden, daß Gesellschaften ohne Könige und Staaten ihren real existierenden Ort besitzen. Zugegeben, das Thema Scheidung läßt sich kaum in diese Tradition einordnen: Entweder zitierten wir den Mohren als Repräsentanten des menschlichen Hangs zu Vielweiberei oder Gruppenehe, oder wir lobten seine altväterliche eheliche Treue, die erst der Weiße Mann mit seinem verderblichen Einfluß unterminiert. Was könnte auch an ›anderen‹ kulturellen Prägungen von Scheidung vorbildlich sein? Daß sie überflüssig sind, nicht vorkommen, nicht weh tun, daß man sie nicht leichtfertig eingeht oder daß sie den Geschiedenen eine dauerhafte andere Lebensart eröffnen, bei der sie nicht daran denken, sich jemals wieder zu verheiraten? All das ist möglich; längst läßt sich die Vielfalt sozialer und kultureller Formen nicht mehr an einer einzigen Figur demonstrieren. An ihre Stelle tritt das Kaleidoskop.

Die Schattenmetapher

Erste Konturen der offiziellen Einstellung zu Ehe und Scheidung darf man schon den Bildern entnehmen, die in der Männergesellschaft über das Wesen der Frau zirkulieren. Das Frauenbild der männlichen Fang, deren politische Ordnung das Herz jedes Anarchisten erfreuen müßte, wirkt zweifellos

chauvinistisch. Wenn Männer nicht für jede Frau, die sie heiraten, schwer bezahlten, so wäre es ganz und gar unmöglich, die natürliche Unstetigkeit und Faulheit von Ehefrauen auch nur annähernd in Schranken zu halten. Im günstigsten Fall kann man von einer Frau sagen, sie gleiche dem Boy, der dem Weißen Mann die Kleider wäscht. »Frauen sind Menschen, aber sehr unwissend, wie Kinder oder Tiere. – Frauen haben schlechte Sitten. – Wenn eine Frau sich gut beträgt, sagen wir, sie handle wie ein menschliches Wesen; wenn sie sich schlecht beträgt, halten wir sie für ein Buschschwein oder einen Schimpansen. – Stets suchen sie nach einem Grund, um von ihren Männern geschlagen zu werden. – Sie sind unordentlich, sie sind schlecht gelaunt, sie sind nicht stark und können ihre Männer nicht schlagen.« Tessmann berichtet: »Eheliche Treue gibt es selten; obwohl man zugeben muß, daß es Frauen gibt, die mit ihren Männern leben, ohne herumzustreichen, so ist dies doch ungefähr so selten wie weiße Raben.« Wenn es um die eheliche Treue der Frauen so schlecht bestellt ist, so kann die Ehemoral der Männer nicht besser sein. Doch geht bei den häufigen Scheidungen die eheliche Unruhe natürlich von den Frauen aus; der Mann kann, wenn er reich genug ist und mit seiner Frau unzufrieden, einfach eine zweite, dritte ... oder zehnte Frau hinzuheiraten, und seine Seitensprünge sind *seine* Sache. Das ephemere Moment liegt immer in der Zuneigung der Frau. »Eine Frau«, so belehren Väter ihre Söhne, »ist wie ein Schatten. Wenn du von ihr wegläufst, so rennt sie dir nach, und wenn du ihr nachläufst, so rennt sie von dir weg.« Der Schatten ist ungreifbar, man kann ihn nicht einfangen und festhalten.

Ein übereiltes Gesetz

Afrikaner zeichnen sich durch ihre pragmatische Einstellung zum Leben aus. Selbst wenn sie einmal eine rigide Theorie entwerfen, sind sie in der Praxis doch schnell bereit, dem Problematischen und Widersprüchlichen der menschlichen Existenz Zugeständnisse zu machen. Die Beziehungen zwischen den Generationen und den Geschlechtern gelten ihnen als der Kern- und Angelpunkt aller Widersprüche; in beiden Arten von Beziehungen sollte Harmonie und Eintracht herrschen, aber in Wirklichkeit stehen sich Vater und Sohn, Mann und Frau bei der Verfolgung ihres Glücks nicht selten gegenseitig im Weg. Die Gesellschaft versucht, beide Seiten dieser Gegensatzpaare so gut es geht im Zaum zu halten. Wenn aber die Spannungen zu groß werden, dann müssen Wege zu räumlicher Trennung freistehen. Die soziale Bindung zwischen Eltern und Kindern ist nahezu unlösbar, aber Ehen kann man scheiden. Rigide Ehelehren, die eine Scheidung nur ›durch den Tod‹ zulassen oder gar, wie im Hinduismus, von Witwen erwarten, daß sie sich zusammen mit dem verstorbenen Mann verbrennen, weil

sie überhaupt keine eigene soziale Identität mehr besitzen, sind dem afrikanischen Pragmatismus fremd. Zu dessen wesentlichen Voraussetzungen gehört der Analphabetismus, den unsere Entwicklungsstrategen leichtfertig als Bildungsmangel bekämpfen. Die Kehrseite dieses ›Mangels‹ ist die Flexibilität der Tradition, die man den Bedürfnissen der Menschen stillschweigend anpassen kann, ohne ihre Autorität in Frage zu stellen.
Die älteren Männer, die in ihren Familien die Rechtstitel des Oberhaupts innehaben und meist die Ratsversammlung bilden, neigen am ehesten zu der Vorstellung, Scheidungen seien ein Zeichen von Unordnung und seien tunlichst zu vermeiden. Um das Übel mit dem Symptom und Heilmittel zugleich auszurotten, beschloß zum Beispiel 1938 der Rat von Dilling, einer Nuba-Gemeinde im Sudan, Scheidungen, die angeblich unter dem verderblichen Einfluß der nahegelegenen Stadt bedenklich zunahmen, kurzerhand zu verbieten, ein entsprechendes Gesetz schriftlich zu fixieren und bei der britischen Verwaltung registrieren zu lassen. Sie gaben sich der Illusion hin, in der sittenstrengen, guten alten Zeit habe es dergleichen nie gegeben – Gesetzgeber unter der Maske der Traditionshüter. Bald lag ihnen ein Fall vor, der zu denken gab. Eine Frau hatte ihren Ehemann verlassen und bestand auf Scheidung, in die dieser auch gern einwilligen wollte. Der Rat lehnte den Antrag kategorisch ab, und der Ehemann, der bei der Heirat schließlich seinen Brautpreis gezahlt hatte, verlangte die Rückkehr seiner widerspenstigen Arbeitskraft. Die Frau drohte, ihren Mann und sich selbst umzubringen, und der Rat hegte nicht die mindesten Zweifel daran, daß sie diese Absicht auch in die Tat umsetzen werde. Der Weg zu einer pragmatischen Lösung war nun verbaut, da der Rat zwar die Unsinnigkeit seines Gesetzes einsah, sich aber nicht traute, gegen seine eigene Autorität vorzugehen.

Die Stumme

Die traditionale afrikanische Ehe beruht nicht, wie die christliche, auf einem Sakrament, sondern auf dem Brautpreis, den der Bräutigam und seine Verwandten an den Vater und andere Verwandte der Braut entrichten, Rinder, Ziegen, Speere. Das Sakrament läßt sich nicht rückgängig machen, aber materielle Güter kann man zurückgeben. Deswegen sind afrikanische Ehen grundsätzlich auflösbar. Allerdings, ein junger Ehemann wird sich oft lieber mit einer widerspenstigen Frau herumplagen, als sich auf mühselige Verhandlungen einzulassen, und der Vater der Frau mag ein Geizhals sein, der lieber seine Speere behält, als sich um das Glück seiner Tochter zu kümmern. So kommt es zu jenen endlosen Ehegeschichten, in denen Männer den Widerstand ihrer Frauen zu brechen versuchen, während diese verstummen und sich entziehen.

Vor einem halben Jahrhundert ließ sich E. E. Evans-Pritchard bei den Azande im südwestlichen Sudan eine dieser unendlich verworrenen, einseitigen Ehegeschichten diktieren, die ich hier nach seiner Übersetzung in Umrissen zusammenfasse:

»In den ersten Monaten unserer Ehe bestellte sie ihren kleinen Garten, sprach mit mir voller Ehrerbietung und hatte es gern, mit mir zu spielen und zu flirten. Dann vernachlässigte sie ihre Arbeit und zeigte mir die kalte Schulter. An vielen kleinen Dingen konnte ich merken, daß sie sich einen Liebhaber genommen hatte. Wenn ich sie rief, blieb sie stumm in ihrer Hütte, meinen Befehlen gehorchte sie nur widerwillig; drei Monate lang mied sie mein Bett und schlief lieber auf der Erde. Sie antwortete ebenso wenig mir wie ihrem Bruder, den ich herbeiholen ließ, weil er über die Speere verfügte, mit denen ich sie geheiratet hatte. Dann wandte ich mich an ihre Eltern, aber auch sie konnten nicht in Erfahrung bringen, weshalb sie mein Bett mied.

Wenn ich meine Schwiegereltern besuchte, traf ich dort häufig auf Mafata, der meiner Schwiegermutter höchst persönlich eine Hütte baute. Ich blieb still und beobachtete ihn eine Weile lang. Meine Schwiegermutter behauptete, Mafata baue ihr eine Hütte, weil er ihren Sohn bei den Beschneidungsfeiern betreut habe. Aber das ist bei uns Azande nicht Sitte, umgekehrt, der beschnittene Junge sollte seinem Betreuer eine Hütte bauen. Wir Azande sind ein Volk von Betrügern, immer erfinden die Eltern irgendwelche Ausreden, um die Affären ihrer verheirateten Töchter zu decken und dafür von den Liebhabern ihrer Töchter im Busch heimlich Speere einzuheimsen. Oder sie für sich Hütten bauen zu lassen. Ich wartete ab. Eines Tages wurde mein Schwiegervater von der Regierung zum Brückenbau abkommandiert, und ich erlaubte meiner Frau, ihn zu besuchen. Nach zwei Tagen ging ich ihr nach. Sie war tatsächlich bei ihrem Vater im Arbeitslager und stand gerade in der Tür seiner Hütte. Ich begrüßte sie, aber sie antwortete mir nicht. Als ihr Vater sie zur Rede stellte, rief sie, daß sie mich erstechen würde, wenn sie nur ein Messer hätte. Ich entdeckte bald, daß Mafatas Hütte neben der meines Schwiegervaters stand. Meine Schwiegermutter war verlegen; da sie jedoch nicht zugab, daß ihre Tochter ein Verhältnis mit Mafata hatte, konnte ich nichts ausrichten, denn bei uns Azande kann ein Mann mit seiner Schwiegermutter nur sehr schüchtern sprechen. Meine Frau weigerte sich, mit mir zu kommen, und so nahm ich ihren kleinen Bruder mit, um ihn mit viel Hirsebrei und kleinen Geschenken zum Sprechen zu bringen. Das ist bei uns Sitte. So erfuhr ich von meinem kleinen Schwager, daß meine Frau des Nachts in Mafatas Hütte schlüpfte. Als sie schließlich zurückkehrte, schlug ich sie dennoch nicht. Ich schenkte ihr Kleider und Öl, damit sie sich schön mache. Aber sie warf alles weg und hängte sich nur Blätter um, sie wollte kein Begehren in mir wecken.

Ich brachte meinen Fall vor den Stellvertreter des Fürsten, der alles überprüfte und mir recht gab, so daß ich mich jetzt an den Fürsten selbst wenden konnte. Ich nahm ein Huhn mit in den Busch, gab ihm Gift und sagte: ›Wenn es wahr ist, Gift, daß Mafata mit meiner Frau geschlafen hat, Gift, so töte das Huhn.‹ Das Huhn starb, ich schnitt ihm die Flügel ab und brachte sie zum Fürsten. Der Fürst ließ nach Mafata schicken. Mafata kam und zeigte keine Angst. Er gab zu, ein Verhältnis mit meiner Frau gehabt zu haben, das sei aber gewesen, bevor ich sie geheiratet hätte; damals hatte meine Frau mit Mafata geschlafen, obwohl Pilipili, ihr früherer Mann, schon Speere für sie gezahlt hatte. Pilipili hatte jedoch mit seiner Schwiegermutter geschlafen, was unter uns Azande eine ganz schlechte Sache ist, so daß man die Ehe aufgelöst und mir erlaubt hatte, Speere für meine Frau zu zahlen. Da ließ der Fürst den Hühnern Gift geben, um zu sehen, ob Mafata nicht doch mit meiner Frau geschlafen hatte, nachdem ich die Speere überreicht hatte. Aber die Hofbeamten waren korrupt und verfälschten das Orakel. Des Nachts versuchte ich, die Schenkel meiner Frau mit Gewalt zu öffnen, sie schrie, ihre Verwandten eilten zu Hilfe und schlugen mich. Dann behaupteten sie, ich hätte sie geschlagen, und verlangten eine Entschädigung. Ich suchte den Vater meiner Frau auf, der krank war und allein in einer Hütte im Busch lebte. Er sagte, ich hätte die Wahrheit gesprochen, aber er denke gar nicht daran, mir meine Speere zurückzugeben. Nach zwei Tagen kehrte meine Frau zurück und sprach kein Wort. Eines Abends ging ich zum Tanz, und als ich nach Hause kam, war sie verschwunden. In meinen Augen war das eine sehr böse Sache.«

Der strukturelle Aspekt

Die Ethnologen, die in den dreißiger Jahren begannen, sich mit der ›Stabilität‹ afrikanischer Ehen zu befassen, setzten stillschweigend voraus, traditionale Gesellschaften seien heile Welten, in denen die sozialen Einrichtungen dafür sorgten, daß die Frauen ihr Eheleben als selbstverständlich akzeptierten. Die alten Männer von Dilling waren nicht die einzigen, die sich in der Illusion einer altväterlichen Ehemoral wiegten und deswegen mit Mißtrauen auf die städtischen Zentren blickten, die in der Kolonialzeit heranwuchsen und jedes gesittete Stammesleben zu gefährden schienen. Godfrey Wilson, der 1941 eine Studie über die Ökonomie der Detribalisierung im damaligen britischen Nord-Rhodesien veröffentlichte, war von der Destabilisierung der Ehe und der Zunahme von Scheidungen im Prozeß der Urbanisierung überzeugt, weil es in der Stadt an der traditionalen Zucht mangele; in der Stadt seien die Frauen müßig und nur allzu leicht bereit, sich auf sexuelle Abenteuer einzulassen. In Wirklichkeit suchten aber gerade die detribalisierten und orientierungslosen Arbeiter des Copperbelt,

ihre Ehen zu stabilisieren, da sie in ihnen etwas von der Sicherheit wiederfanden, die ihnen Verwandtschaft und Nachbarschaft in den Dörfern gewährt hatten. Durch die Urbanisierung sank die Scheidungsrate, da zufällig die Mehrheit der Arbeiter im Copperbelt aus matrilinearen Gesellschaften stammte, in denen Scheidungen trotz festgefügter Ordnung leicht und häufig sind.

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich bei uns Soziologen, Politiker und Kirchenmänner über die rapide Zunahme von Scheidungen besorgt zeigten, lag es nahe, die Ehe in ländlichen Gebieten mit festen Bräuchen gegen den Sittenverfall der Großstadtjugend ins Feld zu führen. Dieses Schema ließ sich nur auf einen Teil der afrikanischen Gesellschaften anwenden. Wie Gluckman, Barnes, Mitchell u. a. zeigten, sind Scheidungen in patriarchalischen Systemen vergleichsweise selten. Auszunehmen sind die islamisierten Gesellschaften, die zwar ebenfalls extrem patriarchalisch geprägt sind, dem Mann aber das Recht einräumen, sich ohne Ritus und Verhandlung von einer Frau zu trennen. Wo der mediterrane Komplex von Ehre und Scham die männlichen Werte bestimmt, werden Männer zögern, von diesem Recht Gebrauch zu machen, da sie damit eingestehen, daß es ihnen nicht gelungen ist, ihre Frauen unter Kontrolle zu bringen; afrikanische Moslems kennen solche Hemmungen kaum. So ist es die pagane oder christliche patriarchalische Ordnung, die Scheidungen nach Möglichkeit verhindert. Kognatische und matrilineare – oder ›mutterrechtliche‹ – Systeme setzen Scheidungswilligen, und das heißt vor allem scheidungswilligen Frauen, nur wenig oder gar keinen Widerstand entgegen.

Der weibliche Körper und das Recht der Körperschaft

Eine äußerste Vereinfachung: In der Sicht des Ehemannes ist unter patriarchalischen Bedingungen das Recht auf die sexuellen Dienste der Frau und das Recht auf ihre Kinder unteilbar; Scheidungen sind schwer und selten, weil der Mann die Frau an sich bindet, um nicht ihre Kinder hergeben zu müssen; die Frau bleibt im Haushalt des Mannes, weil dies der soziale Ort ihrer Kinder ist; die Kinder brauchen sowohl den Vater als auch die Mutter. In matrilinearen Systemen beansprucht der Ehemann ebenfalls die sexuellen Dienste der Frau, aber deren Kinder gehören in rechtlicher Hinsicht nicht zu ihm, sondern zum Bruder ihrer Mutter; die rechtlichen Nachfolger eines Mannes sind nicht seine eigenen Kinder, sondern die seiner Schwester; Scheidungen sind leicht und häufig, weil der Mann rechtlich ohnehin für die Kinder seiner Schwester zuständig ist, die Mutter ihre Kinder behält und die Kinder mit zunehmendem Alter sich in jedem Fall von ihrem Vater lösen und sich ihrem Mutterbruder unterstellen müssen. Unauflöslich sind die Bindungen zwischen Bruder und Schwester, Mutter und Kind; Ehen

dagegen und Beziehungen zwischen Vätern und Kindern bedürfen der rechtlichen Bekräftigung. Wenn Frauen in matrilinearen Systemen relativ mehr Autonomie besitzen, so verdanken sie dies der Teilung der Rechte: Als Frauen unterstehen sie ihren Ehemännern, als Mütter ihren Brüdern. Der Mann kann nicht über ihre Kinder verfügen, der Bruder muß sie als sexuelles Wesen meiden.

Ehe und Elternschaft besitzen in jeder Gesellschaft rechtlichen Charakter. Legitime Geburt verleiht Zugehörigkeit zu einer Körperschaft, bei uns die Staatsangehörigkeit. Kraft legitimer Geburt gehört das Kind zu Staat und Kirche, die ihrerseits ihre Ansprüche auf das Kind auf die Bedingungen seiner Zeugung und Erziehung ausdehnen. In vormodernen afrikanischen Staaten ist das im Prinzip ähnlich; bei kognatischer Verwandtschaftsrechnung, wo für die Kinder Verwandte väterlicherseits und mütterlicherseits gleich wichtig sind, wie bei den Lozi, sind die politisch-rechtlichen Körperschaften territoriale Einheiten; die Bindung der Kinder an Mutter und Vater tritt demgegenüber zurück, Scheidungen sind leicht und häufig. In patri- und matrilinearen Systemen – ich vereinfache – konstituieren sich dagegen körperschaftliche Abstammungsgruppen; in rechtlich-politischer Hinsicht gehört man zu einer matrilinearen Abstammungsgruppe, weil man das Kind seiner Mutter ist, zu einer patrilinearen wegen der legitimen Bindung der Mutter an ihren Ehemann (ohne Rücksicht auf den ›natürlichen‹ Vater). Die Männer matrilinearer Gruppen beanspruchen die Geburten ihrer Töchter und Schwestern, die Männer patrilinearer Gruppen die ihrer Ehefrauen, Schwägerinnen und Schwiegertöchter. *Corporations never die.* Abstammungsgruppen sind – wie Staaten – auf ihre Unsterblichkeit aus, sie schaffen sich die sozialen und rechtlichen Einrichtungen, um sie zu sichern. Wenn wir einmal annehmen, daß Glück und Unglück einer Ehe überhaupt nicht vom sozialen System abhängen, so erklärt sich also die Differenz der Scheidungsraten nicht aus den individuellen Beziehungen zwischen Mann und Frau, sondern aus dem jeweiligen Zugriff der Körperschaft auf den weiblichen Körper. Staatliche, matri- und patrilineare Körperschaften kontrollieren die Geburten ihrer Frauen, Ehefrauen oder Schwestern. Staaten und matrilineare Gruppen können die Sexualität ihrer weiblichen Angehörigen freigeben. Patrilineare Körperschaften verfügen über den Körper einheiratender fremder Frauen; sie delegieren die sexuellen Rechte über diesen Körper an einen ihrer männlichen Angehörigen, der seinerseits aber rechtlich und politisch der Körperschaft unterstellt bleibt.

Lebenslange, glückliche Ehen sind wohl nicht nur bei uns Ausnahmen. So bedarf es mehr als der guten Worte, um sich oder andere zur Heirat zu bewegen. Diese Aufgabe erfüllt in fast allen afrikanischen Gesellschaften der Brautpreis, die höchst materiellen Güter, die der Bräutigam und seine Verwandten dem Vater und anderen Verwandten der Braut überreichen. Solche ökonomischen Anstrengungen demonstrieren die Ernsthaftigkeit der Absichten. Eine Braut, die umsonst zu haben ist, entwürdigt sich; denn der Brautpreis ist nicht das Geld, mit dem man sich eine Frau kauft, sondern zuerst und zumeist der sichtbare Ausdruck dafür, daß man ihren Wert anerkennt. Zugleich markiert der Brautpreis die Rechtsgültigkeit häuslicher und sexueller Verbindungen. Das gilt für matri- wie für patrilineare Systeme, doch ist der ökonomische Wert in den letzteren in der Regel ungleich höher, da mit ihm das Recht auf die zukünftigen Kinder der Frau verbunden ist.

Wählen wir nun als Bezugspunkt die Gefühle der Frau. Wir setzen voraus, daß sie den Mann liebt, der den Brautpreis zahlt, daß ihre Liebe aber nach einiger Zeit erlischt. Das ist die Stelle, an der sich die sozialen Strukturen, die Netzwerke, Verwandtschaften und Körperschaften den Gefühlen des einzelnen Menschen besonders gewalttätig widersetzen. Vielleicht wird deswegen auch der Brautpreis nur nach und nach entrichtet; denn Scheidungen werden am häufigsten in den ersten Monaten der Ehe erwünscht, wenn der stabilisierende Druck der rechtlichen Einrichtungen am geringsten ist, das junge Paar noch keinen gemeinsamen Haushalt eingerichtet hat und der angezahlte Brautpreis ohne größere Komplikationen wieder eingesammelt werden kann. Ich begnüge mich mit vier Modellen, um die kulturspezifische Differenz des Brautpreises in bezug auf die Wechselwirkungen zwischen Rechten und Gefühlen zu demonstrieren.

Bei den matrilinearen *Krongo* des Sudan verloben sich Mädchen und Jungen schon sehr früh in der Pubertät. Der Junge wird seine Absichten durch eine erste Anzahlung des Brautpreises bekräftigen. Eine repressive Sexualmoral ist unbekannt, außerhalb der Schranken des Inzestverbots verlieben sich Jungen und Mädchen oft und ephemer. Der Junge hat kein Recht, eifersüchtig über seine Verlobte zu wachen, und diese wird den Liebschaften ihres zukünftigen Gatten keine Beachtung schenken. Nur die Verlobten selbst dürfen nicht zusammen schlafen. Diese Regelung scheint die westliche Sexual- und Heiratsmoral gleichsam auf den Kopf zu stellen; sie mag rituell-magisch begründet sein oder einer tieferen psychologischen Einsicht entspringen. Liebesbeziehungen leben, wie Georg Simmel schrieb, von der Illusion ihrer Einzigartigkeit und Ausschließlichkeit, ihre Entfremdung setzt ein, sobald man sich in ihnen ihrer Beliebigkeit bewußt wird, sobald

man ahnt, daß man anstelle dieser einen Frau ebensogut eine andere lieben könnte, anstelle dieses einen Mannes ebensogut einen anderen. Krongo wissen von dieser Entfremdung; und da sie kaum ein Mittel besitzen, ihren Ehen Dauerhaftigkeit zu verleihen – die Frauen behaupten, sie würden nie bei einem Mann bleiben, den sie nicht mehr lieben –, beabsichtigen sie mit der Trennung der Verlobten möglicherweise, die Einzigartigkeit jener Beziehungen zu betonen, auf die sich die Familien gründen. Trotzdem haben es die Männer nicht leicht, ihre Frauen bei sich zu behalten. Enttäuschte Frauen ziehen mit ihren Kindern zu ihrem Bruder oder zu einem anderen Mann.

Einige nördliche Nachbarn der Krongo, wie die *Otoro*, haben die gleiche Wirtschafts- und Lebensform, aber eine patrilineare Sozialorganisation. Die Otoro verbieten vorehelichen Geschlechtsverkehr, erlauben aber ein strikt reguliertes Petting. Eine erste Anzahlung des Brautpreises erlaubt dem Bräutigam abendliche Besuche bei seiner Verlobten, durch weitere Zahlungen erwirbt er das Recht, ihre Brüste zu pressen und an ihren Schamschurz zu fassen. Das Mädchen mag ihn gern gewähren lassen, entscheidend ist aber, daß sie nicht das Recht hat, sich zu widersetzen. Die überreichten Ziegen, Gewehre, Messer, Speere und übrigen Güter ermächtigen den jungen Mann, seine Verlobte (wir könnten sie ebensogut auch schon seine ›Frau‹ nennen) so lange zu schlagen, bis sie ihm die vorgeschriebenen Teile ihres Körpers zur Verfügung stellt. Diese sukzessive Entäußerung des sexuellen Körpers ist die Gegenleistung für die Brautpreiszahlungen, die nach und nach bei den Verwandten des Mädchens eingehen. Dennoch sind auch bei den Otoro Scheidungen nicht selten, doch nehmen sie die besondere Form einer bloßen Übertragung der Rechte an, die man durch den Brautpreis erwirbt. Verlobte Mädchen und verheiratete Frauen können sich entführen lassen, wenn sie einen Mann finden, der bereit ist, für sie zu kämpfen und dem betrogenen Gatten den vollen Brautpreis zurückzuerstatten.

Die exogamen, patrilinearen Abstammungsgruppen der *Tallensi* im Hinterland von Ghana verstehen sich in weit höherem Maße als Körperschaften, denen das Glück ihrer ausheiratenden Töchter und Schwestern am Herzen liegt. Zwar erwirbt auch hier der Bräutigam durch den Brautpreis Rechte auf die sexuellen Dienste der Frau, diese wird jedoch, ohne lange zu zögern, zu ihren Eltern zurückkehren, wenn sie sich ihrem Mann entfremdet. Ihr Vater wird den Brautpreis zurückerstatten und seine Tochter damit zu neuen Bindungen freigeben. Erst wenn die Frau zwei oder mehr Kinder geboren hat, beginnt die Ehe sich zu stabilisieren. Kinderlose Frauen mögen sich dreißigmal und öfter heiraten und scheiden lassen. Scheidungen werden also letztlich nur durch die mystischen Werte behindert, mit denen die Tallensi die Bindungen zwischen Müttern und Kindern umgeben.

Der Extremfall patrilinearer Verrechtlichung findet sich schließlich bei den

südlich der Krongo lebenden *Nuer*. Nach Evans-Pritchard dient bei ihnen der Brautpreis im Grunde nur der vertraglichen Regelung der Frage, welcher politisch-rechtlichen Körperschaft die Kinder einer Frau angehören. Durch den Brautpreis erwirbt eine Abstammungsgruppe das Recht auf alle Kinder der Frau, die einer ihrer Männer heiratet. Viele Frauen sind selbständig genug, um ihren Mann zu verlassen und womöglich der Reihe nach mit mehreren anderen Männern zusammenzuleben. Die Kinder, die sie von diesen anderen Männern empfangen, werden ebenso wie ihre ehelichen Kinder zunächst bei ihr bleiben, doch gehören sie alle zur Abstammungsgruppe des Mannes, in dessen Namen der Brautpreis gezahlt wurde. Zwar erkennen die Nuer gewisse Rechte des natürlichen Vaters an, aber die soziale Vaterschaft bleibt stets an den Brautpreis gebunden. So kann sich keine Frau von sich aus scheiden lassen; sie hat nicht allzuviel Hindernisse zu überwinden, wenn sie ihren Mann verlassen will, doch kann sie sich erst dann wieder verheiraten, wenn einer ihrer Liebhaber oder ihr Vater ihrem Ehemann den vollen Brautpreis entrichtet und damit auch das Recht auf ihre Geburten zurückgewinnt.

Endgültiger Abschied vom Eheleben

Wird ein Mann von seiner Frau verlassen, so muß er, falls er nicht mehrere Frauen besitzt, so schnell wie möglich wieder heiraten, da schwere Tabus ihm die Verrichtung selbst der simpelsten Hausarbeit verbieten. Das kann so weit gehen, daß ein Mann neben einem gefüllten Wassergefäß durstet, weil keine Frau zugegen ist, die es ihm reichen könnte. Der Status der entheirateten Frau mag dagegen von großem Vorteil sein. Manche Gesellschaften gewähren ihren Frauen diesen Status erst mit Eintritt in die Menopause, wenn die Frauen sich rituell als Männer definieren und eine eigene Hütte beziehen oder bei einem ihrer erwachsenen Söhne wohnen. Bei den matrilinearen Tonga von Zambia zum Beispiel können geschiedene Frauen jedoch schon vorher auf eine Wiederverheiratung verzichten. Den männlichen Schutz, dessen sie bedürfen, wird ihnen einer ihrer Brüder gewähren. So gewinnt sie die Möglichkeit, politische und rituelle Ämter zu übernehmen, von denen sexuell kontrollierte Frauen ausgeschlossen sind.
Ich habe nicht die Absicht, eine Dichotomie zwischen der sinnlichen Welt der Körper und der unsinnlichen Welt der Körperschaften zu konstruieren. Natürlich gibt es Riten, Tabus und mystische Sanktionen, die das Individuum auf seine soziale Rolle vorbereiten und es ihm gestatten, sich die Rolle des Ehemannes und Vaters, der Ehefrau und Mutter innerlich anzueignen, so daß der mögliche Gegensatz von Liebe und Ehe, elterlicher Zuneigung und Rechtsgewalt keineswegs immer bewußt wird. Es wäre reizvoll, auf die Initiationsriten einzugehen, die Knaben und Mädchen mit

ihrem Körper vertraut machen und zwischen dem natürlichen und dem gesellschaftlichen Körper vermitteln. Rituelle Vorkehrungen erleichtern die Einfügung ins Eheleben und entlasten den Vorgang der Scheidung, indem sie die innere Ablösung als äußere, rituelle und rechtliche vollständig darstellen. Bei Scheidung und Heirat wechseln nur die Darsteller, die Rollen bleiben dieselben. Die Riten, durch die eine Frau sich endgültig oder für einen längeren, unvorhersehbaren Zeitraum vom Eheleben überhaupt verabschiedet, bezwecken hingegen die Definition einer ganz neuen Rolle, sie initiieren in den Status der entheirateten Frau. An ihnen läßt sich zugespitzt beobachten, wie das Ritual die rechtlichen, ökonomischen, sexuellen und seelischen Momente aufgreift, die in wohl alle Scheidungen hineinspielen.

Die Hausa von Nigeria und Niger gehören zu dem Typus mit staatlicher Organisation und kognatischer Verwandtschaftsrechnung, bei dem die Scheidungsrate extrem hoch ist. Daran hat die islamische Überlagerung nichts geändert, obwohl in ihrer Folge die Kinder immer die Kinder ihres Vaters sind, die Frauen in häuslicher Seklusion gehalten werden, Männer sich sehr leicht von ihren Frauen trennen können und Frauen so lange auf die gerichtliche Bestätigung ihrer Scheidung warten müssen, bis feststeht, daß sie nicht schwanger sind. Frauen warten den Abschluß ihrer Scheidung im Gehöft ihres Vaters ab, oder in einem öffentlichen Frauenhaus, dem Gehöft des Bori-Kults, Bordell und Tempel in einem. Ist die Scheidung vollendet, so können sie sich wiederverheiraten oder ein Leben als Karuwa anfangen. Es ist üblich, die Karuwa als ›Prostituierte‹ zu bezeichnen, doch sollte klar sein, daß wir dabei nicht an die triste Prostitution der Industriegesellschaft zu denken haben; denn die Karuwa wird in der Regel zugleich Medium des Bori-Kults sein, Priesterin einer paganen Religion, die am Rande der islamischen Gesellschaft und trotz kolonialzeitlicher Verbote überdauert hat. Der sexuelle Körper der Karuwa ist dem Mann gegenüber freier als der einer verheirateten Frau, und ihre ekstatischen Tänze im Haus des Bori besitzen einen ästhetischen und eigenen kultischen Reiz, den weder der weibliche Teil des Hauses noch der öffentliche Islam gewähren können.

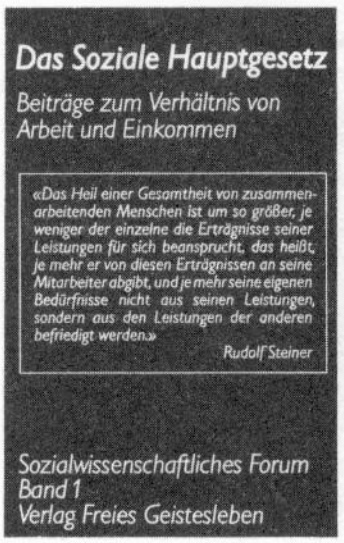
Die Trennung einer Frau vom Status der gewöhnlichen, verheirateten oder geschiedenen Frau, die das Mündel ihres Mannes sein muß, wen immer sie heiratet, nimmt die Form der Initiation in den Bori-Kult an. Indem die geschiedene Frau in das Haus des Bori eintritt, trennt sie sich von der alltäglichen Welt islamischer Normalität. Eine Gottheit wie Schwarze Große-Frau ergreift sie; sie hört auf, sie selbst zu sein, um zum Medium ihrer Gottheit zu werden; indem sie sich den Riten unterzieht und lernt, das Wesen ihrer Gottheit im Tanz auszudrücken, gewinnt sie die neue Identität, in der sie den Männern und der Gesellschaft mit dem Selbstbewußtsein des priesterlichen Mediums ihrer Gottheit gegenübertritt. Männer und junge

Mädchen bewundern die Karuwa wegen ihrer Unabhängigkeit, während die alten Frauen und die öffentliche Moral sie aus dem gleichen Grund verächtlich machen. Gerät das politische System in eine Krise, der die festgelegten Rollen von Mann und Frau nicht länger gewachsen sind, so gewinnt die Emanzipation der Karuwa von der islamischen Sexualmoral politische Bedeutung. Als sich die britische und französische Kolonialmacht aus dem Hausaland zurückzog und sich in Nigeria und Niger moderne politische Parteien bildeten, entstanden die Frauenflügel dieser Parteien aus den Frauen des Bori-Kults, die allein das Selbstbewußtsein und die innere Freiheit besaßen, in der islamischen Gesellschaft öffentlich aufzutreten und mit den ekstatischen Tänzen ihrer Gottheiten für die politische Unabhängigkeit zu werben. Die sexuelle Emanzipation der endgültig Geschiedenen ging in die politische Emanzipation über. In Niger wurde die Karuwa zur Freien Frau. Damit war aber nur die öffentliche Präsenz wiederhergestellt, welche die Frauen des Bori-Kults in der vorislamischen Gesellschaft besessen hatten.

Quellen

Fernandez, James W.: *Bwiti*, Princeton 1982, S. 150–169.
Nadel, S. F.: *The Nuba*, Oxford 1947.
Evans-Pritchard, E. E.: *Man and Woman among the Azande*, London 1974, S. 37-47.
Goody, Jack (Hrsg.): *Kinship*, Harmondsworth 1971, S. 225-260.
Fortes, Meyer: *The Web of Kinship among the Tallensi*, Oxford 1949, S. 84-87.
Evans-Pritchard, E. E.: *Kinship and Marriage among the Nuer*, Oxford 1951, S. 49-123.
Besmer, Fremont E.: »Initiation into the Bori Cult«, in: *Africa* 47, 1977, S. 1-13.

SOZIALE FRAGE UND ANTHROPOSOPHIE



«Das Verwirklichen des Sozialen Hauptgesetzes fordert drei Schritte: der erste, rein äußerliche Schritt wurde innerhalb der Kulturmenschheit – gleichsam instinktiv – bereits in der Vergangenheit vollzogen; er zeigt sich in der durchgehenden *Arbeitsteiligkeit* im Produktionsfelde des Wirtschaftslebens; – der letzte Schritt, der dem Gesetz die zukünftige Erfüllung zu bringen verspricht, fordert, daß als Frucht wachsender Geist-Erkenntnis im Inneren des Menschentums das Ideal der *Brüderlichkeit* die soziale Wirklichkeit bestimmt; – für die Gegenwart aber wird ein bewußt zu vollziehender Schritt im zwischenmenschlichen Bereich des Rechtslebens gefordert, der von Rudolf Steiner so gekennzeichnet wurde: *«Für die Mitmenschen arbeiten und ein gewisses Einkommen zu erzielen, müssen zwei voneinander ganz getrennte Dinge sein.»*

Wilhelm Schmundt

Das Soziale Hauptgesetz Beiträge zum Verhältnis von Arbeit und Einkommen. 280 S., Kt DM 36,– (Sozialwissenschaftliches Forum, Bd. 1) ISBN 3-7725-0859-6

«Zehn zwischen 1905 und 1922 von R. Steiner gehaltene Vorträge zur sozialen Frage, die gemäß dem anthroposophisch orientierten geisteswissenschaftlichen Ansatz als Geistes-, Wirtschafts- und Rechtsfrage gesehen wird. Das Spektrum der behandelten Themen reicht von der Frauenfrage über das Thema der Dreigliederung des sozialen Organismus (auch der Schule, des Grund und Bodens) bis hin zur Friedensproblematik, Völkerbund etc. Trotz eines zweifelsohne hohen Grades an Zeitbedingtheit bleibt die Mehrzahl der Vorträge in wesentlichen Punkten ungemindert aktuell. Ohne Voraussetzungen lesbar. Mit einem vorzüglichen Kommentar von Dietrich Spitta.»

‹ekz-Informationsdienst›

Soziale Frage und Anthroposophie Ausgewählt und herausgegeben von Dietrich Spitta. Zur Neugestaltung des gesellschaftlichen Organismus. 10 Vorträge von Rudolf Steiner. 320 Seiten, Kt DM 14,80.

VERLAG FREIES GEISTES-LEBEN

«Die Erkenntnis *Rudolf Steiners,* daß es ohne Ethik, ohne Ideale keine wahre Lösung der sozialen und wirtschaftlichen Fragen gibt, ist Veranlassung, die Lehre von der assoziativen Wirtschaft mit den Bedingungen neutralen wissenschaftlichen Denkens zu vergleichen. Für das wissenschaftliche Denken ist die Diskussion immer noch nicht abgeschlossen, inwieweit solche Wertvorstellungen als Normen für pragmatisches Verhalten mit dem von *Max Weber* entwickelten Grundsatz von Objektivität und Werturteilsfreiheit wissenschaftlich vereinbar sind. Was in größerer Ausführlichkeit und Breite über die assoziative Wirtschaft in dem Buch von *Latrille* mitgeteilt wird, kann Denkanstöße geben, die Unterschiede zu prüfen, um zu erkennen, wie weit sie übereinstimmen oder im Hinblick auf langfristige Prognosen als Ideale und Utopie abgetan werden soll.»

Otto Neuloh in ‹Zeitschrift für betriebswirtschaftl. Forschung›

Latrille, Wolfgang Assoziative Wirtschaft. Ein Weg zur sozialen Neugestaltung. 198 Seiten, Kt DM 19,– (Zeichen der Zeit Bd. 5) ISBN 3-7725-0827-8

Peter Burke

Städtische Kultur in Italien
zwischen Hochrenaissance und Barock

Ein exemplarisches Buch zum Verständnis des kulturellen Unterbaus einer Epoche, die die Moderne prägte.

Aus dem Englischen von Wolfgang Kaiser
Englische Broschur. 224 Seiten, DM 36,–

Von Peter Burke ist außerdem lieferbar:
Die Renaissance in Italien
Sozialgeschichte einer Kunst zwischen Tradition und Erfindung
Aus dem Englischen von Reinhard Kaiser
2. Auflage. Englische Broschur, Großformat, über 200 Abbildungen. 336 Seiten, DM 48,–

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

Barbara Hamm
In Sachen Meyer gegen Meyer
Rechtsfälle aus dem Scheidungsalltag

»Die Ehe wird auf Lebenszeit geschlossen ...!« Mit dieser lapidaren Feststellung beginnt ein Münchener Familienrichter regelmäßig die Scheidungsverhandlungen und löst damit bei den Scheidungskandidaten einen leichten Schauder aus. Dabei wiederholt der Richter nur die Feststellung, die der Gesetzgeber vor bald zehn Jahren bei der Umstellung des Scheidungsrechts vom sogenannten »Verschuldensprinzip« auf das »Zerrüttungsprinzip« ausdrücklich im Gesetzestext verankert hat – zum ersten Mal übrigens, denn den früheren Gesetzgebern galt die Unauflöslichkeit der Ehe als so selbstverständlich, daß sie keiner expliziten Erwähnung für notwendig erachtet wurde. Trotz der Erleichterung der Scheidung durch die Reform von 1976/77 wollte der Gesetzgeber gleichzeitig nochmals mahnend auf den im Grundgesetz garantierten Schutz der Ehe hinweisen. Die Provokation in den Worten des Richters liegt im Widerspruch zwischen der vom Gesetz deklarierten Unauflöslichkeit der Ehe und der aktuellen Scheidungssituation.
Die allgemeine Einschätzung der Ehe hat sich durch die Erleichterung der Scheidung wohl kaum verändert. Es waren lediglich äußere Zwänge, die durch die überfällige Reform beseitigt wurden. Hierfür ein Beispiel:

Hinter dem bürgerlichen Namen des 65jährigen Herrn Meyer verbarg sich das Pseudonym eines bekannten Autors von Boulevard-Stücken. Ernst Meyer kam 1977, kurz vor Inkrafttreten der Scheidungsreform, mit seinem »Fall« in meine Sprechstunde. Er hatte sich vor 14 Jahren von seiner Frau getrennt und lebte seither glücklich in nunmehr schon wieder durchaus gesetzter, aber eben außerehelicher Beziehung mit einer erheblich jüngeren Schauspielerin. Seine Ehefrau hatte sich seit eben diesen 14 Jahren der Scheidung erfolgreich widersetzt. Jetzt wollte Ernst M. endlich der Möglichkeiten des neuen Scheidungsrechts teilhaftig werden. Blendend aussehend und mit dem Charme einer gut inszenierten Unbeholfenheit in praktischen Dingen ausgestattet, glich er einem der Gentlemen aus seinen eigenen Stücken. Vor allem sollte die Scheidung jetzt sehr schnell gehen. Der Grund war nur allzu dringend: Ernst M. war bereits vor einigen Jahren wegen eines Herzleidens operiert worden. Er mußte sich in Kürze einer weiteren lebensbedrohlichen Operation unterziehen. Seine Lebensgefährtin Ruth wollte er noch vor der Operation heiraten, um ihr rechtzeitig den »Witwen-Status« zu verschaffen.

Die mittlerweile rechtlich problemlose Scheidung zog sich längere Zeit hin, da es nach der Reform zu einem wahren »Stau« bei den Gerichten gekom-

men war. Zu viele – es waren meist Männer – drängten gleichzeitig zu den Gerichten, um ihre teils schon jahrzehntelang bestehenden neuen Hausstände nach endlich möglicher Scheidung legalisieren zu können. Viele andere Scheidungswillige hatten die Prozesse hingezogen, um bestimmte Vorteile des neuen Rechts auszunutzen. Außerdem tat Frau M. alles ihrem Anwalt Mögliche, die Sache zu verzögern. Gerade im Hinblick auf den gefährdeten Gesundheitszustand ihres Mannes wollte auch sie sich der Rechte einer Witwenpension nicht begeben. Die Operation meines Mandanten war schließlich nicht länger aufzuschieben. Zum Glück verlief sie erfolgreich. Beim Scheidungstermin lernte ich dann auch Frau M. kennen. Es war schwierig, sich den weltläufigen, ironischen Ernst M. und seine verbitterte, jetzt unansehnliche Frau als Paar vorzustellen, das sie einmal gewesen waren. Frau M. maß ihren Mann und vor allem auch mich mit vorwurfsvollen Blicken; zwischen den »Eheleuten« wurde kein Wort gewechselt. Die Bindung von Frau M. an ihren Mann bestand nur noch in dem Wunsch, ihm zu schaden. Übrigens: kein untypischer Fall.

Die Reform ermöglichte die Scheidung ohne Rücksicht auf das Vorliegen einer »Eheverfehlung« des Scheidungsgegners. Den Hintergrund bilden die konstanten Konstellationen jeder zerrütteten Ehe, die Trennungsmuster, die unabhängig von Scheidungsrechts-Änderungen bestehen. Es sind gar nicht so viele: Eifersucht, Ehebruch, Begründung einer neuen Partnerschaft; Geiz und Verschwendung; autoritäres Verhalten, Beleidigungen, Tätlichkeiten; Sucht, insbesondere Alkohol- und Tablettenabhängigkeit; Unfruchtbarkeit und Impotenz. Wen es überrascht, auf wie wenige Grundmuster die Scheidungsgründe zusammenschrumpfen, der sollte sich erinnern, daß es auch nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Neurosen gibt und auch nur zwölf Sternbilder.

Fälle wie die von Herrn M. waren vor der Reform gar nicht selten. Immerhin hatte Herr M. die finanziellen Mittel, einfach auszuziehen und sich eine zweite Wohnung einzurichten. Ganz anders sah es damals für die Frauen aus, wenn sie, was die Regel war, durch Kinder gebunden, keiner Berufstätigkeit nachgehen konnten und deshalb finanziell abhängig waren. Frau K. beispielsweise war damals buchstäblich in der Ehe gefangen.

Als sie 1974 in meine Kanzlei kam, eine 31jährige Frau mit wachen, neugierigen Augen, war ich von ihrem Schicksal eingenommen. Mit 18 Jahren, kurz vor dem Abitur, hatte sie ein uneheliches Kind von einem Perser bekommen. Die Katastrophe für ihr kleinbürgerliches Elternhaus war komplett! Die Eltern beschworen Karin K., das Kind zur Adoption freizugeben. Gleichzeitig lernte sie ihren jetzigen Mann kennen, einen 12 Jahre älteren Osram-Angestellten, der sie heiraten wollte, aber ebenfalls auf die Fortgabe des Kindes drängte. Karin K. gab dem Druck nach, das Kind fand Adoptiveltern. Um aus allem herauszukommen, vor allem aus dem Elternhaus, heiratete sie in Hoffnung auf ein gutgeordnetes Leben. Ein paar Jahre ging die Sache halbwegs gut. Zuerst jobbte Karin K. im Büro, dann kam eine Tochter (jetzt 5 Jahre alt). Umzug in eine Drei-Zimmer-Wohnung in einer Neubausiedlung am Rand der Stadt – der

Grundstein für das Grüne-Witwen-Dasein war gelegt. Zum Unglück für das eheliche Gleichgewicht begann Karin K. geistig zu erwachen. Sie fing an, sich für Literatur zu interessieren und sogar selbst zu schreiben, Tagebücher, Erzählungen, dann Theaterstücke. So kam sie in Kontakt mit den Mitarbeitern kleinerer Studiotheater. Auch politisch engagierte sie sich, nicht überraschenderweise links und feministisch.

In ihrem »Gammel-Look«, angriffslustig und sarkastisch, aber gleichzeitig auch äußerst verletzlich, wirkte sie wie eine typische Vertreterin der Ausläufer der 68er-Bewegung. Man kann sich gut vorstellen, daß Herr K. von all dem nicht begeistert war. Die Frau, die er einstmals »von der schiefen Bahn« gebracht hatte, begann seiner Führung zu entgleiten. Herr K. wehrte sich, so gut er konnte: Er stellte fest, daß der Haushalt nicht mehr ordentlich geführt, die Wäsche nicht gebügelt, die Fenster nicht geputzt waren. Vor allem empörte ihn der nach seiner Meinung unmäßige Konsum seiner Frau an Zigaretten, Kaffee und Alkohol, für ihn Symbol ihrer Intellektualisierung. Karin K. sollte ihrem Mann nun jeden Abend ein Haushaltsbuch vorlegen, damit er die Kontrolle über ihre persönlichen Ausgaben hatte. An Kaffeedosen und Likörflaschen brachte er Markierungen an, um ihren Verbrauch zu verfolgen. Frau K. konterte mit ihrer neu erworbenen Schlagfertigkeit. Mir gegenüber titulierte sie ihren Mann als »Osram-Birne«, und ich fürchte, sie war auch ihm gegenüber mit solchen Charakterisierungen nicht zurückhaltend. Da Herr K. Gesellschaft nicht schätzte, gab es kein gemeinsames soziales Umfeld. Sein einziges Hobby war das »Joggen« im nahegelegenen Forst, das Karin K. nun nicht mehr teilen mochte. Aus diesem Treibhaus gegenseitiger Anfeindungen wollte Karin K. heraus. Dies war nach dem alten Scheidungsrecht nicht leicht zu bewerkstelligen. Herr K. widersetzte sich der Trennung, die er als Bedrohung seiner Existenz empfand. Um aus der Wohnung ausziehen zu können, hätte Frau K. Unterhalt für die Tochter und für sich erhalten müssen; dazu aber benötigte sie nach dem damaligen Gesetz ein »Recht« zum Getrenntleben. Wie hätte sie die Schikanen ihres Mannes beweisen können? Ein schuldhaftes Verhalten im Sinne des alten Scheidungsrechts war Herrn K. kaum nachzuweisen, da er zunächst einmal alles bestritt, was seine Frau ihm vorwarf. Ich konnte aufgrund der damaligen Gesetzeslage Frau K. nicht zur Trennung und Scheidung raten, da der Erfolg eines Prozesses recht ungewiß erschien. Da die Reform des Scheidungsrechts in ein bis zwei Jahren zu erwarten war, riet ich Frau K. zur Geduld. Die aber konnte sie nicht aufbringen. Ich hatte zwar die Hoffnung, daß Herr K. im Prozeß sein schikanöses Verhalten ihr gegenüber vor dem Richter nicht würde verschleiern können, was dann auch zutraf, doch fehlte Frau K. die Geduld, den lang dauernden Prozeß abzuwarten. Sie stieg aus der Ehe aus, ohne das Netz eines sicheren Unterhalts, und schloß sich mit ihrer Tochter Katja einer WG an. Dem Vater gelang es einige Zeit später, Katja, die sich in der ungesicherten Situation

der WG nicht eingewöhnen konnte, zu sich zurückzuholen. Er engagierte für Katja eine Betreuerin. Frau K., deren emanzipatorische Karriere bei den Richtern ohnehin auf wenig Gegenliebe gestoßen war, bekam schließlich keinen Unterhalt, da sie als »mitschuldig« angesehen wurde, was nach damaligem Recht zum Verlust des Unterhaltsanspruchs führte. Für die Fortsetzung des Rechtsstreits hatte Karin K. keine Kraft mehr.
Vergleichsweise problemlos konnte sich nach der Reform im Jahre 1980 Frau B. aus ihrer Ehe lösen.

Die 27jährige Lisa B. erklärte mir schon zu Beginn der ersten Besprechung ihren unabänderlichen Beschluß, sich von ihrem Mann zu trennen. Ich konnte es kaum glauben, daß sie vier Kinder hatte und dazu ein Kind aus der ersten Ehe ihres Mannes versorgte. Sie selbst sah ja noch aus wie ein Kind. Ihren eisernen Willen sollte ich in der Folgezeit noch kennenlernen. Ihr zehn Jahre älterer Mann, ein Statistiker, hatte die junge Studentin, die damals Grundschullehrerin werden wollte, ins Haus geholt, um seine vierjährige Tochter zu betreuen. Dieses Kind hatte er seiner damaligen Frau, die ihn verlassen hatte und zu unerfahren war, um sich gegen seine Machenschaften zu wehren, buchstäblich abgejagt. Heimliches Motiv seiner Beziehung zu Lisa B. war, eine funktionierende neue Familie zu gründen, um seine Chancen im Streit um das Sorgerecht für die Tochter zu erhöhen. Ein gemeinsames Kind mit Lisa sollte den Eindruck von Respektabilität festigen.
Lisa B. war verliebt in Herrn B. und vor allem auch in ihre neue Aufgabe. Kinder hatte sie schon immer haben wollen. Allerdings konnte sie sich trotz ihrer neuen Aufgaben des Gefühls einer zunehmenden Einsamkeit nicht erwehren. Herr B. war zufrieden, wenn zu Hause alles lief, im übrigen verbrachte er die meiste Zeit, auch abends und am Wochenende, in »seinem Institut«. Um das Gefühl der inneren Leere auszufüllen, ließ Lisa B. es zu drei weiteren Schwangerschaften kommen. Herr B. war mit ihrem Kinderwunsch einverstanden, kümmerte sich allerdings immer weniger um seine Frau. Fast hatte man den Eindruck, er fliehe die familiäre Situation. Lisa B.s Versuche, ihren Mann aus seiner Reserve zu locken, waren erfolglos. Briefe, die sie ihm abendlich schrieb – sie war in der Regel schon im Bett, wenn ihr Mann gegen Mitternacht nach Hause kam –, blieben ohne Antwort. Aus einem vergleichsweise banalen Anlaß – ihr Mann hatte sich ein Hemd gekauft, das sie albern modisch fand – kam es Lisa B. plötzlich zu Bewußtsein, daß sie ihren Mann nicht mehr liebte. Kurz darauf lernte sie einen Studenten aus der Nachbarschaft kennen, mit dem sie eine Beziehung entwickelte.

Mit der gleichen Energie, mit der Frau B. einstmals ihre Ehe begründet hatte, betrieb sie nun deren Auflösung. Herr B. fiel aus allen Wolken und wehrte sich gegen die Trennung. Nach seiner Überzeugung hatte Lisa B. die völlig intakte Ehe durch Ehebruch zerstört. Mit solchen Einwendungen konnte Herr B. aber nach der Scheidungsreform von 1976 nicht verhindern, daß seine Frau die elterliche Sorge für die Kinder und Unterhalt erhielt, der ihr den Auszug ermöglichte. Ob Frau B. ein »Recht« zum Getrenntleben hatte, ob sie an der Zerrüttung der Ehe ein Mitverschulden trug, spielte nun keine Rolle mehr. Da sie vier Kinder zu betreuen hatte, stand ihr Unterhaltsanspruch außer Diskussion.
Kam Lisa B. noch voll in den Genuß der Familienrechtsreform, so stand schon kurze Zeit später eine Gesetzesänderung ins Haus, durch die die Unterhaltsansprüche Geschiedener einer gründlichen Revision unterzogen

werden sollten. Durch Urteil vom 14. 7. 1981 bestimmte das Bundesverfassungsgericht, es müsse grundsätzlich möglich sein, gegen eine Frau auch dann, wenn sie Kinder aus der Ehe zu versorgen habe, den Einwand der »groben Unbilligkeit« der Unterhaltszahlung zu erheben. Nach bisher geltendem Recht hatte eine kinderbetreuende Frau in jedem Fall Anspruch auf Unterhalt gehabt.

Als Folge dieses Urteils des Bundesverfassungsgerichts war der Gesetzgeber in seiner politischen Zusammensetzung seit 1982 nur allzu gern bereit, das ungeliebte Unterhaltsrecht neu zu gestalten: Er durchsetzte es mit einer Reihe neuer Billigkeitsklauseln, aufgrund derer der Ausschluß, die Herabsetzung oder die zeitliche Begrenzung von Unterhaltsansprüchen (wieder) ermöglicht wurden. Infolge der Gesetzesänderung vom April 1986 wird nun jeweils geprüft, ob der Empfänger den Unterhalt auch »verdient«. »Meine Frau ist aus einer vollkommen intakten Ehe ausgebrochen ...« – mit dieser und ähnlichen Behauptungen wehren sich Männer seither gegen die Unterhaltszahlung. Wir sind wieder soweit, daß in den meisten Scheidungsprozessen wie anno dazumal die »schmutzige Wäsche« gewaschen werden muß. Ehebruch *während* der Ehe oder eine nichteheliche Lebensgemeinschaft mit einem neuen Partner *nach* der Scheidung (!) lassen die Unterhaltszahlung an die geschiedene Mutter, obwohl sie die ehelichen Kinder weiter versorgt, von vornherein als »unbillig« erscheinen. Die drastische Kürzung der Unterhaltsansprüche bzw. ihr kompletter Wegfall, sobald die Kinder aus dem Betreuungsalter heraus sind, sind jetzt nach Billigkeitsprüfung wieder möglich. Frauen ohne Kinder sehen ihre früher berechtigten Ansprüche jetzt noch weitaus strengerer Billigkeitsprüfung ausgesetzt. Aus der Reaktion der Bevölkerung läßt sich schließen, daß der Verschuldensgedanke eigentlich dem Rechtsgefühl einer großen Mehrheit, auch der Frauen, entspricht. Das böse Erwachen kommt erst, wenn man – als Frau – selbst von einer Scheidung betroffen ist. »Selbstverwirklichung ja, aber nicht auf Kosten des Mannes ...«, äußert eine Richterin gegenüber einer Mandantin, die sich von ihrem Mann trennen will – wohlgemerkt ohne sich einer »eindeutig bei ihr liegenden Eheverfehlung« schuldig gemacht zu haben und obwohl sie ein fünfjähriges Kind zu versorgen hat.

Solche Worte umschreiben einen allgemeinen Stimmungswechsel. Die Frau wird wieder als »Schmarotzerin« am hart verdienten Einkommen des Mannes gesehen. Insbesondere das Risiko der Arbeitslosigkeit soll nun auf die Frau abgewälzt werden. »Die Antragstellerin teilt ihr Schicksal mit sehr vielen Akademikern, die gegenwärtig keinen ihrer Ausbildung entsprechenden Arbeitsplatz finden können ...« So steht es in einem Beschluß des Oberlandesgerichts München. Deshalb müßten solche Akademiker zwangsläufig eine andere, ihrer Ausbildung und ihren Fähigkeiten möglicherweise nicht optimal entsprechende Tätigkeit ausüben, sofern sie nicht

von Sozialhilfe leben wollten. Nachdem in der Bundesrepublik schließlich jeder kostenlos studieren könne, dürfe das Risiko, ob ein unterhaltsberechtigter geschiedener Ehegatte einen seiner Ausbildung entsprechenden geeigneten Arbeitsplatz finde, nicht allein dem unterhaltspflichtigen Ehegatten aufgebürdet werden. Mit dieser Argumentation begründet das Oberlandesgericht seine Auffassung, daß die arbeitslose Sozialpädagogin Frau F. »bei wirklich ernsthaftem Bemühen« ein monatliches Netto-Einkommen von jedenfalls DM 650.- erwerben könne.

Die Scheidung von Frau F. liegt schon 13 Jahre zurück. Sie war nach früherem Recht »schuldlos« geschieden. Die beiden Kinder, bei der Scheidung 2 bzw. 7 Jahre alt, waren jetzt 15 bzw. 20 Jahre alt. Die 43jährige Frau F. ist, da das jüngere Kind nun 15 Jahre ist, wieder zur vollen Erwerbstätigkeit verpflichtet. Vor der Ehe hat sie als Bürokraft gearbeitet. Als die Ehe kriselte, holte sie das Abitur nach und studierte anschließend Sozialpädagogik. Das Studium fiel ihr nicht leicht. Es erstreckte sich über mehrere Jahre. Doch schließlich konnte sie ihr Diplom erwerben. Seither ist sie arbeitslos. Solange die jüngere Tochter noch in der Pubertät war, wollte sie nachmittags für das Kind sorgen. Sie suchte deshalb zunächst nur eine Halbtagsstelle, allerdings vergeblich. Nun soll sie nach der Meinung der Richter eine Ganztagsbeschäftigung annehmen.

Dies ist aber, wie die Richterin selbst einräumt, im Beruf einer Sozialpädagogin »gerichtsbekannt« unmöglich. Dennoch soll Frau F. auf irgendeine Weise 650 Mark netto verdienen. Die Frage, mit welcher »angemessenen« Tätigkeit dies wohl möglich sei, beantwortete die Richterin mit einem Schulterzucken. Sie weiß es selbst nicht. »Unser Vorsitzender kennt eine Frau, die bei Mercedes in der Werbung arbeitet, dort verdient sie viel mehr als eine Akademikerin ...« Meine Mandantin ist leider nicht der Typ, der ein Unterkommen bei Mercedes finden könnte. Ich habe den Eindruck, daß sie nervlich so labil und zerrüttet ist, daß sie einer Arbeit gar nicht nachgehen kann, ein Zustand, den ihr der Arzt auch durch ein Attest bestätigt hat. Die Richter sprechen in solchen Fällen gern von »Rentenneurose«, der am besten mit Arbeit zu begegnen sei! Der Circulus vitiosus angesichts der heutigen Arbeitslosigkeit ist offenkundig. Ausgerechnet in Zeiten der höchsten Frauenarbeitslosigkeit, die es je gab, wird der geschiedenen Frau auferlegt, sich selbst zu unterhalten. Richter bemühen sich neuerdings sogar um eine tiefenpsychologische Deutung von Unterhaltswünschen und führen diese zurück auf eine »über die Scheidung hinaus wirkende Eltern-Kind-Beziehung«, die aufgelöst werden müsse – durch die Beschränkung des Unterhalts! Zum »biologischen« Nachteil, der daraus resultiert, daß die Frau wegen der Erziehung von Kindern keine eigene berufliche Karriere machen konnte, kommt im Fall der Scheidung der moralische Tadel durch den Richter, nicht smart genug zu sein, um sich einen einträglichen Job zu verschaffen. Es geschieht selten, daß Frauen mit einer qualifizierten Berufsausbildung die Chance, einen Beruf auszuüben, nicht wahrnehmen. Die Sekretärin, die Lehrerin, die Graphikerin, die ihren Beruf während der Ehe

nicht oder nur kurzfristig unterbrochen haben, werden bereitwillig ins Erwerbsleben zurückkehren. Anders liegt der Fall bei der ehemaligen Arzthelferin, die 15 oder 20 Jahre mit dem gutverdienenden Chefarzt verheiratet war und der jetzt zugemutet wird, wieder eine »angemessene Erwerbstätigkeit« aufzunehmen. Das bürgerliche Statusdenken läßt ihr die Rückkehr in den Beruf der Arzthelferin unzumutbar erscheinen. Umschulung in einen anderen Beruf? Welcher Beruf, den man mit 45 Jahren noch erlernen kann und der Aussicht auf Verdienst hat, erscheint »angemessen«? Keine großen Probleme haben nach meiner Erfahrung Frauen aus weniger privilegierten Schichten, sich in einen nicht »angemessenen« Beruf einzugliedern. Erna S., die 40jährige Frau eines Gewerkschaftsfunktionärs, der sich im Verlauf der 20jährigen Ehe eine gehobene Position erworben hatte, war beispielsweise bereit, sich an die Kasse eines Supermarktes zu setzen. Sie konnte dies mit ihrem gesellschaftlichen Selbstverständnis in Einklang bringen, obwohl die Tätigkeit dem Status ihres Ehemannes sicherlich nicht mehr entsprach. Die Einstellung solcher Frauen zur Arbeit mag Anerkennung auslösen. Die Jahrtausende alte Selbstbescheidung der Frau darf aber nicht zum Maßstab einer gesetzlichen Unterhaltsregelung gemacht werden. Die unterhaltsrechtliche Wende des Jahres 1986 macht es wieder zur Realität: Bei der geschiedenen Frau geht es, ob im Streit oder im Guten, um die materielle und die gesellschaftliche Existenz. Beim Mann geht es zumeist nur um eine Einschränkung in seinen finanziellen Möglichkeiten, während ihm sein Status bleibt.

Akribische buchhalterische Berechnungen von Unterhalt, Vermögens- und Rentenausgleich bilden den Schwerpunkt anwaltlicher Tätigkeit in Scheidungsfällen. Die oft ebenso notwendige Anteilnahme an den psychologischen Hintergründen tritt demgegenüber meistens zurück. Aber es gibt Fälle, in denen man als Anwalt zur Entscheidungshilfe im Trennungsdrama gefordert ist.

Silvia S., Ende 30, blond gebleicht, legte offensichtlich großen Wert auf schicke, figurbetonte Aufmachung. Im Augenblick war sie ziemlich aufgeregt, weil ihr Mann, ein Versicherungskaufmann, sie aus ihrem Haus, einem Bungalow, für eine Nacht ausgesperrt habe. Ihr Mann sei krankhaft eifersüchtig. Er sei durchgedreht, da sie von einem Tanzabend im Tennisclub erst um Mitternacht nach Hause gekommen sei. Sie habe die Nacht bei ihrer Mutter verbringen müssen. Begleiten wollte ihr Mann sie bei ihren Unternehmungen nicht. Silvia S. war kinderlos und hatte ihren Beruf als Sekretärin aufgegeben, weil sie dank des guten Einkommens ihres Mannes nicht mehr arbeiten mußte. Offensichtlich suchte sie der Langeweile zu entgehen, indem sie sich dem Tennisclub anschloß. Ihr Mann, so beklagte sie, habe an rein gar nichts Interesse. Er verfolge sie nur mit seiner Eifersucht und habe dann Wutausbrüche, die sie in Angst versetzten.

Ich riet Frau S., wieder eine Berufstätigkeit aufzunehmen, damit sie auf andere Gedanken komme. Mein Vorschlag stieß jedoch auf wenig Gegenliebe. Einige Zeit später fand sich Frau S. wieder bei mir ein:

Es sei zu einer neuen heftigen Auseinandersetzung wegen grundloser Eifersucht ihres Mannes gekommen, bei der ihr Mann in einem Wutanfall eine Glastür eingetreten habe, hinter der sie sich eingesperrt hatte. Frau S. hatte nun wirklich Angst. Sie wollte das Ganze nicht weiter mitmachen. Ich sollte ihrem Mann erklären, daß sie sich von ihm trennen wolle. Außerdem wolle sie Unterhalt, und das nicht zu wenig. Herr S. reagierte auf die Trennungsabsicht seiner Frau rabiat: Er sperrte den Strom in dem Teil des Hauses, den Frau S. für sich bewohnen wollte; außerdem verriegelte er Küche und Badezimmer. Ein weiteres Mal ließ Herr S. seine Frau in einer Winternacht nicht ins Haus.

Es war bei dieser Sachlage nicht schwer, einen Gerichtsbeschluß zu erwirken, mit dem Herrn S. geboten wurde, Bad und Küche wieder aufzusperren und Frau S. auch sonst ihren Wohnbereich ohne Behinderung zu überlassen. Da Silvia S. Miteigentümerin des Hauses war, wollte ich ihr nicht raten, ohne wirklich dringenden Grund auszuziehen. Frau S. fühlte sich aber durch ihren Mann zunehmend bedroht. Als ich beim Gerichtstermin Herrn S. zum ersten Mal sah, wurde mir klar, daß meine Mandantin möglicherweise wirklich gefährdet war. Nur mühsam konnte Herr S. seine Fassade von Anpassungsbereitschaft gegenüber dem Richter aufrecht erhalten, hinter der sich ganz offensichtlich die Neigung zu unkontrolliert durchbrechender Aggressivität verbarg. Es gibt sicher dramatischere Fälle von Gewalttätigkeit, wie sie z. B. aus Berichten über Frauenhäuser bekannt sind. Dennoch fühlte ich mich im Konflikt zwischen dem Bestreben, Frau S. ihre materiellen Ansprüche zu sichern, und der Sorge um ihre persönliche Sicherheit genötigt, ihr zum sofortigen Auszug zu raten. Es gibt nämlich Trennungen, die tödlich enden.

Vor einigen Jahren suchte mich Frau Hannelore F., Mitte Dreißig, zwei Kinder, zu einer Beratung auf. Sie war zutiefst bedrückt, weil ihr Mann seit Monaten eine Freundin habe, bei der er ganz offiziell viele Abende und gelegentlich auch Nächte verbringe. Sie wollte nur eins: ihren Mann zurückhaben. Aber dies schien nicht erreichbar zu sein. Da Herr F. immer offener seiner anderen Beziehung nachging und er seine Frau auch finanziell allzu knapp hielt, entschloß sich meine Mandantin schweren Herzens zur Trennung. Es schien in diesem Fall nicht schwierig, die räumliche Trennung zu vollziehen, da Herr F. inzwischen wochenlang ganz von zu Hause weggeblieben war. Aber sobald seine Frau einige Räume des Hauses mit den beiden Kindern allein benutzen wollte, setzte sich Herr F. prompt in »seinem« Haus fest, und zwar in allen Räumen. Wenn Frau F. für sich und die Kinder den Tisch deckte, gesellte sich ihr Mann mit seinem Essen dazu. Er behauptete seinen Platz im Ehebett und vor dem Fernseher. Frau F. war nun nicht mehr bereit, dies hinzunehmen. Es konnte ein Gerichtsbeschluß erwirkt werden, durch den Herrn F. verboten wurde, das Wohn- und Schlafzimmer zu betreten. Herr F. sollte den ausgebauten Dachstuhl für sich alleine benutzen. Darauf geschah das völlig Unerwartete: Herr F., anscheinend außer sich vor Verblüffung und Wut über den Gerichtsbeschluß, ging in die Garage und vergiftete sich mit den Abgasen seines Autos.

Der Kampf der Eheleute überdauert oft die Scheidung. Hauptleidtragende – man weiß es längst – sind die Kinder. Durch den Verlust eines Elternteils in ihrer Lebensgrundlage bedroht, werden sie zudem häufig in einen kaum zu bewältigenden Loyalitätskonflikt gestürzt. In ihrer Grundangst, selbst verlassen zu werden, beziehen sie die Abwendung eines Elternteils vom ande-

ren auf sich. Häufig ergreifen sie die Partei des verlassenen »schuldlosen« Elternteils. Obwohl zumeist gleich starke Bindungen zu beiden Eltern existieren, entsteht in solchen Situationen in den Kindern ein Loyalitätskonflikt, der sie zu dem Entschluß führt, um jeden Preis an dem verlassenen Elternteil festzuhalten. Da nach dem geltenden Recht im streitigen Sorgerechtsverfahren auch schon Kinder im Vorschulalter vom Richter angehört werden müssen, kommt es nun häufiger zu Sorgerechtsentscheidungen, bei denen dem Willen des Kindes eine ganz erhebliche Bedeutung zufällt.

Frau Heidi M., eine 35jährige Sozialarbeiterin, will die Scheidung einreichen. Ihr Mann, der wegen schwerer MS bereits im Alter von 40 Jahren Rentner ist, versorgt den Haushalt und die beiden Kinder, den achtjährigen Alfred und die zehnjährige Elisabeth. Meine Mandantin arbeitet vor allem aus finanziellen Gründen ganztags. Durch die Krankheit ist ihr Mann auch psychisch belastet und in seiner Persönlichkeit verändert. Wegen seiner Bewegungsbehinderung vergräbt er sich in der Wohnung und meidet alle Kontakte mit der Außenwelt. Am meisten ist Heidi M. durch die Wutausbrüche und ständigen Aggressionen ihres Mannes betroffen. Aber auch mit den anderen Hausbewohnern hat Herr M. laufend Streit. Vor den Kindern beleidigt er seine Frau als Schlampe und Nutte; er wird auch gegen sie tätlich. Die Kontrolle über die Kinder und den Haushalt will Herr M. ganz und gar an sich reißen; seine Frau soll nichts mehr mitzureden haben. Insbesondere darüber kommt es zu bösartigen Auseinandersetzungen. Heidi M. hält es in der kleinen Wohnung, in der ihr jede Mitsprache streitig gemacht wird, nicht mehr aus. Die sehr attraktive junge Frau verliebt sich in einen anderen Mann, einen Autohändler, der für Heidi M. und die Kinder sorgen will. Nun hat Herr M. endlich moralischen Anlaß, sich über seine Frau zu erregen. Vor den Kindern hält er ihr ihren »Liebhaber« vor; die Beschimpfung »Hure« hat nun endlich einen aus seiner Sicht berechtigten Grund.

Aus der Sicht der Kinder wurde der kranke Vater von der Mutter betrogen und schließlich verlassen. Beide Kinder haben ein zärtliches Verhältnis zu ihrer Mutter, die sie ohnehin wegen deren Berufstätigkeit zu wenig für sich haben. Das Zusammensein mit dem schwierigen, auch gegenüber den Kindern teilweise rechthaberisch und unkontrolliert auftretenden Vater ist für sie oft gar nicht so einfach. Dennoch lieben sie den Vater sehr und solidarisieren sich im Streit der Eltern mit ihm, der ihnen mehr Stabilität und Verläßlichkeit zu geben scheint.

Der Streit durch zwei Gerichtsinstanzen geht allein darum, ob der Mutter oder dem Vater das Sorgerecht zu übertragen ist. Ein psychologisches Sachverständigengutachten kommt zu dem Ergebnis, daß Heidi M. besser geeignet sei, die elterliche Sorge auszuüben. Die Kinder seien mit ihrer Helferrolle gegenüber dem Vater überfordert, und der Vater würde die Kinder zu stark an sich binden. Demgegenüber könnte die Mutter den Kindern mehr Eigenständigkeit und Ablösung ermöglichen. Die Neigungen und Bindungen der Kinder werden vom Gutachter im Hinblick auf beide Eltern als gleich stark beurteilt. Die Richter waren bei den gegebenen Umständen geneigt, die elterliche Sorge auf die Mutter zu übertragen. Die wiederholte Anhörung der Kinder ergab jedoch, daß diese so energisch ihren Wunsch

vertraten, beim Vater zu bleiben, daß die Richter sich diesem Willen der Kinder nicht entgegenstellen mochten. Die Kinder wirkten aufgeweckt und durchaus nicht psychisch gestört. Sie waren gegenüber Argumenten und Überredungsversuchen der Richter, es doch bei der Mutter zu versuchen, zwar offen, änderten jedoch ihre Meinung nicht.

»Jedes Kind hat ein unveräußerliches Recht auf seine Mutter und umgekehrt«, war kürzlich im *Freibeuter* zu lesen. Gisela Erler forderte ein »Grundrecht« der Mutter auf ihre Kinder bei entsprechender Unterhaltszahlung notfalls durch die öffentliche Hand. Der geschilderte Fall zeigt aber, daß Kinder durchaus auch ein Recht auf ihre Väter erheben. Mit fundamental-feministischem Mutter-Pathos können wir nicht über das Schicksal von Kindern verfügen. In mir bekannten Fällen haben sich Kinder im Alter zwischen sieben und zehn Jahren – soweit überhaupt ein Angebot des Vaters gegeben war – mit Nachdruck für ihre Väter entschieden, obgleich die Mütter weit weniger Anlaß für einen Loyalitätskonflikt gaben als beispielsweise Heidi M. Kinder haben sogar in Kauf genommen, daß ihr Vater sie wegen seiner Berufstätigkeit tagsüber einer Tagesmutter oder seiner neuen Partnerin überlassen mußte, und dennoch das Leben beim Vater vorgezogen. Die Verwöhnung mit finanziellen Annehmlichkeiten ist dabei keineswegs ausschlaggebend für die Neigungen der Kinder, vor allem nicht in dieser Altersstufe.

Die richterliche Anhörung von Kindern, die Möglichkeit des gemeinsamen Sorgerechts der Eltern auch nach der Scheidung, eine Unterhaltsregelung auf der Grundlage der Erkenntnis, daß das Scheitern einer Ehe regelmäßig von beiden Partnern verursacht wurde und die Folgen daher gemeinsam zu tragen sind, das waren die fortschrittlichen Gedanken der Neugestaltung des Familienrechts durch Gesetz und Rechtsprechung seit Mitte der siebziger Jahre. Durch die »Wendepolitik« seit 1982 wurde vor allem das Unterhaltsrecht unter dem Vorwand der Verhinderung von Mißbrauch – der bekanntermaßen bei keiner wie immer gearteten gesetzlichen Regelung auszuschließen ist – in seiner ursprünglichen Qualität verletzt. Die Folge ist die Wiederkehr des »Schuldprinzips«, die widersinnige Abrechnung am Ende einer Ehe durch additiven Vortrag von »Verfehlungen«, der zur Abwehr oder eben Erkämpfung von Unterhaltsrechten herhalten muß.

Wie ehrlich war es doch, wenn man in der kurzen Spanne radikaler Familienrechts-Reform Briefe formulieren konnte wie: »Sehr geehrter Herr X, Ihre Frau ist aus der Ehewohnung ausgezogen. Die Ehe ist nach Auffassung Ihrer Frau gescheitert. Auf die Gründe des Scheiterns muß in Anbetracht der Gesetzeslage nicht eingegangen werden ...« – Während jetzt wieder wie ehedem die sorgfältige Dramatisierung des Niedergangs einer Ehe schon oftmals im ersten Anwaltsbrief angezeigt ist.

Der amerikanische Alptraum

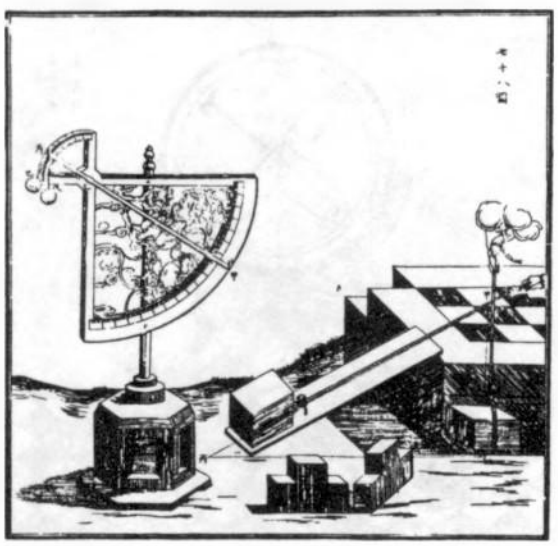
Jener Vulgär-Machiavellismus, der in Ronald Reagans politischer Intimsphäre offenbar gang und gebe ist, hat auch abgehärtete Alliierte aufstöhnen lassen. Derzeit wird die Führungsmacht des Westens in einem Stil regiert, der es besonnenen Nationen nahelegt, sich der Obhut dieser Führungsmacht zu entziehen. Wenn der CIA sich beiden Kriegsparteien am Golf als Verbündeter andient und diese sodann mit sorgfältig aufbereiteten Fehlinformationen versorgt, um das Schlachten in Gang zu halten, wie sollen wir dann im Fall eines Ost-West-Konflikts darauf vertrauen können, daß nicht auch die europäischen Verbündeten mit gefälschten Satelliten-Bildern irregeführt werden? Im Unterschied zum Iran und Irak ist Westeuropa ein ernsthafter Konkurrent der USA. Wer garantiert uns, daß nicht eines Tages einige hemdsärmlige südkalifornische Mittelständler im Weißen Haus auf die Idee kommen, es wäre nicht schlecht für Amerika, wenn sich Westeuropa und Rußland aneinander aufrieben? Der Kreml wird kaum von sich aus ins Atomare eskalieren, weil er konventionell überlegen ist. So könnte Amerika glauben, mit der atomaren Drohung nach Bedarf die Grenzen eines konventionellen europäischen Konflikts bestimmen zu können. Ohnehin hat man in Washington wohl begriffen, daß jedwede Faszination vom sowjetischen Modell abgeblättert ist und die eigentlichen Kontrahenten Amerikas heute Westeuropa und Japan sind. Gerade deshalb wird der Ost-West-Konflikt angeheizt. Denn mit der Kriegshysterie steigt die Abhängigkeit der militärisch schwachen Mittelmächte von den USA.

Die NATO ist eine Schicksalsgemeinschaft auf Leben und Tod. Doch die Entscheidungsbefugnis in dieser Gemeinschaft ist bekanntlich einseitig gelagert. Im atomaren Ernstfall müssen die Europäer lediglich konsultiert werden, soweit Zeit und Umstände das zulassen. Die Überantwortung auf Gedeih und Verderb an den waffenstarrenden Großen Bruder in Übersee setzt deshalb ein klein wenig Vertrauen voraus. Doch wenn Washington den Europäern mit Boykott-Forderungen gegen Libyen die Türen einrennt – mit Mördern mache man keine Geschäfte – und hernach die *New York Times* zu berichten weiß, die US-Regierung habe den eigenen Konzernen ausdrücklich den Umweg über Tochterfirmen in Drittstaaten zugestanden, dann ist das ein wenig verwirrend.

Und wenn der honorige Präsident jeglichen Deal mit den Basisstaaten orientalischer Geiselnehmer als Verrat an der gemeinsamen westlichen Sache brandmarkt, aber selbst Waffen im Milliardenwert an diese Staaten verhökert, dann mag selbst im Herzen eines bieder vertrauensvollen Bundeskanzlers Verwunderung aufkommen.

Nicht, daß sich die anderen da rausgehalten hätten. Wer auch immer veraltetes oder neues Schießzeug zu verscherbeln hatte – von Messerschmitt-Bölkow-Blohm bis zu den nordkoreanischen Genossen um Kim Il Sung –, hat die Gunst der Stunde genutzt und ist den oft halbwüchsigen Gotteskriegern des Ayatollah beigesprungen. Doch niemand außer Ronald Reagan ist zugleich Freund und Feind mit flammender Mahnung über die Schäbigkeit solchen Tuns ins Gewissen gedrungen. Schließlich ist es ein säkularer Glücksfall im Waffengeschäft, wenn zwei fast unbegrenzt zahlungsfähige Ölstaaten einander zu vernichten entschlossen sind, ganz abgesehen noch davon, daß Washington offenbar beiden Staaten die Pest an den Hals wünscht.

Phantasie und das ganze geheimdienstliche Können der Reagan-Mannschaft wurden bemüht, den Golfkrieg am Kochen zu halten. Den Iranern hat man die Luftabwehrraketen geliefert, den Irakis sodann die Satellitenfotos, wo diese stehen – Paradebeispiel der legendären amerikanischen Fairness. Verglichen mit dem, was die amerikanischen Medien jetzt täglich ans Licht zerren, ist der Watergate-Skandal längst zur Bagatelle verkümmert. Daß nun auch noch mit dem Einbruch bei einem Hauptbeteiligten des persischen Waffendeals belastende Dokumente beiseitegeschafft worden sind, rundet das Bild ab. Wenn Exsicherheitschef MacFarlane erklärt, gelogen zu haben, um Reagan zu decken, dann hat ja wohl auch der Präsident gelogen.



Das diplomatische Geschick des Weißen Hauses setzt Maßstäbe. Gegenwärtig gibt es niemanden, der sich nicht verraten fühlt. Perser und Irakis wurden vom CIA reingelegt, die Europäer mit den Boykottbefehlen aus Washington geleimt, die Israelis sehen sich als Prügelknabe, die amerikanische Öffentlichkeit erkennt geschockt, daß sie von Publikumsliebling Ronny an der Nase herumgeführt worden ist, die Russen bieten die vom Westen inständig geforderte Nullösung bei Mittelstreckenraketen an und blitzen damit ab, der Kongreß in Washington sieht seine Entscheidung gegen die Unterstützung der Contras schlicht ignoriert, und Außen- und Verteidigungsminister werden von der entscheidenden Sitzung des Nationalen Sicherheitsrates zum persischen Waffendeal einfach ausgeschlossen.

Moralisches und intellektuelles Niveau der gegenwärtigen Führung entsprechen einander offenbar. Es gehört zu den Paradoxien dieser faszinierenden Nation, daß sie an ihren Universitäten und Denkfabriken über ein Potential zur fairen und objektiven politischen Analyse verfügt, wie es in der Welt seinesgleichen nicht findet, und Washington von diesem Potential keinen Gebrauch macht. Der neue Chef des Nationalen Sicherheitsrates erklärte sich gegenüber der Presse als »schockiert« über das intellektuelle Niveau der Mitarbeiter dieses innersten Zirkels der Macht. Die seien offenbar nur nach ihrer politischen

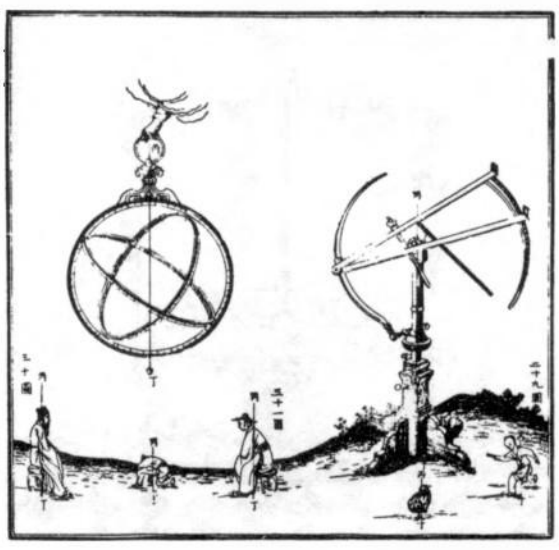
Überzeugung ausgewählt worden. (Vor einigen Jahren erkannte ein hoher Beamter Caspar Weinbergers die Antiraketenbewegung in Westeuropa als den Versuch europäischer Kirchenführer, die Atomkriegsangst auszubeuten, um die absinkende Kirchenmitgliedschaft wieder hochzutreiben«. Darüber könnte man lächelnd hinweggehen, wenn dieser wirklichkeitsentrückte Geist namens Richard Perle nicht eine Art Chefdenker des Pentagon wäre und der Regierung Reagan den in Genf ausgehandelten Waldspaziergangs-Kompromiß zur Begrenzung der Raketenrüstung wieder auszureden vermocht hätte.)

Gedankenwelt und moralischer Verfall der gegenwärtigen amerikanischen Regierung wecken den Alptraum, daß schließlich das sowjetische Raketenpotential unbeabsichtigt die Unabhängigkeit Westeuropas gegenüber seiner atlantischen Schutzmacht garantiert. Wenn weltwirtschaftlich jetzt mit zunehmend härteren Bandagen geboxt wird, verhindert die Existenz der anderen Supermacht, daß transatlantische Handelskriege heißlaufen. Mit anderen Worten, die Nutzung militärischer Potentiale für merkantilistische Zwecke – der häufigste Kriegsgrund, den die Geschichte kennt – bleibt dank der Russen undenkbar.

Das Irandebakel ist nur *ein* Dokument des gegenwärtigen politischen Stils Amerikas. Rundum wird eine vor wenigen Jahren noch undenkbare Kaltschnäuzigkeit gepflegt. Der Weltgesundheitsorganisation der Vereinten Nationen (WHO) haben die USA jetzt schlicht ihren Jahresbeitrag verweigert. Diese 63 Millionen machen mehr als ein Viertel des Budgets der WHO aus, doch sie sind nicht einmal ein Prozent der Summe, die das Pentagon gerade für den Bau von zwei weiteren Flugzeugträgern ausgeben will. Die World Health Organization muß zum Schaden noch den Spott aus Washington verkraften: Die Beitragsverweigerung bedeute keine Kritik an der WHO, sondern im Gegenteil ein Lob für deren finanzielle Solidität.

All dies mag man noch dem bloß Atmosphärischen zurechnen, eben jener Arroganz, in der sich die derzeitige amerikanische Führung gefällt. Doch es greift an die Substanz, wenn die reichste Nation dieser Erde seit sechs Jahren das Sparkapital der halben Welt aufsaugt und damit einen Rüstungsapparat bisher unbekannter Dimension finanziert. Diese Kriegsmaschine ist das Fundament einer zunehmend aggressiven Außenpolitik und einer offensiven militärischen Konzeption in Europa. Dabei wird das Kriegsrisiko dank Nachrüstung und SDI auf eben jene trotteligen Verbündeten verlagert, die mit ihrem Kapitalexport das amerikanische Defizit zum guten Teil finanzieren.

Stärker als vom militärpolitischen Vabanque-Spiel sind die europäischen Staatenlenker derzeit freilich von der amerikanischen Schuldenbombe deneriviert. Das jährliche Staatsdefizit der USA übertrifft die aufgelaufene Gesamtschuld Brasiliens – des Rekordschuldners der Dritten Welt – um etwa die Hälfte. Mit 140 Milliarden Dollar haben die Vereinigten Staaten 1986 mehr Auslandskapital absorbiert als alle Entwicklungsländer zusammen. Hinter diesem Wahnsinn steckt durchaus Kalkül. Als einziges Land der Welt kann



sich Amerika international in der eigenen Währung verschulden, deren Wechselkurs nach Bedarf manipulierbar ist. Die Verdoppelung des Dollarwertes in vier Jahren und seine nachfolgende Halbierung in nur zwei Jahren dürfte die ausländischen Kreditgeber einige hundert Milliarden kosten. Mit diesem Währungsimperialismus wird die nur noch sklerotische Wettbewerbsfähigkeit der USA zu kompensieren versucht. Bedrohlicher als die finanzielle Ausplünderung der anderen Nationen ist dabei die wachsende Instabilität im Weltwährungsgefüge. »Denn erst, wenn das Ausland den Amerikanern unmißverständlich signalisiert, daß es nicht mehr gewillt ist, die vorherrschende unverantwortliche Wirtschafts- und Fiskalpolitik zu dulden, könnte in Amerika selbst eine Kehrtwendung vorgenommen werden« – so kürzlich ein Schweizer Bankier vor einigen hundert Managern und Bankern im Exportclub zu München.
Die Arroganz des Kreml hat in den siebziger Jahren Rotchina zu einer west-östlichen Schaukelpolitik übergehen lassen. Besäße unser politisches Topmanagement die gleiche Unabhängigkeit des Denkens wie die Chinesen, so könnte Washington mit der Trumpfkarte einer westeuropäisch-sowjetischen Abstimmung zur Mäßigung angehalten und durch eine konzertierte Verdrängung des Dollars als Reservewährung wirtschaftlich zurückgestuft werden. Der Automatismus, mit dem wir derzeit von Amerika militärisch in Konflikte hineingezogen und wirtschaftlich über den Währungsmechanismus zur Ader gelassen werden können, würde ersetzt durch einen Zwang zur Verständigung. Die Deutschen sind der amerikanischen Nation vielfach zu Dank verpflichtet. Doch Fügsamkeit gegenüber einer nicht verantwortbaren und verlogenen Politik nutzt weder uns noch dem Volk der Vereinigten Staaten.

Stefan Welzk

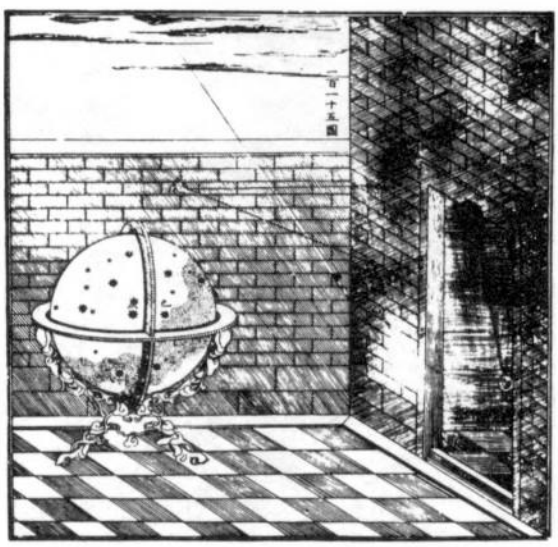
Das Doppelte im Namen der Wende

Es heißt Gesetz zur Bekämpfung des Terrorismus und ist das letzte größere Werk des letzten Bundestages. Am 1. Januar dieses Jahres ist es in Kraft getreten. Nach der Ermordung des Siemensdirektors Beckurts im Juli und des Bonner Ministerialdirektors von Braunmühl im Oktober gab es keine Fahndungserfolge. Aber, wie der Abgeordnete Seiter für die CDU im Bundestag erklärte, im November, mit Blick auf die Wahl im Januar: »Der rechtstreuen Bevölkerung muß Gewißheit gegeben werden, daß der Rechtsstaat nicht tatenlos bleibt.« Also machte man ein Gesetz. Man machte es in großer Eile, gegen fast einmütige Bedenken von Sachverständigen, mit Sondersitzungen von Rechtsausschuß und Innenausschuß, so daß es noch vor Weihnachten von Bundestag und Bundesrat beschlossen werden konnte. Im Mittelpunkt sollte eigentlich die Kronzeugenregelung stehen, Straffreiheit für Terroristen, die gegen ihre eigenen Leute aussagen. Aber solch ein Gesetz scheint nicht so einfach zu sein. So etwas war schon einmal gescheitert, 1975, in der Terroristengesetzgebung der Sozialliberalen. Und es scheiterte nun wieder, auf dem Parteitag der FDP,

Ende November in Mainz, als die »Basis« ihre Parteispitze zurückpfiff, die in der ersten Erregung über die Ermordung von Braunmühls schon zugestimmt hatte. Übrig blieben eine lex Wackersdorf, eine lex *taz* und eine Erweiterung von Kompetenzen für den Generalbundesanwalt. Das war also das Ergebnis des Todes von Beckurts und von Braunmühl, daß nun militante Teile der Anti-Atom-Bewegung und eine linke Tageszeitung strafrechtlich leichter verfolgt werden können.

Lex Wackersdorf. Damit ist gemeint die Neufassung des § 129a des Strafgesetzbuches, in dem die Bildung und Unterstützung von terroristischen Vereinigungen unter Strafe gestellt ist. Er ist in doppelter Weise ausgeweitet worden. Zum einen wurde das Strafmaß erhöht und zum anderen der Anwendungsbereich ausgedehnt. Die Mindeststrafe wurde von einem halben Jahr auf ein Jahr erhöht und die Höchststrafe von fünf auf zehn Jahre. Damit wurde das Ganze aus einem sogenannten Vergehen zu einem Verbrechen. Das ist deswegen außerordentlich bedenklich, weil es ein Vorbereitungsdelikt ist. Bestraft wird nicht eine konkrete Tat, also ein Mord oder Sprengstoffanschlag, sondern die bloße Verabredung dazu. Die CDU wollte es als Verbrechen schon 1976, beim ersten Erlaß des § 129a. Und die Gründe nannte damals, ganz freimütig, der Präsident des Bayerischen Verfassungsgerichtshofes bei seiner Anhörung vor dem Rechtsausschuß des Bundestages: Bestimmte Verbrechen – also Tötung oder Raub – kann man Terroristen selten nachweisen. Da sind die Gerichte meistens in Beweisnot. Deshalb muß der Strafrahmen des § 129a für die bloße Vorbereitungshandlung so hoch sein, daß man sie ebenso bestrafen kann, wie wenn man ihnen die Tat selbst nachweisen könnte. Das ging dann den Sozialliberalen doch zu weit. Und nun hat man das nachgeholt. Polemisch gesagt: Die Verurteilung wegen eines Verbrechens ist bei Terroristen jetzt möglich, auch wenn man es ihnen nicht nachweisen kann.

Aber wieso lex Wackersdorf? Nun, dieses Gesetz gilt jetzt nicht mehr nur für Terroristen, also nur für die RAF oder revolutionäre Zellen. Man hat die Strommasten, Polizeiwagen und Oberleitungen der Eisenbahn gleich mit dazu genommen. Die werden bekanntlich nicht von Terroristen zerstört, sondern von Teilen der Anti-Atom-Bewegung, die man militante Anarchisten oder Autonome nennt. Sie begehen nicht schwerste Straftaten wie die RAF, sondern überwiegend Sachbeschädigungen. Das hat vor dem Rechtsausschuß des Bundestages Christian Lochte ausführlich erläutert, der Leiter des Hamburger Verfassungsschutzes. Er hat auch vorausgesagt, dieses Gesetz werde zu einer Radikalisierung der Autonomen führen. Stelle man sie nämlich der RAF gesetzlich gleich, würden sie sich mit ihr verstärkt solidarisieren. Die RAF sei zur Zeit noch isoliert. Diese Isolierung könnte mit dem Gesetz aber durchlöchert und damit die Stellung der RAF gestärkt werden. Es sei also kein Gesetz zur Bekämpfung von Terrorismus, sondern zu seiner Stärkung. Es sei unangemessen und schädlich. Nun ja, man hat ihm nicht geglaubt. Man hat die Stärkung von Terrorismus in Kauf genommen, weil man der rechtstreuen Bevöl-



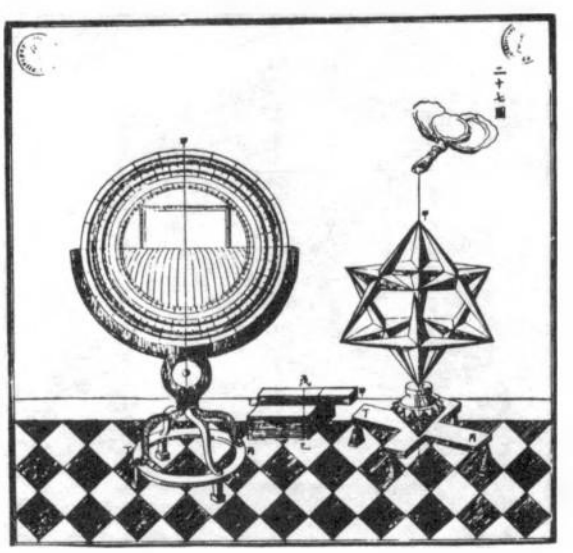
kerung vor der Wahl die Gewißheit geben wollte, daß der Rechtsstaat nicht tatenlos bleibt.

Lex *taz*. Das ist die Wiedereinführung des alten § 130a des Strafgesetzbuches. Nach § 129a kommt also wieder § 130a: Anleitung zu Straftaten. Das war das unselige Gesetz zum Schutz des Gemeinschaftsfriedens vom April 1976, zusammen mit dem § 88a: Verfassungsfeindliche Befürwortung von Straftaten. Mit den alten Problemen, daß nämlich dadurch die Freiheit der Meinung gefährdet wird, die Freiheit der Presse, der Kunst und der Literatur. Was haben wir darüber alles geschrieben. Selbst das Russell-Tribuanl zur Situation der Menschenrechte in der Bundesrepublik hat sich 1979 damit beschäftigt. Alles heute noch nachzulesen (am besten bei Sebastian Cobler, *Die Gefahr geht von den Menschen aus*, Rotbuch Nr. 152, von 1976). Und, o Wunder, die beiden Paragraphen wurden von den Sozialliberalen tatsächlich wieder abgeschafft, fünf Jahre später, 1981. Weil sie überflüssig wären, wie es dann hieß. Wie auch immer, jedenfalls waren sie nun weg. Und jetzt, noch einmal fünf Jahre später, ist der eine wieder da. Und zwar verschärft. Es geht um Schriftliches, wie so oft im politischen Strafrecht. Es geht um Bücher, Broschüren, Zeitschriften. Wenn in ihnen Anleitungen gegeben werden für Straftaten, dann macht man sich strafbar. Es gibt zwar längst schon einen § 111 des Strafgesetzbuches, nach dem man bestraft wird, wenn man durch Verbreiten von Schriften zu Straftaten auffordert. Aber das müssen einzelne, bestimmte Straftaten sein. Nun will man es wieder ganz allgemein, und die Verschärfung gegenüber 1976 liegt darin, daß die Schriften gar nicht mehr dazu »bestimmt« sein müssen, solche Anleitungen zu geben. Es genügt schon, wenn sie dazu auch nur »geeignet« sind. Also kann sich ein Buchhändler schon strafbar machen, wenn er ein Chemiebuch verkauft, in dem etwa jene Vorgänge erläutert werden, die im Bekennerschreiben von Revolutionären Zellen zu den Hamburger Brandsätzen im Dezember letzten Jahres geschildert wurden. Unkraut-Ex und Puderzucker und der Säurezünder. Nachzulesen in der *taz* vom 2. Januar 1987. Natürlich macht sich der Buchhändler nur strafbar, wenn er das Chemiebuch verkauft, »um die Bereitschaft anderer zu fördern oder zu wecken, eine solche Tat zu begehen«. Also regelmäßig nicht ein konservativer Buchhändler, der es einem Bundeswehroffizier in die Hand gibt. Wohl aber ein linker Buchhändler, wenn der Käufer verdächtig aussieht, »mit Nickelbrille, Parka und wildem Haar« (Abg. de With, SPD, im Bundestag am 5. 12. 86). Es kommt nicht auf die Tat als solche an: Verkauf des Buches, sondern auf die Gesinnung des Täters dabei. Und da liegt eben das Problem. Wie gesagt, wir haben oft darüber geschrieben. Man nennt so etwas Gesinnungsstrafrecht, das es an sich nicht geben darf. Die Konservativen geben das auch offen zu. Im Bericht des Rechtsausschusses des Bundestages vom 3. Dezember 1986 sagen sie, bei der Feststellung, ob der Buchhändler diese Absicht gehabt habe, »wird es auf eine Würdigung aller Umstände der Tat ankommen«. Im Grunde zielt das Gesetz aber gar nicht so sehr auf Buchhändler. Es zielt auf die *taz*. Es geht in erster Linie um die Strommasten.

Den Ausschlag hatte ein Interview der *taz* mit militanten Autonomen gegeben, die ausführlich schilderten, wie sie beim Absägen vorgehen. Und so kam es dann auch. Am 1. Januar 1987 ist das Gesetz in Kraft getreten. Am 2. Januar erschien in der *taz* wieder etwas Ähnliches, nämlich jener Bekennerbrief zu den Hamburger Brandanschlägen. In ihm wurde genau angegeben, was man falsch gemacht hatte, nämlich die Säurezünder nicht frei gehängt, sondern direkt auf das Kaliumchlorat gesetzt. Und am 3. Januar konnte man der Tagespresse entnehmen, gegen die *taz* werde nach § 130a ermittelt. Weil die *taz* natürlich andere zur Nachahmung ermuntern wollte. Wie denn sonst? Wir haben ja schließlich kein Gesinnungsstrafrecht.

Das Gesetz reizt zu Vergleichen. Schließlich ist es erst das zweite Mal, daß die Liberalkonservativen das politische Strafrecht verschärfen. 1985 haben sie den Landfriedensbruch wieder in die Nähe dessen gerückt, was 1970 von den Sozialliberalen abgeschafft worden war, nämlich die Strafbarkeit ohne eigene Gewaltanwendung. Und nun, 1986, die Ausweitung des § 129a und Wiedereinführung des § 130a. Die Sozialliberalen haben mehr auf dem Kerbholz. In den siebziger Jahren haben sie fünfmal zugeschlagen. Zuerst 1974 mit der lex Stammheim: Beschränkung der Zahl von Wahlverteidigern auf drei, Verbot gemeinschaftlicher Verteidigung, Möglichkeit der Verhandlung in Abwesenheit des Angeklagten und Ermöglichung des Ausschlusses von Verteidigern. Dann 1976 gleich zwei Gesetze. Einmal jenes zum Schutze des Gemeinschaftsfriedens mit § 88a und § 130a. Und das Antiterrorismusgesetz vom August, das den § 129a einführte, der automatisch die Untersuchungshaft nach sich zieht, ohne daß Flucht- oder Verdunkelungsgefahr vorliegen muß, und der automatisch zur Folge hat, daß die Verteidigerpost überwacht wird. 1977 kam das Kontaktsperregesetz, 1978 endlich die Einführung der Trennscheibe für Gespräche mit Verteidigern in Verfahren nach § 129a. Eine stolze Bilanz. Sie haben es also ärger getrieben als die Liberalkonservativen bisher. Aber nur auf den ersten Blick. Erstens haben sie am Anfang den Landfriedensbruch liberalisiert und am Ende die §§ 88a und 130a wieder beseitigt. So daß man von den fünf Sünden zwei abziehen muß. Macht summa summarum drei. Dies verglichen mit den beiden Sünden der Liberalkonservativen muß man aber auch noch, zweitens, die Zeit bedenken. Die Sozialliberalen begingen drei Sünden in dreizehn Jahren. Macht grob gerechnet alle vier Jahre eine Sünde. Bei den Konservativen sind es in vier Jahren nun schon zwei. Es steht also zwei gegen eins. Das Doppelte im Namen der Wende.

Dabei fällt mir eine Geschichte ein. Im Winter 1985 war eine Gruppe amerikanischer Professoren zu Besuch an der Freien Universität Berlin, und es gab einen Empfang. Ich ging hin. Ich wußte, daß sie alle nicht besonders progressiv waren, und unterhielt mich mit einem von ihnen. Viele böse Worte hatte er über die deutschen Universitäten im allgemeinen und die Freie Universität im besonderen. Rote Kaderschmieden gegen Freiheit der Wissenschaft. Ich beruhigte ihn. Es sei alles wieder ok. Die FU habe einen Präsidenten, der zur CDU gehört. In Berlin gebe es jetzt einen



Wissenschaftssenator der CDU. Und in Bonn die Wissenschaftsministerin sei ebenfalls CDU. Alles Paletti. Was, knurrt er, CDU? Die sind doch auch nicht besser als die SPD. Ich sehe ihn verblüfft an und lache. Das haben wir auch immer gesagt. Nur anders rum. So weit die Geschichte. Sie hat mich einige Monate lang wieder beruhigt. Inzwischen glaube ich doch, daß er sich geirrt hat. Zwei zu eins.

Uwe Wesel

Fürs Deutsche Historische Museum

Wenigstens sind wir diesmal nicht mit der Luftwaffe gekommen. Aber makaber bleibt das, so eine Delegation bundesdeutscher Politiker in Auschwitz. Da geht es im Laufschritt über die Lagerwege, zur Kranzniederlegung an der Erschießungswand neben Block 11, in protokollarischer Reihenfolge. Stilles Gedenken, dicht unter dem Mikrophongalgen einer deutschen Fernsehanstalt, weil das Gedenken womöglich nicht still bleibt. Betroffenheit auf den Gesichtern wird abgelichtet; sie ist ja da.

So möchte man nicht Journalist sein: so nah an Heinz Galinski, daß man gar nicht mehr wahrnehmen kann, wie er da

steht am Denkmal im Nebenlager Auschwitz-Birkenau, mit Blick auf die Rampe, zwischen dem Krematorium II (links) und dem Krematorium III (rechts). Der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde zu Berlin, Heinz Galinski, Auschwitz-Häftling Nr. 104 412, ist zum ersten Mal wieder in Auschwitz seit seiner Befreiung aus dem Lager.

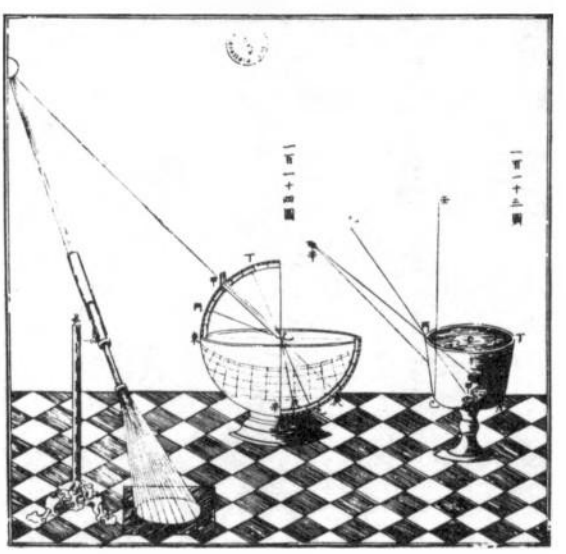
Viele in der deutschen Delegation sind überhaupt das erste Mal hier. Ministerin Rita Süssmuth, zum Beispiel. Aber die Lager müssen schnell durchmessen werden, es gilt, Reden zu halten und etwas einzuweihen.

Eine Jugendbegegnungsstätte, von der Aktion Sühnezeichen initiiert, von der Bundesregierung finanziert. Eine Stätte der Erinnerung, wie es in den Reden heißt, aber vorzüglich auch der Zukunft. Der Zukunft vor allem. Wegen der Gegenwart.

Die Gegenwart: Während Heinz Galinski, der Überlebende, zwischen Krematorium II und Krematorium III davon spricht, Auschwitz »dürfe niemals in die Akten des Vergessens gelegt werden«, werden in der Bundesrepublik allenthalben die Aktendeckel nachgerade zugeknallt. Ein Deutsches Historisches Museum, in dem alles, aber auch wirklich alles seinen Platz haben soll, verwaltet die Restbestände. Der Direktor ist schon bestellt, der aquiriert dann Exponate.

Wie stellt man Auschwitz aus (Raum 4: die Schlacht bei Königsgrätz, Raum 2: ein deutsches Wohnzimmer im Biedermeier)? Was wäre ein Exponat der besonderen Qualität nationalsozialistischer Völkervernichtung? Ein verkleinertes Modell einer Gaskammer des Typs »Auschwitz-Birkenau IV« vielleicht, im Maßstab 50 zu 1 oder 100 zu 1, wie Lothar Baier, Museums-Zynismus parodierend, vorschlägt, unter Beigabe mehrerer Büchsen der Marke Zyklon B in Originalgröße? Oder eine Leihgabe aus dem schon bestehenden Museum Auschwitz, ein paar der von

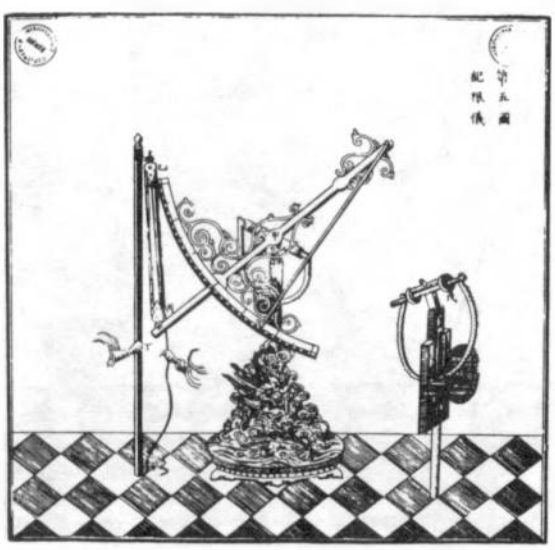
den Deutschen akribisch zwecks Weiterverwertung gesammelten Überbleibsel vergaster Menschen, Haarbürsten, Rasierpinsel, Brillen, Gebisse, Haare?
Wie kann man das Nebenlager Auschwitz-Birkenau ausstellen, die bis an den Horizont reichende Kette von Schornsteinen, die einzigen Überreste der Holzbaracken, wie zeigt man die Rampe neben den Bahngeleisen, wie die Gaskammern und Verbrennungsöfen der vier Krematorien, in die vornehmlich die für »Sonderbehandlung« vorgesehenen jüdischen Gefangenen aus den Waggons, von der Rampe weg hineingetrieben wurden?
Wie zeigt man, was in den Vernichtungslagern der Nazis geschehen ist, etwas, das so unvorstellbar ist, daß es heute wieder laut bezweifelt wird, so daß sich diejenigen, die Auschwitz lebend entronnen sind, schon wieder unter Beweisdruck fühlen?
Es herrscht ein mächtiger Drang nach Verkleinerung der mit deutscher Perfektion durchgeführten industriellen Massenvernichtung – und sei es auch nur im Dienste der Museumsdidaktik. Sogar die Rekonstruktion eines der vier großen Birkenauer Krematorien im Museum des KZs Auschwitz selbst wirkt peinigend unangemessen. Solange es noch die Reste vergangener Realität gibt, werden keine museumsdidaktisch aufbereiteten Nachbildungen wie aus dem Stabilbaukasten gebraucht. Gebraucht wird ein Ende mit offiziellen und offiziösen Verdrängungsangeboten, mit dem deutschen Schielen, das die Behauptung erlaubt, man habe nichts gesehen, obzwar man doch direkt davor steht.
Fast überall in der Bundesrepublik gibt es gleich nebenan ein ehemaliges Lager, das, auch wenn es die Qualität der in den Osten verlagerten maschinisierten Vernichtungsanstalten nicht erreicht, den gemütlichen Trugschluß schnell zerstört, die Spätgeborenen seien irgendeiner Gnade teilhaftig.
Aber: die Akten werden ja geschlossen, die Geschichte wird hierzulande ins Museum gesperrt. Dann sollen doch die Akten ins Museum. Da gälte es dann die Rechnungen der Firma Topf über die gelieferten Extraanfertigungen von Verbrennungsöfen zu dokumentieren, so 25 000 deutsche Reichsmark pro Stück. Oder die Fakturen der Firma Degesch – der Deutschen Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung, Sitz Frankfurt – über soundsoviel Dosen Zyklon B, ohne, wie extra vermerkt wird, den Zusatz warnender Geruchsstoffe. Vielleicht versehen mit einem Frankfurter Stadtplan, auf dem der heutige Sitz der Gesellschaft eingezeichnet ist. Das hat Namen und Adresse.
Der Dokumentation würdig ist auch die schriftliche Bitte eines NS-Beamten, man möge sich mit dem Sammeln der den vergasten Häftlingen ausgebrochenen Goldzähne zurückhalten, die Wehrmacht sei nun für die nächsten fünf Jahre mit Materialien zur Zahnbehandlung bestens ausgestattet.
Wer hat eigentlich die bis ins kleinste unersättliche Bereicherung der Nazis an ihren Opfern einmal nachgerechnet? Wir verstehen uns doch hierzulande aufs Rechnen. Die deutschen Sekundärtugenden, das Erfassen, Zählen, Kartographieren, das Abhaken und Abheften – kein Verbrechen ohne Aktennotiz –, sind unerschütterbar geblieben.



Und irgendwie paßt als Ausweis historischer Kontinuität ein weiteres Dokument in die Reihe: der jüngste, im Finanzministerium angefertigte »Bericht der Bundesregierung über Wiedergutmachung und Entschädigung für nationalsozialistisches Unrecht«. Hier wird, zu einer Zeit, in der bundesrepublikanische Historiker eine Relativierung des nationalsozialistischen Völkermords versuchen und seine Vergleichbarkeit mit anderen Verbrechen anderer Staaten und Völker behaupten, ausgerechnet für einen Punkt Singularität hervorgehoben: »Die Wiedergutmachung kann insgesamt gesehen als eine historisch einzigartige Leistung angesehen werden...«

Man hört es so richtig, das markige »Akten zu! Genug gebüßt!«, wie es durch Zimmer und Flure der Finanzbehörde schallt. Nicht das Verbrechen soll einzigartig gewesen sein, wohl aber seine materielle Kompensation.

Doch noch nicht einmal die ist das Ruhmesblatt, als das es in diesem Dokument »satter Selbstzufriedenheit« (Renate Schmidt) dargestellt wird. Der deutsche Beamte ist genau: er prüft, differenziert, wählt aus und handelt nach dem »Da könnte ja jeder kommen«. So wird im Bericht der Bundesregierung in Heller und Pfennig abgerechnet und aufgerechnet, welches individuelle Schicksal welcher »Fürsorge« teilhaftig werden darf.



Roma und Sinti kriegen weniger, weil sie auch vorher nicht viel hatten, Zwangssterilisierte brauchen keine Rente, weil Sterilisation »in der Regel nicht zu einer Minderung der Erwerbsfähigkeit« führt, Schwulsein bedingt keine Haftentschädigung, höchstens für die Haft im KZ, weil homosexuelle Handlungen schließlich auch hierzulande noch bis 1973 strafbar waren. Die Opfer der Zwillingsexperimente des KZ-Arztes Mengele schließlich bekommen bescheinigt, es seien nur Versuche bekannt, die nicht »zu dauernden Gesundheitsschäden geführt« hätten. Ein Schaden ist, welchen die Behörde als solchen festgestellt hat.

Wie man denjenigen Unterstützung geben kann, die durch das Netz der Wiedergutmachungsbuchhaltung fallen oder die den Nachweis ihrer »Anspruchsberechtigung« als zweite Vergewaltigung empfunden und ihn daher lange Jahre nicht erbracht haben, ist mit diesem Bericht erneut vertagt worden. Für eine unbürokratische Regelung, die dafür sorgt, daß bei den noch lebenden Opfern der Nazizeit überhaupt noch was ankommt, ist, wie alle Beteiligten wissen, nicht mehr viel Zeit.

Wer glaubt, es mangele am dafür nötigen Geld, möge sich die Kosten für das geplante Deutsche Historische Museum in Berlin ausrechnen.

Ins Museum, übrigens, gehören auch folgende Sätze: »Wir Deutsche dürfen das Vergangene weder relativieren noch als zufälliges historisches ›Ausgleiten‹ begreifen... Hier liegt die Wurzel für unser schwieriges nationales Selbstverständnis.« Gleich daneben hänge man ein Zitat von Jürgen Habermas: »Wir können einen nationalen Lebenszusammenhang, der einmal eine unvergleichliche Verzehrung der Substanz menschlicher Zusammengehörigkeit zugelassen hat, einzig im Lichte von solchen Traditionen fortbilden, die einem durch die moralische Katastrophe belehrten, ja argwöhnischen Blick standhalten.«

Warum? Diese Sätze stehen in einem Redemanuskript, wurden aber nie ausgesprochen, obzwar ihre Existenz weder zu leugnen ist noch geleugnet wird. Rita Süssmuth, eine Jugendbegegnungsstätte in Auschwitz war einzuweihen, trug in ihrer mündlichen Rede ausgerechnet diesen Passus nicht vor. Manch einer ihrer Parteifreunde wird darüber froh gewesen sein.

Denn einem belehrten, ja argwöhnischen Blick hält vieles in dieser Republik nicht stand. Beispielsweise die Tatsache, daß eine Ministerin, die in der Wiedergutmachungsfrage eine dezidiert andere Haltung als viele ihrer Kollegen hat, für einen Bericht des Finanzministeriums zeichnet – und ihn daher auch vertreten muß –, der in jeder Zeile den dumpfen Wunsch nach Abrechnung und Abhaken erkennen läßt.

Beispielsweise die Tatsache, daß das einzige Mitglied der Regierung, das im Historikerstreit um die Vergleichbarkeit des Nationalsozialismus mit anderen Verbrechen sich auf die Seite derjenigen schlägt, die der Überzeugung sind, nicht das westliche Bündnis, sondern Auschwitz müsse der Bezugspunkt unserer nationalen Identität sein, dies denkt und schreibt, aber nicht ausspricht.

Derweil hat das künftige Deutsche Historische Museum ein weiteres Exponat erworben – einen Bierkrug aus dem deutschen Kaiserreich mit der Aufschrift: »Jeden Feind besiegt der Deutsche – nur den Durst nicht.«

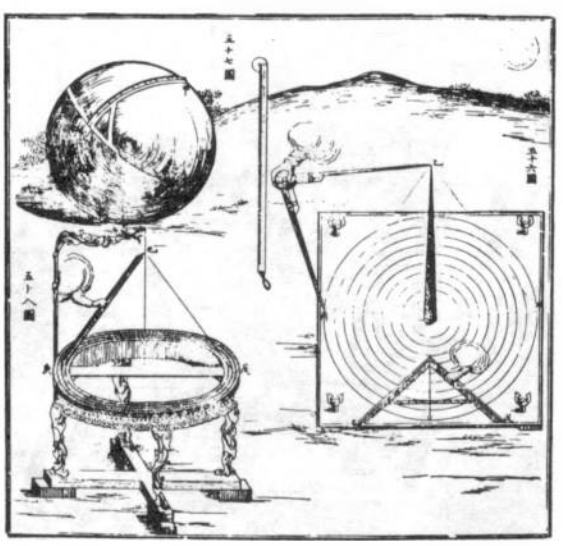
Cora Stephan

Die marmornen Flügel der Anarchie

Auch in Italien mangelt es nicht an der Bereitschaft, die Vergangenheit in einem milden Licht erscheinen zu lassen. In einer Art »Begnadigung nach dem späten Tode« will laut Meinungsumfragen die überwiegende Mehrheit der italienischen Bevölkerung eine Bestimmung der italienischen Verfassung abschaffen, die es allen männlichen Mitgliedern des ehemaligen Königshauses verbietet, sich auf dem Boden der Republik Italien aufzuhalten. Mit dieser Bestimmung war nach 1945 die Konsequenz aus der aktiven Unterstützung des Hauses Savoyen für das faschistische Regime gezogen worden. Erst durch eine Verfassungsänderung könnte jetzt dem Wunsch des jüngst verstorbenen Sohnes des letzten italienischen Königs entsprochen werden, ihn und seinen Vater in Heimaterde, genauer gesagt im römischen Pantheon, beizusetzen.

Solchen Tendenzen einer rührseligen Versöhnung über Gräbern trat ein Vorhaben in den Weg, das für einigen Wirbel gesorgt hat: Der Anarchist Gaetano Bresci, der am 29. Juli 1900 den italienischen König Umberto I. erschoß, soll ein Denkmal erhalten. Zwei gegen den Wind ausgebreitete Flügel aus Marmor werden auf dem Platz vor dem Friedhof von Turigliano bei Carrara den Toten ehren.

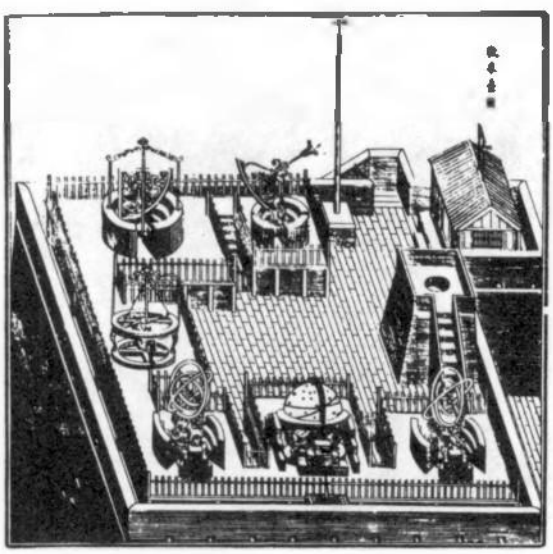
Bresci, ein Textilarbeiter aus Prato nahe Florenz, war 1897 in die USA ausgewandert, wo er in Patterson im Staate New Jersey lebte. Diese Stadt war ein bekanntes Zentrum italienischer Anarchisten, die sich freilich hauptsächlich mit Auseinandersetzungen innerhalb der eigenen anarchistischen Reihen be-



schäftigten. Bresci aber kehrte im Frühjahr 1900 mit einem Revolver bewaffnet nach Italien zurück, um, wie er später in seinem Prozeß aussagte, mit der Person des Monarchen »ein Prinzip« zu treffen.

1898 waren in ganz Italien wegen der enorm gestiegenen Brotpreise Hungerrevolten ausgebrochen. Das Bild »Der vierte Stand«, das bei uns als Gesinnungsposter eine Zeitlang sehr beliebt war, ist aus der Erfahrung dieser Aufstände entstanden. Die italienische Regierung hatte alle Unruhen unter Einsatz von Militär unbarmherzig niederschlagen lassen. Besonders grausam war die Unterdrückung der Revolte in Mailand, wo der General Bava Beccaris selbst auf Mönche und Bettler schießen ließ. Die Bilanz waren 80 Tote und 450 Verletzte, darunter nur zwei Tote und 22 Verletzte auf Seiten der Militärs. Umberto I., der in der Geschichtsschreibung den Beinamen »der Gute« trägt, verlieh ausgerechnet diesem General in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um das Vaterland einen Orden. Nach dem Besuch einer Darbietung des Turnvereins »Stark und frei« in Monza trafen den König die Schüsse Brescis aus nächster Nähe.

Bresci bekannte sich als überzeugter Anarchist zu seiner Tat und wurde zu lebenslangem Zuchthaus und sieben Jahren verschärfter Einzelhaft, d. h. zu vollständiger Isolation und Ankettung verurteilt. Ein Jahr später, am 22. Mai 1901, wurde der Gefangene, so die offizielle Version, erhängt in seiner Zelle aufgefunden. Die Gefängnisakten mit dem Obduktionsbefund sind ebenso spurlos verschwunden wie die Prozeßakten. Die Zweifel am Selbstmord Brescis konnten weder beseitigt noch bestätigt werden.



Der Plan, ausgerechnet diesem Mann ein Denkmal zu setzen, traf eine italienische Öffentlichkeit, die auf der Suche nach Harmonie in die Vergangenheit blickt. Sie beginnt sich auch eben erst von einer geradezu hysterischen Terroristenangst zu erholen, unter deren Druck mit der Beteiligung aller großen Parteien Anti-Terrorgesetze und eine Kronzeugenregelung durchgepeitscht wurden, die auch nach achtfachem Mord praktisch Straffreiheit gewährt.

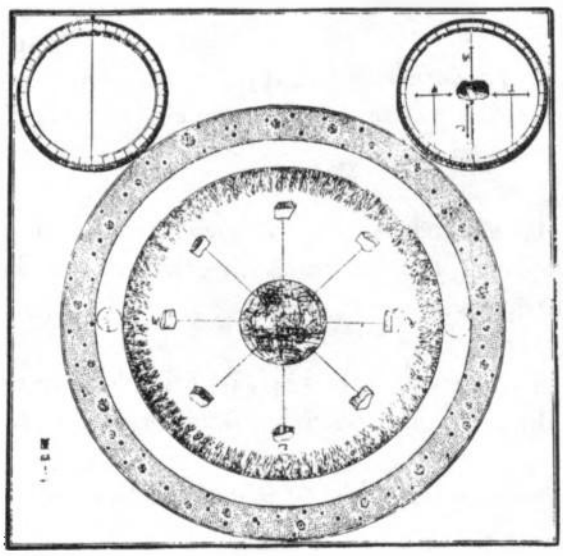
Wer sich da dem Zeitgeist so unverfroren in den Weg stellte, sind einige freundliche ältere Herren um den 83jährigen Ugo Mazzuchelli, die Mitglieder der anarchistischen Vereinigung in Carrara. Seit dem letzten Jahrhundert ist Carrara eine Hochburg der Anarchie. Auf seinem Friedhof werden schon Gino Luccetti und Stefano Vatteroni geehrt, die 1926 ein mißglücktes Attentat auf Mussolini verübten, und neben vielen anderen Anarchisten Giuseppe Pinelli, der sich 1969 unter niemals geklärten Umständen aus dem Fenster der Quästur in Mailand zu Tode stürzte. Ugo Mazzuchelli, der es vom Minenarbeiter zum reichen Marmorindustriellen im Ruhestand gebracht hat, ist seit seiner Jugend bekennender Anarchist und war ein führender Widerstandskämpfer gegen die deutsche Besatzung.

Kaum war der Denkmalsplan bekannt, erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Am wenigsten ernst zu nehmen war dabei vielleicht die Drohung des Herzogs von Aosta, des Thronerben aus dem Hause Savoyen, er werde in einem Kommandounternehmen vom Meer aus

das Denkmal in die Luft sprengen. Die Anarchisten von Carrara antworteten darauf mit dem Angebot einer Arbeitsstelle in den Minen, damit der Herzog erst einmal mit Dynamit umgehen lerne. Schwerer zu parieren war dagegen die Gleichsetzung des anarchistischen Attentäters mit den Mördern Aldo Moros. Dieses Argument wurde besonders lautstark von jenen Parteifreunden des christdemokratischen Politikers erhoben, die während seiner Entführung durch die strikte Weigerung zu verhandeln den Weg zu einer möglichen Rettung versperrt hatten.

Andere Stimmen zeigten jedoch, daß die Vergangenheitsbewältigung im Dienste der Gegenwartsverschleierung in Italien noch nicht so reibungslos wie nördlich der Alpen funktioniert. Das Nachrichtenmagazin *L'Espresso* scheute sich nicht, die Anarchisten von Carrara als die »letzten Erben einer großen Tradition« zu feiern, und selbst ein christdemokratischer Gemeinderat nannte die Vergleiche mit den Moromördern schlicht Geschichtsklitterung. Er verwies auf die Toleranz als eine der grundlegenden Traditionen Italiens. Gegen die Stimmen der Christdemokraten, bei Stimmenthaltung der Kommunisten, genehmigte der Stadtrat von Carrara das Denkmal, und auch die regionalen Kontrollorgane legten seiner Fertigstellung nichts mehr in den Weg. Es wird enthüllt, wenn das Gericht, das die Monarchisten in letzter Minute wegen »Verherrlichung von Gewalttaten« angerufen haben, die Aufstellung nicht doch noch verhindert. Die eigenwilligste Begründung für ihre Zustimmung zur Errichtung hatte die ehemalige Finanzreferentin der Stadt gegeben. Auf diese Weise erhalte Carrara endlich ein schönes Denkmal. Alle anderen seien einfach häßlich, gab sie zu Protokoll.

Friederike Hausmann



Anmerkungen der Redaktion

Keto von Waberer lebt als Schriftstellerin in München. Ihr erster Roman *Blaue Wasser für eine Schlacht* ist soeben bei Kiepenheuer & Witsch erschienen.

Eva Demski, geb. 1944, lebt als Journalistin und Schriftstellerin in Frankfurt.

Claus Leggewie, geb. 1950, ist Hochschullehrer an der Universität Göttingen und Publizist.

Gabriele Dietze, geb. 1951, ist Verlagslektorin in Berlin.

Joseph von Westphalen, geb. 1945, lebt in München. Seine »25 neuen Entrüstungen« erscheinen unter dem Titel *Warum ich trotzdem Seitensprünge mache* demnächst bei Haffmanns; die dortige Titelgeschichte ist eine kurze Vorform des vorliegenden Textes.

Karin Reschke lebt als Schriftstellerin in Berlin. Ihr neuester Roman *Margarete* erscheint Ende März bei Rotbuch.

Renée Zucker, geb. 1954, ist Redakteurin bei der Berliner *Tageszeitung*. Der Hörtext ihres Beitrags wurde für die Sendereihe »Passagen« des SFB geschrieben und dort am 28. 12. 1986 gesendet.

Asmus Petersen, geb. 1928, lebt in Hannover als Schriftsteller, Maler und Kaufmann. Verheiratet, vier Töchter. Im April erscheint von ihm: *Böse Blicke. Deutsche Satiren* bei Syndikat/Athenäum.

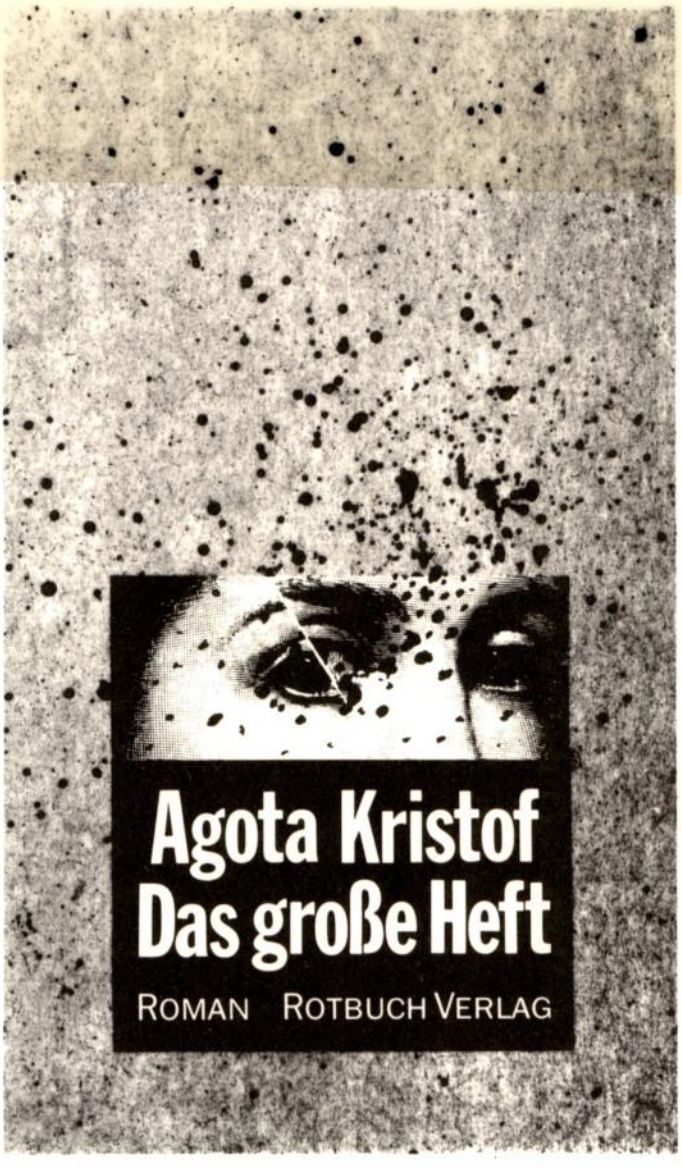
Fritz Kramer, geb. 1941, ist Ethnologe an der FU Berlin. Ende März erscheint sein neustes Buch *Der rote Fes. Über Besessenheit und Kunst in Afrika* bei Syndikat/Athenäum.

Barbara Hamm ist Juristin und lebt in Süddeutschland.

Kursbuch 88 **Gesundheit** Ende Mai 1987

Kursbuch 89 **Blüh im Glanze** September 1987

Vorschauen enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 32 und 33.



»Die Welt, wie sie ihrem Untergang entgegenstürzt, in Szene gesetzt von zwei Zwillingsknaben und einer alten Frau, die sich ohne Ehrfurcht und Scham eigene Regeln machen und ihnen ohne Anzeichen von Schwäche folgen«.

Le Monde

168 Seiten, gebunden, 26 DM

ROTBUCH VERLAG

VOM UMGANG MIT KRISEN

Klaus Antons. Helfen oder Lieben? Trennung und Scheidung in psychosozialen Berufen. 256 Seiten. Broschiert. DM 26,–. Erstverkaufstag: 12. 3.

Erhard Meueler. Wie aus Schwäche Stärke wird. Vom Umgang mit Lebenskrisen. 300 Seiten. Broschiert. DM 28,–. Erstverkaufstag: 2. 4.

Cheryl Benard/Edit Schlaffer. Im Dschungel der Gefühle. Expeditionen in die Niederungen der Leidenschaft. 256 Seiten. Broschiert. DM 26,–. Erstverkaufstag: 2. 4.

Hildegard Baumgart. Eifersucht. Erfahrungen und Lösungsversuche im Beziehungsdreieck. 384 Seiten. Broschiert. DM 28,–.

Marina Gambaroff. Utopie der Treue. 208 Seiten. Gebunden. DM 26,–.

Robin Norwood. Wenn Frauen zu sehr lieben. Die heimliche Sucht, gebraucht zu werden. 352 Seiten. Broschiert. DM 29,80.

ROWOHLT